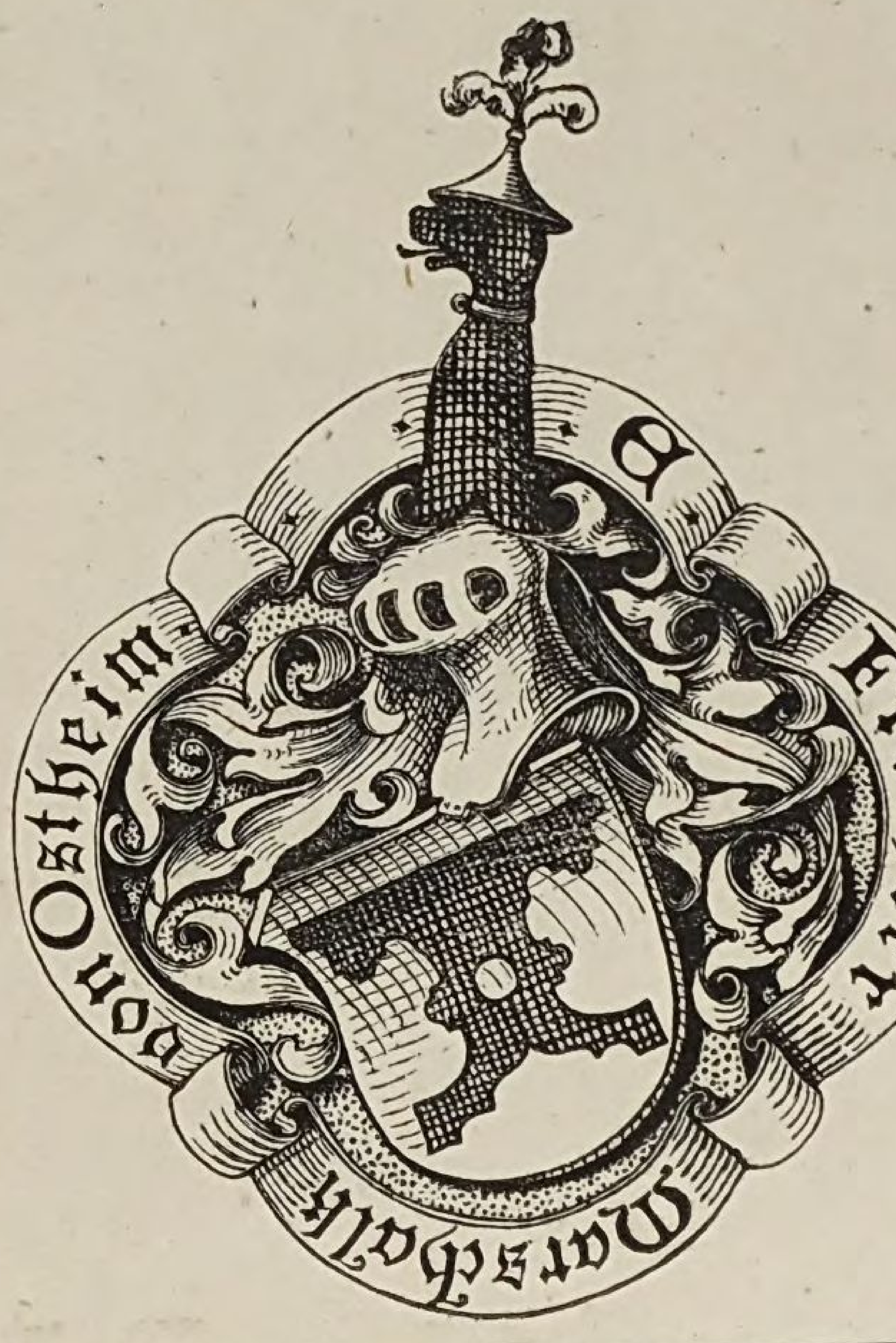

Freiherr Marschalk von Ostheim

Aus dem heutigen

Spanien und Portugal.

Aus dem heutigen

Spanien und Portugal.

Reisebriefe

von

L. Passarge.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Bernhard Schlicke
(Balthasar Elischer).
1884.

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Bandes.

	Seite
Andalusien	1
Lissabon	199
Baialha	263
Coimbra. Oporto	285

Inhaltsverzeichnis

des zweiten Bandes.

[illegible]

Andalusien.

Córdova, den 25. März 1882.

Es war ein kalter aber sonnig-klarer Morgen, als ich aus meiner Fonda der Gesandten nach dem kleinen, hübschen Bahnhofe von Aranjuez ging. Das verlassene, unbewohnte Schloß, der blätterlose, in Grau versteinerte Park, in dem Niemand wandelt, die Springbrunnen die für Keinen rauschen, die weiten menschenlosen Plätze und Straßen waren mir ein rechter Ausdruck jener Vergangenheit, welche kein Gebot eines Machthabers mehr zurückzuzaubern vermag. Und diesen Eindruck wird man in Spanien nicht los. Ueberall der Versuch des Vergangnen abzustreifen, sich zu häuten, die Bahnen der europäischen Kultur zu wandeln, und fast überall ohne Erfolg. Es giebt Nationalitäten, auf welche die Civilisation demoralisirend wirkt, eben weil ihr eigenstes Wesen eine Veränderung, einen fremden Einfluß nicht erträgt; recht im Gegensatze zu dem kosmopolitischen Deutschen, der alles Fremde in sich verarbeitet und sich assimilirt. Der Spanier, zumal der Kastilianer, den schon Florus robur Hispaniae, die Kraft und das Mark des Landes, nennt, ist in erster und letzter Reihe Ackerbauer (labrador) und vermag nichts anderes zu sein. Der Ackerbauer aber ist der geborene Soldat; aus ihm gehen die Ritter hervor und die Konkistadoren. Sein Ideal ist ein Cid, der den Juden braucht und betrügt, oder

der Schweinehirt aus Estremadura, der dem Könige große Reiche erobert (Pizarro). Alles bewegliche Gewerbe, Handel und Wandel sind ihm zuwider. Sein Acker, sein Weib, sein Haus, dazu der König, „dem er unter seinem Mantel trotzt", und über Allem die Kirche, das ist seine Welt. Das „Geschäft" überläßt er den Fremden, den Juden, die er verachtet und haßt, gelegentlich auch todtschlägt oder doch forttreibt. Solche Nationen sind die geborenen Eroberer, wie die Römer es waren und einst auch die Türken; sie erobern aber um sich fremde Länder dienstbar zu machen und sie auszubeuten. Lassen die „Provinzen" sich dieses System nicht länger gefallen, versiecht der Geldstrom, so verkümmert das erobernde Land; denn die ursprüngliche Einfachheit ist verloren, man hat ein Mal das Blut des Geldes geleckt, die Arbeit ist zu einer Last geworden; die „Ritterlichkeit" steht dem Ergreifen eines Gewerbes entgegen, zum Erwerbe fehlt die Beweglichkeit des Geistes, die natürliche Anlage. Eine solche Nation verkommt nothwendig. Die alte Zeit ist rettungslos dahin, die neue widert die Menschen an, sie verstehen dieselbe nicht ein Mal. Wieder treten überall Fremde ein, wo es gilt Industrie, Handel, selbst Wissenschaft und Kunst neu zu beleben. Der Eingeborene will von dieser Bewegung profitieren, die Resultate genießen, ohne doch an der erzeugenden Arbeit theilzunehmen. So wird er ein leidenschaftlicher Lotteriespieler, wirft sich auf die Politik, oder die Revolution, eine andere Form des Lottos, und verliert darüber seinen ehrlichen Charakter. Eine solche Nation wetteifert nicht fremden Nationen nach, und sucht sie nachzuahmen: sie beneidet vielmehr dieselben, oder haßt sie.

In dieser Lage befindet sich heutzutage das spanische Volk. Seinen Niedergang dem Bigotismus zuzuschreiben, der Vertreibung der Mauren, der Inquisition und andern Erscheinungen der Art, heißt die Quelle verkennen, aus welcher sie geflossen sind. Der Punkt aber, auf welchen alle noch so räthselhaften Erscheinungen zurückführen, ist der Charakter des Spaniers und die Unfähigkeit, dasjenige was wir die moderne Zeit nennen, auch nur zu begreifen. — —

„Va este tren á Andalucía?“ fragte ich auf dem Bahnhofe.

„Si, Señor, á Sevilla.“

Ich glaube, mein Herz schlug lauter.

Aber ein fürchterlicheres Land als dieses Neukastilien kennt die Erde nicht. Ja wäre es eine Wüste, eine Sahara, man würde aufathmen und mit Interesse diese ungeheuren Steppen anschauen, die sich ins Unendliche hindehnen, wie ein Meer nach einem Sturm, wenn es nicht zur Ruhe kommen kann. Immer wogen diese Hügel auf und ab, geschieden durch Tiefen, die keine Thäler sind; der Horizont, selten durch einen kurzen Bergzug unterbrochen, neigt sich zur unermeßlichen Ferne hinab, als wollte er die Kugelgestalt der Erde hervorheben, uns eine Art kosmischen Bildes geben. Kein Baum, kein Strauch belebt diese Einöde, aus der nur gelegentlich ein blendendweißer Salzsee, dessen Wasser in der monatelangen Dürre verdunstet ist, wie das Weiße eines todten Auges herausblickt. Soweit wäre nun alles recht gut; denn die Wüste ist immer erhaben. Aber nun denke Dir diese ganze Wüste, oder doch den größten Theil derselben kultiviert, in Acker- oder Weinland verwandelt; hie und da ein wenig

grüne Saat, das Meiste kahl und grau, die Keime in der durstigen Erde vertrocknet; die unförmlich verkröpften Reben aus dem Erdboden ragend; zuweilen eine Schafheerde, die wenigen Frühlingspflanzen abweidend: das Ganze mit dem Ausdruck einer geschminkten Leiche! Ja, hätte es vor einigen Wochen geregnet, so würde vielleicht diese ganze Steppe in einem zwar einförmigen, aber doch augenerfrischenden Grün prangen. Aber daß der Regen nicht nach einfachen, dem Menschen freundlichen Naturgesetzen niederfalle, sondern gleichsam willkürlich, in monatlangen Intervallen, und dann in Form verheerender Wasserstürze, dafür hat auch der Unverstand dieser Menschen gesorgt, welche keinen Baum dulden, weil er, wie sie meinen, die Sperlinge anlocke, die wieder ihrerseits die Felder verzehrten! Es giebt in Spanien tausende von Menschen, die nie einen Baum zu sehen bekommen, es sei denn irgend ein Bäumchen eines Gartens, das Früchte trägt; aber sicher nie einen Waldbaum, ja kaum ein Mal eine Pappel. Und während die ganze Zukunft Spaniens davon abhängt, daß es sich bewaldet, trägt sich die Regierung mit dem Gedanken die letzten Staatswälder zu verkaufen, um mit dem Ertrage eine Kriegsflotte zu gründen. Denn der Blick der Spanier ist fest auf Morokko gerichtet, das man zu erobern gedenkt, trotz des unbedingt zu erwartenden Widerspruchs Englands; immer aber hinaus in die Weite, statt zuvörderst für das wankende eigene Haus zu sorgen.

So kommt man über die Wasserscheide zwischen dem Tajo und dem Guadiana, die nichts ist als eine wellige Ebene, während die alten Karten wohl ein Gebirge einzeichnen. Hier beginnt die Mancha alta, das „trockene Land“, wie

das seinem Ursprunge nach arabische Wort es ausdrückt, jenes durstige despoblado, welches zeitweise selbst den Guadiana aufsaugt. Hier überraschten mich wiederholt einige Fata-morgana-Erscheinungen, die auch wir im März auf unseren weiten norddeutschen Ebenen oder über den Haffen erleben, wenn die Gegenstände sich in der Ferne gleichsam von der Erde loslösen und frei in der zitternden Luft schwimmen. Im Schatten lag die Ebene zuweilen ganz schwarz da, aber die weiße Decke eines Salzsee's flammte in der Sonne hell auf und darüber erschien das ferne hellblaue Gebirge.

Unermeßlich dehnt sich von Alcázar ab die Mancha baja aus mit ihren Getreidefeldern, Thymianweiden und vereinzelten Weinpflanzungen, nebst einigen Bauerhöfen und corrales (Hürden). Ueberall unterbrechen den manchego horizonte, wie Cervantes diesen ganz eigenthümlichen Gesichtskreis nennt, die uns so bekannten kleinen Windmühlen, mit drehbarem Kopf und die Flügel dem Winde zu gebogen, während Doré — dessen Bilder landschaftlich mit Spanien wenig gemein haben — die Flügel zurückgebogen darstellt, was schon physikalisch keinen Sinn hat. Es ist noch vollkommen die baumlose, öde Landschaft des großen Dichters noch ebenso verbrannt und die Menschen noch ebenso zerlumpt wie damals. Hier ist ein Stück des echten Spanien und der rechte Spanier zu finden. Was hindurchfährt, das europäische Publikum, das gebildete Spanien ist nichts als eine Ausnahme in dieser Steppe, die man jetzt ebenfalls zu kultiviren versucht, indem man die Steine in große Haufen bringt und den Boden mit dem altspanischen Pfluge, dem arado umbricht, dessen Pflugschaar nichts anderes ist als ein

eisenbeschlagener Ast der Schwarzpappel (álamo negro). Der Pflüger (gañan) hält mit der Linken den Griff, in der Rechten den Stachelstock (garilan); der Pflügerbursche (albañil) begleitet ihn. Man pflügt selten über zwanzig Centimeter tief, also sehr flach, was die Römer einst scarificatio nannten. Das Wasser ist in dieser Landschaft so selten, daß die Eisenbahnverwaltung zwischen Alcázar und Argamasilla, in der flachen Vertiefung, durch welche der Guadiana fließt, einen hohen Thurm gebaut hat, um das erforderliche Wasser meilenweit den Stationen der Eisenbahn zuzuleiten. Im Einklang damit stehen die Bahnbeamten, deren Kleider mehr geflickt sind als ein deutsches Auge für zulässig erachtet, und der Eisenbahnzug selbst, in welchem das Publikum der dritten Klasse, namentlich die Soldaten, den heillosesten Lärm verursachen.

Argamasilla, mit dem Zusatze de Alba, gilt jetzt allgemein als der Geburts- und Sterbeort des „scharfsinnigen" Manchaners, obwohl Cervantes gleich in der ersten Zeile seines Romans sagt: „In einem Dorfe der Mancha, dessen Namen ich mich nicht entsinnen will", und am Schlusse: „Dieses war das Ende des geistvollen Edlen aus der Mancha, dessen Wohnort der Verfasser nicht genau bestimmen mochte, damit alle übrigen Städte und Ortschaften der Mancha mit einander stritten und ihn zu ihrem Bürger machten und ihn für den ihrigen hielten, wie es einst die sieben Städte Griechenlands in Betreff des Homer thaten." Ist es doch dem Dichter selber nicht anders gegangen, den noch immer ebensoviele Städte Spaniens als den ihrigen ansprechen. Man erzählt, daß noch jetzt in Argamasilla viele Familien

ihren Ursprung von den Personen herleiten, welche in der Heimat Don Quijotes eine Rolle spielten. Ein Madrider Buchdrucker zog einst sogar mit seiner Presse und seinem Personal nach Argamasilla, um hier eine besondere Ausgabe des Quijote herzustellen.

Nun habe ich zwar Argamasilla nicht gesehen, denn es verbirgt sich in einer Falte zur Linken der Eisenbahn, aber dafür gerade hier von einem geistreichen Spanier eine interessante Aufklärung erhalten.

Du erinnerst Dich, daß Cervantes uns den Wochen-Küchenzettel seines Helden mittheilt: Eine Olla (wörtlich „Topf", das heißt Ragout) mehr von Rind- als Hammelfleisch, des Abends gewöhnlich kalte Küche, des Sonnabends duelos y quebrantos und Freitags Linsen; Sonntags aber einige gebratene Tauben zur Zugabe. Was sind nun duelos y quebrantos? Wörtlich: Duelle und Zerbrochenes. Mein Lexion übersetzt: Eierkuchen mit Kalbs- und Schöpsenhirn, Tiek, geistvoll wie immer, aber willkürlich: Arme Ritter. In Wahrheit sind aber darunter die dem Geflügel abgehackten Füße und Flügelspitzen zu verstehen, die aus den Küchen der Reichen an die Armen abgegeben wurden, welche diese Dinge kochten und sich für das Ungenügende mit jener witzigen Bezeichnung rächten. Auch in einer norwegischen volksthümlichen Redewendung tröstet sich das alte Weib, indem sie einen Elsterschwanz kocht, damit, daß es doch nach Geflügel schmecke. Gegenwärtig kennt man weder dieses Gericht mehr, noch versteht man den Witz.

Der Herr, dem ich diese Mittheilung danke, war ein französischer Spanier aus der Habana, Foja de Narcissa,

ein geistvoller Denker, Bibliophile und vortrefflicher Kenner der spanischen Literatur, der auf seine mutterländischen Mitbürger mit begründeter Ueberlegenheit hinabsah. Aeußerlich war er aber nur ein Schatten seiner selbst, an einer unheilbaren Krankheit leidend und ewig hüstelnd, als käme er geradezu aus unseren rauhen Regionen. Ich habe noch in keinem Lande mehr Hals- und Lungenkranke angetroffen als in Spanien. Ihre Zahl wird nur noch von der der Erblindeten und Augenkranken übertroffen, die uns auf Weg und Steg entgegentreten.

Vor Manzanares schwillt die unendliche Ebene etwas an; man nähert sich durch reiche Kulturen der großen Weingegend von Valdepeñas und der Sierra morena, den montes Mariani der Römer. Aber dieses Gebirge, welches das kastilische Tafelland wie ein Rahmen oder Rand begrenzt, ragt von hier gesehen nur wenige hundert Fuß auf, während es mit bedeutendem Steilabfall zu dem andalusischen Tieflande niedergeht. Das ganze centrale, die beiden Kastilien, einen großen Theil von Aragonien, Valencia, Murcia und Leon umfassende Spanien ist nichts als ein von Gebirgen eingerahmtes Hochland, um welches sich ein Küsten- und Tiefland legt: im Norden die asturischen und baskischen Küstenländer, sowie das Ebrobassin; im Osten die valenzianische Küstenebene; im Süden das andalusische Tiefland. Alle Flüsse, welche aus dem Centrallande kommen, durchbrechen das Randgebirge und fallen in die Tiefebenen; die von den Hafenstädten ausgehenden Eisenbahnen steigen an ihnen zu dem Central-Tafellande hinauf. Diese eigenthümliche Konfiguration Spaniens muß einem Jeden auffallen, der von der

Küste zum Centrum führt, oder den umgekehrten Weg einschlägt. Sie erklärt die ungeheuren Gegensätze in Boden, Klima, und Vegetation; den Charakter der Bevölkerung; die Geschichte und Gegenwart dieses interessantesten aller europäischen Länder, das uns zu rathen giebt, wohin auch immer den Blick wir wenden. Halbasien hat man das östliche Europa genannt. Spanien bildet ein Halbafrika, im geographischen, physikalischen und nationalen Sinne. Wer hier nur nach Europa blicken wollte, bekäme ein ganz einseitiges Bild.

Der breit hingedehnte Thalkessel von Valdepeñas ist die Heimat des gleichnamigen Rothweines, der hier auf keiner Wirthstafel fehlen darf. Wenn aber aller Valdepeñas wirklich von hier käme, so müßte diese Weinlandschaft mindestens zehn Mal so groß sein als sie es ist. In Wahrheit deckt diese Etikette so ziemlich den gesammten einfachen spanischen Rothwein, der im Ganzen an die guten Bordeauxweine erinnert und gegenwärtig auch den französischen Ausfall ersetzen muß. Was wir als Bordeaux trinken, ist fast ohne Ausnahme spanischer Wein, der nur in Bordeaux verarbeitet und den dortigen Weinen angepaßt wird. Denn die Phyloxera hat die Weingelände der Garonne vernichtet und Bordeaux vermag die nachfragenden Interessenten nur zu versorgen, wenn es sich die spanischen Rothweine annektiert. In der That hat diese Einfuhr so große Dimensionen angenommen, daß allein von Madrid täglich ein Weinzug nach Bordeaux geht, abgesehen von den weit größeren Quantitäten, welche zur See eingeführt werden. Dieses hat aber die weitere Folge, daß die Weinkultur in Spanien einen

ungeahnten Aufschwung nimmt. In Estremadura, wo es noch vor Kurzem kaum ein paar größere Straßen gab, war es früher allgemein üblich, die alten vollen Fässer auslaufen zu lassen wenn eine bessere Weinerndte stattgefunden hatte, weil es überall an Gebinden fehlte. Jetzt bieten die beiden großen Bahnen nach Portugal genügende Gelegenheit, alle, auch die unbedeutendsten Weine, nach Frankreich zu befördern, wo man sie in Margaux oder Lafittes verwandelt, und ihnen andere unsterbliche Namen giebt.

Wenn man daher in Alcázar, wo kein Wein wächst, die Bodegas del Marques de Mudela erblickt, so mag man sich vorstellen, daß von hier ein bedeutender Export nach dem Auslande stattfindet. Andere Bodegas dieses Marques befinden sich übrigens in Valdepeñas, wo ausschließlich dieses Gewächs gelagert wird.

Einen starken Gegensatz zu dieser Industrie bildeten für mich die Landsleute, die Schaf- und Ziegenhirten des Cervantes, welche neugierig an den Stationen standen und die lärmenden Insassen anstarrten. Sie trugen meist hohe und spitze aus drei Stücken zusammengesetzte Pelzmützen von Kaninchenfell, welche an eine Bischofsmütze erinnerten, dazu eine Art Schurzfell, das jedoch vorn getheilt und mit Riemen fest um jedes Bein gebunden war; in Nachahmung des einstigen Beinharnisches. Ueberall gingen aguadores (nicht aguaderos, wie ich in einem früheren Briefe geschrieben zu haben mich erinnere) auf und ab und riefen ihr: Quien quiere agua? Die Soldaten verließen bei jeder Station den Zug und liefen hierhin und dorthin, anscheinend um sich Bewegung zu machen und die Gelegenheit doppelt laut

zu schreien nicht vorbeizulassen. Setzte sich der Zug dann in Bewegung, so stürzten sie auf die Trittbretter, klammerten sich an die Wagen und stiegen gemächlich in ihre „cajas“, um hier den Fußboden als Spucknapf zu benutzen. In der That kennt man weder in Norwegen noch in Amerika, — den beiden ausgesprochenen Spuckländern — einen gleichen Mißbrauch der Benutzung des jeweiligen Fußbodens. Verdarb doch in meiner ersten Klasse ein caballero selbst den aufgelegten Teppich! Und die Norweger und Amerikaner dürfen die Unsitte wenigstens noch damit entschuldigen, daß sie Tabak kauen; aber kein Spanier fröhnt dieser Leidenschaft. Hier ist es wirklich nur die natürliche kindliche Freude am Spucken die auch ein Bube hat, wenn er auf einer Brücke über einem Flusse steht.

Der Aufstieg zur Sierra Morena über Santa Cruz (de Mudela) nach Almuradiel geschieht so langsam, daß man kaum an ein Gebirge denken darf. Die Landschaft ist ohne Größe und Schönheit. Der Schieferboden erzeugt erst noch Wein, dann Oelbäume und zuletzt nur etwas Getreide und immergrünes Eichengestrüpp, zwischen welchem Schafheerden weiden. An den Bergabhängen erblickt man ziemlich große, mystische Steinkreise, vollkommen kreisrund, als wären sie mit dem Zirkel gezogen. Es sind die Hürden der Schafe, welche bei Tage auf den Weiden (dehesas) frei umhergehen. Oben bei Almuradiel, das fast achthundert Meter hoch liegt, befindet man sich auf einer wüsten Hochebene, welche an das norwegische Fjeld erinnert; das Encinengestrüpp vertritt hier gleichsam die Zwergbirke und die Polarweide. Aber ein paar Cypressen und Akazien belehren uns doch schnell

eines Bessern. Im Süden, — wir trauen kaum unsern Augen — blicken durch eine Lücke zwischen den breitkuppigen Bergen ein paar Schneespitzen hindurch: die Sierra Nevada, das „beschneite" Gebirge. Sofort senkt sich die Bahn südlich in ein unbedeutendes vom Magaña durchflossenes Thal, und wir erreichen die Venta de Cárdenas ein paar armselige Hütten, aber unmittelbar am Eingange zu dem berühmten Puerto de Despeñaperros, dem „Paß des Hundeabsturzes" gelegen. In den Alpen würde die jetzt folgende Scenerie wenig Beachtung finden, in Spanien, wo die Natur nirgends bedeutend, glaubt man vor einem Wunder zu stehen. Der im Süden des Passes bei der Station Santa Elena auftretende Granit hat nämlich, hervorquellend, die Schieferlagen des Gebirges aufgerichtet, die nun senkrecht in einer Höhe von vier- bis fünfhundert Fuß, in lauter phantastischen Formen und Nadeln aufragen. Theils haben die Tagwasser sie ausgewaschen, theils hat der Fluß sie zerstört. Das prächtige Roth des Schiefers wechselt mit einem schönen Silbergrau ab; oft sind die Felsen mit einem schwefelgelben Moos bekleidet.

Die Eisenbahn durchbricht diese vielfachen Felsriegel auf der linken Seite des Flusses in acht Tunnels; die Chaussee, einst als Wunder der Wegebaukunst gepriesen, führt hoch über den rechten Ufer des Magaña durch dieses Felsengewirr nach Santa Elena. Hier könnten wenige Mann einer ganzen Armee den Weg verlegen. In der That stand man im Juli 1212, als das spanisch-europäische Heer auf seinem Kreuzzuge gegen die Mauern in Andalusien einzubrechen versuchte, rathlos vor dieser „Klause", bis ein Hirte einen

Fußpfad über das Gebirge wies, auf welchem das Heer in die Navas de Tolosa hinabsteigen konnte. Der zwölfte Juli brachte dann der arabischen Herrschaft den ersten der vielfachen Todesstöße bei, an welchen sie in den folgenden drei Jahrhunderten langsam verbluten sollte.

Die bloße Aehnlichkeit des Namens Cárdenas mit dem einer Figur des Cervantes, hat die Ausleger des Don Quijote veranlaßt, die Geschichte des Cardenio mit der wüsten Scenerie des Despeñaperros-Passes in Verbindung zu bringen. In Wirklichkeit hat der Dichter nirgends eine bestimmte Scenerie vor Augen gehabt, sondern willkürlich seine Figuren gerade da auftreten lassen, wo er sie brauchte, und ihre Umgebung nach der Laune seiner Phantasie gestaltet. Wie der Dichter die Modelle aus dem Leben nimmt und sie dann bis zur Unkenntlichkeit verändert, so behandelt er auch die Züge einer Landschaft souverain. Hier wirklichen Spuren nachgehen wollen heißt den dichterischen Prozeß verkennen.

Schon hinter dem durchfahrenen Passe war die Sonne für uns untergegangen, aber dafür glühten bei der Weiterfahrt die Schneegipfel der Nevada auf und die Luft wehte mit jeder Minute weicher und milder. Es wurde dunkler und dunkler. Hier und da rauchte ein Kohlenmeiler. Noch ein weiter Blick über den größten Theil der Nevada und des Küstengebirge, über reiche Fruchtfelder, Weingeländer und Oelbäume. Bei Vilches, das malerisch zwischen zwei Bergen eingebettet liegt, verläßt die Bahn die Sierra Morena und tritt in das andalusische Hügelland. Schon blitzt der Guadalquivir zwischen den Weinbergen auf. Alles wird

südlich: die Luft, die Vegetation, die Häuser, die Menschen. Zuweilen erklingt Musik und Gesang. Mir fiel ein andalusisches Lied ein:

Voy como si fuera preso;	Ich gehe wie ein Gefangner;
Etrás camina mi sombra,	Mein Schatten folgt mir nach,
Elante mi pensamiento	Vor mir wandelt mein Gedanke.
Fragua, yunque y martiyo	Schmiede, Hammer und Amboß
Rompen los metalles;	Brechen die Metalle;
El juramento que yo á ti'he jecho	Der Eid, den ich Dir geschworen,
No lo rompe naide.	Nichts bricht ihn.

Eigentlich war es mein Gedanke gewesen, mit der Zweigbahn nach Jaén zu gehen und von hier Granáda mit der Diligenzia zu erreichen. Aber wie es so kommt! Ich hatte mir, ohne das Kursbuch zu befragen, vorgestellt, die Zweigbahn gehe von Menjíbar ab, und daher auch bis hierhin ein Billet genommen, während der Ausgangspunkt Espelui ist. Da die Fahrt von Jaen nach Granada ohnehin ohne besonderen Reiz ist, nahm ich nun in Menjíbar ein neues Billet bis Córdova und erfuhr hier den ersten, wenn auch nicht eben empfindlichen Münzbetrug in Spanien, der um so ärgerlicher war, als er mir von dem Bahnhofsvorsteher selbst zugefügt wurde. Spanien wimmelt nämlich von falschem Gelde, sowohl in Silber als auch in Gold. Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler, wo die staatlichen Verhältnisse faul, werden sich immer auch bald die Münzfälscher, die „Kipper und Wipper" einstellen. Nun sind die Fälscher nicht immer so naiv wie jener Bahnhofsvorsteher in Menjíbar, der mir zwischen zwei „guten" Duros, zierlich in die Mitte eingeklemmt, einen zinnernen zureichte, den ich in der nächtlichen Dunkelheit und von der Zeit gedrängt gut-

gläubig einsteckte. Die geriebenen Fälscher verwenden wirkliches Silber und Gold zu ihren Münzen und geben diesem Metall nur irgend einen den Vollgehalt etwas entwerthenden Zusatz: zum Beispiel den Goldmünzen Platina, das bekanntlich spezifisch schwerer ist als Gold, aber einen geringeren Werth hat. Dadurch wird aber zugleich der reine Goldklang beeinträchtigt. Die Spanier, die ein sehr feines Ohr hierfür haben, werfen daher jede Münze beim Empfange auf eine Steinplatte, ohne welche kein Comtoir, keine Kasse bestehen könnte. Ja ich habe es erlebt, daß man meine Doblonen von hoch oben auf den steinernen Fußboden schleuderte, um nach dem Klange die Echtheit derselben zu prüfen. Manche Fälscher haben aber auch (wie denn Verbrecher bekanntlich immer irgendwo einfältig handeln) ein Zeichen oder Häkchen der echten Münzen nachzubilden unterlassen. Daraufhin werden nun die Geldstücke von Neuem geprüft. Ich sah in Madrid einen Kaffeehauskellner, der abends spät seinen ganzen Münzvorrath, einen wahren Berg, einer eingehenden Prüfung unterwarf und richtig ein paar Eindringlinge, an denen ich nichts auszusetzen gefunden hätte, ausschied.

Es wird dem Reisenden, der aus einer öffentlichen Kasse, zum Beispiel an der Eisenbahn, Geld erhält, anfangs nicht leicht, diese Prüfung vorzunehmen; man schämt sich gleichsam in die Seele des betreffenden Beamten. Aber wirft doch selbst Judas, wenn er in der Osterwoche im Dome zu Sevilla seine dreißig Silberlinge erhält, jedes Stück klingend auf den steinernen Fußboden, ohne daß einer der spanischen Zuschauer etwas Bedenkliches darin findet!

Wird doch von Eisenbahnbeamten erzählt (und hoffentlich nur erzählt, was aber für spanische Zustände immerhin charakteristisch genug ist), daß sie ein empfangenes „gutes" Goldstück schnell mit einem gefälschten vertauschen und nun letzteres verächtlich zurückgeben. Ein Staat, in welchem die rabies politica alle Verhältnisse beherrscht und mit jedem Ministerium auch der gesammte Beamtenstand wechselt, muß darauf gefaßt sein, nicht über die anständigsten Kräfte der Nation zu verfügen; mindestens ist es dem Publikum nicht zu verdenken, wenn es solchen Beamten das tiefste Mißtrauen entgegenbringt.

Córdova, den 26. März 1882.

Nach den eisigen Tagen in dem kahlen centralen Hochlande bin ich nun wieder in den Frühling gekommen, von dessen Hauch nun endlich auch die Orangenblüthen in ganzer Pracht aufgesprungen sind, die Luft mit einem unermeßlichen Wohlgeruch erfüllend. Die Stadt hat gleichsam ihr Festkleid angezogen, und die Menschen sitzen glücklich lächelnd auf den Marmorbänken und schauen in den blauen Himmel, der sich von der Sierra Morena her wie ein einziger großer Luftdom wölbt. Zum ersten Male, seit vielen Tagen, höre ich wieder Vogelgesang. Wohin man blickt, überall rauschen Quellen: auf den öffentlichen Plätzen, in den traulichstillen Pátios der Häuser, in welche man frei durch den dunklen Eingang, welchen die Araber „Sahan" nannten, schaut; auch

in meiner Fonda Suiza, um deren Marmorhof sich die Zimmer der Fremden legen wie die Logen in einem Theater. Welch ein eigenthümliches Bild an der Puerta de Gallegos, als ich spät in der Nacht in die einsame Stadt fuhr und die Octroibeamten ein hellloderndes Feuer vor ihrer Wache umstanden, um sich daran zu wärmen; dann das fürchterliche Pflaster dieser Stadt, welche, wie noch manche andere in Spanien, nicht leben und nicht sterben kann: und nun der sonnenhelle Himmel, der auf mehr als zwei Jahrtausende hinableuchtet und noch immer leuchten wird, auch wenn der letzte Stein von der gewaltigen Meskita Aljama verschwunden und der letzte Brückenbogen in den Guad-al Kebir, den „großen Fluß", gestürzt sein wird.

Und wohl lohnt es hinabzuschauen auf das alte Corduba, das sich so behaglich über die breite, von der nahen Morena hinabsteigende Fläche ausbreitet und sich in dem gelblichen Flusse spiegelt. Der Guadalquivir durchströmt kein Gebirgsthal; er durchbricht kein Hochland wie der Rhein oder die Donau; er windet sich, immer dem Fuße der Morena folgend, durch das im Ganzen öde Hügelland Tiefandalusiens, in unzähligen Schleifen und Windungen, doch auch Segen und Fülle bringend, so weit als seine Wasser reichen. Das Wasser fängt man durch Wehre, Presas, auf und führt es den Gärten zu. Auch bei Cordova durchschneiden sein Bette drei solche Wehre und an jedem liegen ein paar arabische Mühlen von Stein, wahre Wasserschlösser, welche mit der großen arabischen Brücke von sechzehn Bogen dieses Stadtbild so eigenthümlich beleben. Steil ragt in einem großen Bogen nach Norden das rechte Flußufer auf, im Osten mit der hoch-

gelegenen Capilla de los Mártires, im Westen mit dem Alcazar abschließend, der seit Roderich dem Westgothen vielgenannten arx cordubensis, welche ebenso die Zerstörung der Stadt durch Julius Cäsar, wie ihr Aufblühen als Colonia Patricia (durch alte verarmte Patriziergeschlechter Roms), den Fall des Westgothenreichs, die Pracht des Omajadenreiches, die Wiedereroberung der Stadt durch die Christen (30. Juni 1235) und die Greuel der Inquisition gesehen hat. Zwischen dem Alcazar und der Märtyrerkapelle breitet sich in einem weit nach Nordosten ausgreifenden Bogen die Stadt mit ihren unzähligen schmalen Straßen aus; ein wahres Labyrinth, durch das uns kein Faden eines Plans leitet; denn der vorhandene der Reisebücher ist unbrauchbarer als die Subelskizze eines Schülers. Das gehört auch zu den Eigenthümlichkeiten einer solchen spanischen Stadt, daß sie nicht einmal einen ordentlichen Plan besitzt, und hätte sie, wie Cordova, eine Einwohnerzahl von fünfzigtausend Seelen. Und doch ist das Bedürfniß nach einem solchen vorhanden; denn man photographirt jetzt in Cordova den ganz unzureichenden, veralteten Plan, welcher dem Delavigneschen französischen Reisebuch beigegeben ist, und verkauft das Blättchen für drei Peseten!

Wenn man von der Brücke aus die Stadt nach Norden oder nach Nordosten durchwandert, so steigt man ununterbrochen, aber langsam auf, bis man zuletzt an der Eisenbahn steht, welche im Norden den Kreisbogen der Stadt nach Art einer Tangente berührt. Dann folgt nördlich weiter ein reich kultivirtes Flachland, das allmählich in die Abhänge der Morena übergeht, mit herrlichen Villen, Orangengärten, Oelbergen und Waldpflanzungen. Das Gebirge ist nirgends

rauh; es blickt freundlich auf Cordova herab, wie der Odenwald auf die Bergstraße. Ganz oben liegen die von Mönchen bewohnten Ermitas, das sogenannte Paradies, und gestatten einen herrlichen Blick auf Tiefandalusien, über welchem sich das Küstengebirge von Malaga, die Sierra Nevada und die Berge von Jaén erheben.

Ja es ist schön in Cordova und immer still wie in einem großen Badeorte. Am Morgen und am Abend sitzt man auf dem großen Platze im Norden, welcher früher Plaza de San Martin hieß, jetzt aber Calle del gran Capitan genannt wird. Dieser große Kapitain ist aber jener Gonsalvo de Córdova, welcher einst seinem Könige Neapel eroberte und später über die verwendeten Kriegsgelder jene berühmte Rechnung ablegte, welche als „Cuentas del gran Capitan" sprichwörtlich geworden ist, aber vor den Augen der preußischen Oberrechnungskammer keine Gnade gefunden haben würde. An diesem Platze steht das Theater, in welchem nur im Sommer gespielt wird, denn das arme Cordova hat keine „stagione", und das größte Kaffee der Stadt, in welchem diese Nacht ein Maskenball stattfinden soll. Mein Nachbar, ein echter Cordovese, versicherte, die hiesigen jungen Damen wären las mas saladas Andalusiens, die „am meisten gesalzenen", worunter man allerdings Damen mit ebenso viel Grazie als Witz versteht; keine wisse reizvoller den Fächer zu handhaben, die Mantille zu falten, und den kleinen Fuß unter der kurzen Basquina verführerischer vorzustrecken. Ich spielte aus Höflichkeit den Gläubigen; denn was ich bis jetzt von kordubensischer Schönheit gesehen, genügt nicht den bescheidensten Ansprüchen. Freilich, das Beste soll sich hinter

den Rejas verbergen, jenen eisernen Fenstergittern, an welchen abends die jungen Leute stehen und sich mit ihren Angebeteten unterhalten: „ach durch des Gitters ehr'ne Kreuze!" Dergleichen Bemühungen nennt man hier „Eisenfressen" (comer hierro), oder „die Truthenne rupfen" (pelar la pava).

Der Paseo de la Victoria, der schönste den ich bis jetzt in Spanien gesehen, liegt im Nordwesten der Stadt mit dem Blick auf die Sierra Morena, auf die alte arabische Stadtmauer und den Bahnhof. Ganz nahe im Osten ragt der Stiercirkus auf. Nichts wunderbarer als dieses Nebeneinander der alten und neuen Zeit. Hier kann man ganze Stunden zubringen, bald unter hohen schattigen Ulmen und Platanen, denen sich leider auch hier der häßliche Eucalyptus globolus zugesellt, wandelnd, bald an Teichen sitzend und den Duft der Orangen athmend. Auf dem Platze des Großen Kapitains geht man sogar in einer einzigen Allee dieser herrlichen Bäume, aber halb betäubt von dem Duft der tausenden von Blüthen. Madrid und Cordova sind zwar nur durch wenige Stunden Eisenbahnfahrt getrennt; klimatisch ist es aber ein Sprung wie von München nach Sizilien.

Welche wunderbaren Kontraste birgt nicht diese iberische Halbinsel! Können wir uns darüber wundern, wenn dieses Volk ebenfalls zwei Seelen hat, welche es nicht zu einer harmonischen Entwicklung gelangen lassen? Einen bruto diamante, einen ungeschliffenen Diamant nannte mein Reisegenosse von Murcia den genio español, die Seele des spanischen Volks. Wer wird ihn endlich schleifen? Und bedeutet das Abschleifen nicht die Zerstörung?

Dem Kastilier, der in seiner braunen Jacke wie ein nordfriesischer Bauer aussieht, erscheint der Andalusier, welchem das Maurenthum noch aus den Löchern der Ellenbogen herausblickt, mit seinem Guitarrengeklimper und Tanzen wie der reine Affe. Er hat aus dem majo, dem volksthümlichen Stutzer, der seinen Namen von dem arabischen majar, Glanz, ableitet, das Schimpfwort majadero, Lümmel, gemacht, und hebt mit Recht die Sucht des Andalusiers hervor, die einfachsten Dinge durch seine ponderacion zu übertreiben. Aber er übersieht, daß ohne die gracia y sal andaluza das Leben leicht einem unerträglichen Ernst verfallen könne, und daß der Gracioso, dessen eigentliche Heimat Andalusien ist, uns als Leporello und Figaro bekannt genug, neben einen Don Juan, den „burlador de Sevilla“, ebenso hingehört wie der Sancho Pansa neben seinen Herrn Don Quijote. Im Alterthum, und merkwürdigerweise auch im Mittelalter, sind aus diesem Cordova lauter sehr ernste, fast grämliche Leute hervorgegangen, so Seneca, welchen Dante morale nennt, Lukan, der stoische Philosoph und Dichter der Pharsalia; später der Araber Averroes, „che il gran comento feo“, über Aristoteles nämlich, wie ebenfalls Dante im vierten Gesange seiner Hölle sagt; der Rabbi Moses Maimonides (1149); der berühmte spanische Verfasser des Laberinto: Juan de Mena (1412); der gezierte Luis de Góngora („Gongorismo“); Pablo de Céspedes, Maler und Dichter; Ambrosio Morales und Thomas Sanchez, der gefeierte Verfasser des Werkes über die Ehe. Allen diesen hält das Gegengewicht nur der witzige Andaluse Lope de Rueda, der Vater des spanischen Theaters, seines Zeichens ein Goldblechschläger, ein andalusischer

Hans Sachs, welchen noch Cervantes als vagirenden Komödianten gesehen hatte, „wundervoll in der Pastoralpoesie und in diesem Fach weder damals noch heute von Jemand übertroffen.“ Reizend schildert Cervantes die Dürftigkeit der damaligen Scenerie. Der sämmtliche Apparat eines Schauspielunternehmers wurde in einen Sack verpackt und bestand aus vier weißen Schaffellen, eingefaßt mit vergoldeten Lederborten, aus vier Bärten und Perrücken und etwa noch vier Schäferstäben. Die Komödien waren Gespräche zwischen zwei oder drei Hirten und einer Schäferin. Sie stutzten sie auf oder verlängerten sie durch zwei oder drei Zwischenscenen, wo bald eine Negerin, bald ein Raufbold, oder ein Narr, oder ein Baske auftrat; denn alle diese vier Rollen und noch viele andere spielte der berühmte Lope mit der größten Virtuosität. Das ganze Theater bestand aus vier Bänken, im Quadrat aufgestellt und vier oder sechs darüber gelegten Brettern, wodurch es vier Fuß über den Boden erhoben war. Die Dekoration der Bühne war eine alte Decke, die an zwei Schnüren hin- und hergezogen wurde. Dadurch wurde das sogenannte Vestuarium gebildet, hinter welchem die Musiker standen und ohne Guitarre irgend eine alte Romanze absangen.

Nun nenne ich Lope de Rueda, dessen Pasos (Auftritte, Scenen) später so wundervolle Fortsetzungen in den Entremeses (Zwischenspielen) eines Lope de Vega und Cervantes finden sollten, eigentlich mit Unrecht bei Cordova; denn er ist, wie Cervantes ausdrücklich sagt, in Sevilla geboren. Wenn es aber wahr ist, was man gesagt hat, daß der Tod das wichtigste Ereigniß in dem Leben eines Menschen bildet,

so tritt doch Cordova in sein Recht. Denn Lope starb hier und liegt nun in der arabischen Meskita zwischen den beiden Choren begraben, nicht weit freilich von dem „berüchtigten Narr Luis Lopez“, wie Cervantes hinzufügt.

Cordova, den 26. März 1882.

Wenn man von dem Paseo der Viktoria, außerhalb der Stadtmauer, südlich nach dem Guadalquivir wandelt, so hat man den Eindruck, als befände man sich an der Mauer Roms, so still und menschenleer ist es hier. Nach Westen dehnt sich die von der Eisenbahn durchschnittene Ebene hin, auf welcher ein paar für die Arena bestimmte Stiere des Marques de Guadalcázar weiden; auf demselben Boden, den einst der Palast der Sultanin Azahra einnahm, welchen Al-Makkarí als ein Wunder orientalischer Pracht schildert. Darüber erhebt sich oben das frühere Kloster der Hieronymiten, jetzt ein Irrenhaus. Den Hintergrund nach dieser Seite hin bildet die dicht an den Fluß tretende, hochgelegene arabische Burg Almodóvar del Rio.

Nahe dem Fluß, vor dem sevillanischen Thore befindet sich der im Jahre 1817 angelegte Kirchhof, rings von Mauern eingeschlossen, darin die Nischengräber ebenso unheimlich blicken wie in Barcelona. Aber zwischen herrlichen Myrthenhecken, von eigenthümlich eingebundenen Cypressen beschattet, ruhen die Reichen in ihrem Panteon familiar, während die Canonici der Kathedrale ihr besonderes Plätzchen im Westen haben. Dieser Kirchhof ist vollkommen der arabische Rauda.

Man vermißt nur die Turbane auf den Denksteinen, nämlich jenes Leichentuch, welches jeder Gläubige schon bei Lebzeiten um sein Haupt wickelt, gemäß dem orientalischen: bereit sein ist Alles.

Schön ist die Lage des nahen Alcázars hoch über dem Fluß, zu welchem einst herrliche Marmortreppen führten, während ein Druck- und Pumpenwerk das Wasser weit hinauf den Gärten und Springbrunnen zuführte. Noch gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war das betreffende große Wasserrad vorhanden; aber Isabella die Katholische wurde von seinem Knarren im Schlafe gestört; da ließ man es freilich ebenso eingehen wie die Glocken von Aranjuez, die ich schon früher erwähnt habe. Jetzt liegt der Alcazar in Trümmern. Nur noch ein paar Thürme sind übrig geblieben, Stücke der Mauern, ein paar Fontainen, Wasserbehältnisse, Bäder und Anderes. Alles das liegt jetzt unter Orangen, Feigen, Myrthen und Cypressen wie vergraben; die Wasser rauschen leise fallend und melancholisch tropfend, gerade wie unsere Stimmung es verlangt. Es ist ein Ruinengarten ersten Ranges, eine ins Leben gerufene Scenerie aus den „Abenceragen“ oder dem „Nachtlager von Granada“. Es trieft hier gleichsam von Erinnerungen, Phantasieen; huschende Bilder umgaukeln uns, wohin wir den Blick wenden. Hier arabische Mauerbogen, Grottenwerke und rauschende Brunnen, dahinter die Thürme der Inquisition mit ihren zwanzig Gefängnissen und sieben Patios, ein Labyrinth des Schreckens. Noch jetzt befinden sich hier die Cárceles de Córdova, in denen es nicht immer so lustig hergehen mag wie in dem

berühmten Zwischenspiel Lopes de Vega: der Kerker von Sevilla. Weiter im Westen stehen hoch über dem Flusse noch zwei mächtige Befestigungsthürme: die Torre de Paloma (Taubenthurm) und de Diablo (Teufelsthurm). Auch hier hat man ein ganz römisches Bild: den Fluß, die verbrannte Landschaft, die Stadt und die Brücke, welche hinüber zu der südlichen Vorstadt, dem Campo de Verdad, führt; in Süden geschlossen von dem gewaltigen arabischen Brückenkopf Calahorra (Calat Horrah), aus dessen Ziegelmauern noch kein einziger Stein gefallen ist.

Auf dieser Brücke zu wandern, über welche immer die Landleute auf ihren Eseln und Maulthieren ziehen, sei's am Morgen, wenn der andalusische Himmel in unvergleichlicher Klarheit sich über der großen Stadt wölbt; oder am heißen Mittag, wenn der Wind den Staub aufwirbelt und es wie ein afrikanischer Hauch über diesen Fluß weht, der immer und immer über sein Wehr rauscht; oder am Abend, wenn die Sonne hinter dem Burgfelsen von Almodóvar niedertaucht und die Palmen des Alcazar sich in dem ruhigen Strome spiegeln, — ist von einem unsagbaren Zauber. Cordova ist so still, so träumerisch wie die Stadt der Lagunen; es liegt eine eigene Trauer auf den Gesichtern der Menschen, sie haben ojos adormilados, das heißt träumerische Augen, wie mein Führer es nannte, und der Fremde fühlt sich wie umrauscht von flüsternden Geisterstimmen.

Ich habe noch nicht von der Meskita gesprochen, wie die Menschen die einstige arabische Moschee noch immer

nennen, dem eigentlichen Wunder der arabischen Baukunst im Abendlande, der seltsamen Zekka, welche der Kaaba in Mekka einst erfolgreiche Konkurrenz machen sollte und das traurige Geschick gehabt hat durch die Hände christlicher Barbaren großentheils zerstört, mindestens verunstaltet zu werden.

Wie alle orientalischen Bauten ist auch die kordovanische Meskita ein Innenbau, ihr Vorbild die altchristliche Basilika, die ihrerseits einst nichts war als eine Markthalle. Hier wendet sich nichts nach außen, wie in unseren Domen und Häusern, deren zahlreiche Fenster, wie eben so viele Augen, hinaus ins Freie blicken. In der Basilika, wie im griechischen Tempel und im römischen Hause, von welchem der spanische Patio noch ein letzter Ueberrest ist, schaut Alles nach innen. Darum die starre, fensterlose Mauer, welche as Ganze abwehrend, fast festungsartig, umgiebt; ungeheure, fast thurmartige Strebepfeiler, welche bis zur Höhe der Mauer aufsteigen und ebenso wie diese mit Zinnen gekrönt sind; zwar nur ein Thor, aber hoch und weit genug, um den Strom der Eintretenden nicht zu stauen. Das Innere, ein sich dem Quadrat näherndes Oblong, besteht aus zwei Theilen: dem lichten, mit Bäumen bepflanzten, Vorhofe, in welchem die Gläubigen sich an dem Brunnen, dem Midhâ, waschen, und dem Tempel selbst, dessen zahlreiche Thorbogen, thürenlos, sich alle nach dem Vorhofe öffnen. Auch die altchristliche Basilika hat einen solchen Vorhof, aber der Tempel selbst ist verschlossen und öffnet sich nur den Rechtgläubigen. Die Araber kannten zu gut den Effekt, welchen der Gegensatz von Licht und Dunkel auf

erregte Gemüther hervorbringt, als daß sie ihn hätten bei ihren Moscheen unterlassen sollen. Auch die Wirkung der eleusinischen Mysterien beruhte zum großen Theil darauf. Noch heute tritt man aus dem blendenden Sonnenlicht des Kreuzganges unmittelbar in die tiefe Finsterniß der Kathedrale in Barcelona. Der eigentliche Tempel in Cordova war fenster- und lichtlos; das durch die Thorbogen einfallende Tageslicht verlor sich bald und machte einem Lampenschimmer Platz, der von großen Kronleuchtern und vielen tausenden von Hängelampen kam. Denke Dir einen ungeheuren, unabsehbaren Götterhain, dessen tiefes Dunkel vollständig sein würde, wenn er nicht bis in die fernste Ferne illuminirt wäre, und Du hast eine Vorstellung von dieser kordovanischen Moschee. In der That befinden wir uns in einem Walde von Säulen. Bei den jedes sonstige Maß überschreitenden Verhältnissen, infolge der engen Stellung der Säulen, die sich entweder in unabsehbaren Reihen hinziehen oder in der Diagonale verschieben, erblickt das Auge nirgends ein Ende, sondern stößt immer wieder auf Säulen, welche unzählige andere verbergen. Der Effekt ist an sich ein einfacher aber grandioser. Wir sehen nirgends eine Grenze, daher der Eindruck der Unendlichkeit. Wir schreiten diese endlosen Säulengänge ab, die an Breite, Länge und Höhe sich vollkommen gleich sind; wir lassen hunderte von Säulen hinter uns, und wir haben noch ebensoviele vor uns. Ich erörtere nicht, ob dergleichen künstlerisch ist. Diese Bauwerke sind maaß- und endlos wie die Phantasie der Araber, monoton wie das Gebet eines Derwisches, der tausende Male hinter einander nichts ausspricht als das einzige Wort

Allah. Wir werden betäubt, aber wir können uns einer großen Wirkung nicht entziehen. Die Kunst, welche eine geordnete Natur ist, giebt hier gleichsam ihr Prinzip auf und fällt in den Naturalismus zurück. Hier ist wirklich ein Wald dargestellt, wenn auch in Stein. Dieser Tempel enthält keinen Plan, kein System; statt der Ausdehnung, welche er zur Zeit hat, könnte er ebenso gut das Doppelte, ja jede beliebige Bodenfläche bedecken; das Ganze ist eine Multiplikation

Man hat in neuerer Zeit die Geschichte der Meskita geschrieben und gefunden, daß sie in der That einer solchen Multiplikation ihre Ausdehnung verdankt. Als Abdurrhaman I. im Jahre 786 ihre Erbauung begann — als ausgesprochenen Konkurrenzbau mit den Pilgertempel in Mekka — dachte er nur an einen Bau, der nicht ein Mal ein Drittheil der heutigen Meskita umfaßte. Es waren noch nicht einhundert und achtzig Jahre vergangen, als sein Nachfolger Hakem II. den Bau in der Längenaxe nach Süden vergrößerte und ihm mehr als die doppelte Ausdehnung gab. Den großen, aus den ganzen Orient zuströmenden Pilgerschaaren genügte auch dieser Tempel mit seinen elf Säulenschiffen nicht, darum fügte Hackem III. im Osten, also den Tempel unorganisch verbreiternd, noch acht Schiffe hinzu und vollendete das Werk, nachdem etwa zweihundert Jahre seit dem Beginne verfloßen waren.

Kein griechischer Tempel, keine Basilika, kein gothischer Dom würde jemals eine solche willkürliche räumliche Vergrößerung dulden. Selbst den ägyptischen Tempelbauten setzte das Kleinerwerden der angefügten Bauten eine Grenze: das System der kordovanischen Meskita aber duldet eine

endlose Erweiterung. Sie hat bei unserem Tempel freilich einen seltsamen Mißstand hervorgerufen.

Die Araber, ich meine die Syrer, von welchen die Eroberung Spaniens ausging, denn damals florirte das Chalifat von Damaskus, bauten ihre Tempel in der Richtung nach Mekka, also nach Süden, und behielten diesen Plan in Spanien bei. Die Kiblah, oder der Mihrab, wie die nach Mekka gerichtete Gebetnische heißt, muß sich aber am Ende der mittleren Längenaxe des Tempels befinden, also beim Eintritt durch den mittelsten Thorbogen ebenso ins Auge fallen, wie in der altrömischen Basilika der Sitz des Prätors und in den spätern christlichen Kirchen der Hauptaltar. Zu diesem Zwecke hatte auch der mittelste der elf Säulengänge in der Meskita von Cordova eine größere Breite als die zehn Seitenschiffe erhalten. Die erste Vergrößerung unter Hakem II. schob nun zwar den Mihrab ein Stück nach Süden hinaus, aber das Grundsystem des Tempels blieb doch das ursprüngliche. Als aber darauf Hakem III. den Tempel verbreiterte, und zwar nur nach einer Seite, nämlich nach Osten hin, zerstörte er die Harmonie, welche man dem bisherigen Bau nicht absprechen konnte. Denn nun befand sich der Mihrab nicht mehr in der Mitte des Tempels. Auch der Thurm, welcher über dem Haupteingange zum offenen Vorhofe, gegenüber dem Hauptthorbogen des Tempels und dem Mihrab, erbaut war, nahm nicht länger seine rechte centrale Stelle ein. Denke Dir an die eine Längenseite eines dreischiffigen gothischen Domes drei neue Seitenschiffe gefügt, und Du hast eine ungefähre Vorstellung von dieser Erweiterung in unserer Meskita.

Doch was wollen solche Erwägungen, wo wir rathlos und staunend dastehen und durch diesen Säulenwald irren wie ein Mensch, der sich in einem Walde nicht zurechtzufinden vermag! — Aber die christliche Kirche mitten in der Moschee? — wirst Du fragen.

Auch auf die Gefahr hin für einen Barbaren zu gelten, muß ich Dir gestehen, daß mir diese Kirche nicht so entsetzlich vorgekommen ist, wie fast allen meinen Reisekollegen. Einmal ist sie an sich imposant, ja schön in den Verhältnissen und darum schon an sich bewundernswerth. Sie ist wie die griechische und christliche, ja wie so ziemlich jede Baukunst, einem künstlerischen Gedanken entsprungen; sie weist Einheit auf und Maaß; alles ist hier organisch entstanden, fein gegliedert, das Einzelne dem Gesammten untergeordnet. Als Kunstwerk steht sie so hoch über dem arabischen Naturalismus wie etwa eine Arie von Mozart über einem Volksliede, wie ein Dante über einem Improvisator.

Die Araber, überhaupt die Orientalen haben keine Kunst. Was in dieser Form auftritt sind nachgeahmte und meist mißverstandene Vorbilder der abendländischen Kultur. Kein Grieche würde die stille Zelle seines Tempel mit Säulenreihen ohne Zahl umgeben, das Christenthum die Schiffe seiner Dome niemals ins Maaßlose vermehren. Dem Wüstenbewohner fehlt der Sinn für das Maß. Er hat kein Haus sondern nur ein Zelt, wie der Magyare. Baut er dennoch ein festes Wohnhaus, so ist er von fremden Vorbildern abhängig. In der Meskita von Cordova hat er eine Art Palmenwald geschaffen, kein Kunstwerk.

Wenn aber nur der Lebende recht hat; wenn der Muha-

medaner die christlichen Tempel in Moscheen verwandelte und sie den Zwecken seines Kultus anpaßte, was hinderte die Christen auch Moscheen in Kirchen umzuwandeln? Nun ist diese Meskita in ihrer ursprünglichen Gestalt als katholischer Tempel undenkbar; denn sie gestattet keinen Raum für einen Hauptaltar, ohne welchen wieder das katholische Prinzip der Adoration eine Einbuße erleidet. Ein Wunder, daß man seit den Jahren 1235 bis 1523, also dreihundert Jahre wartete, um die Meskita in eine wirkliche christliche Kirche umzuwandeln und sich damit begnügte, in ihr ein paar Altäre aufzustellen.

Gewiß wäre es besser gewesen, die mittleren Säulenreihen der Meskita zu entfernen und ein einziges großes Schiff mitten in diesen Säulenwald zu bauen. Es ist aber dabei offenbar die Richtung von Norden nach Süden erwogen worden, welche die christliche Kirche gern vermeidet. Und dann der Kostenpunkt! Wie hätte man damals den Bau einer Kirche von etwa 550 Fuß Länge zustande gebracht! — Nun steht die christliche Kirche in der Richtung von Osten nach Westen mitten in dieser Meskita, wie die Verächter sagen, gleich einem großen Klotz, in Wahrheit wie eine große Kapelle in einem Säulenbuschwerk, das von ihr weit überragt wird.

Ja hätte man damals so viel Kunstsinn gehabt, die Meskita überhaupt als solche zu konserviren und den späteren Jahrhunderten als das größte und schönste Muster der arabischen Baukunst in Spanien zu überliefern! Aber unglücklicherweise waren die Menschen damals nicht auf die Anlage von Museen und Erhaltung von Baumustern bedacht, wie heutzutage, auch wohl nicht indifferent genug. Andalusien war am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts

noch zum größten Theile maurisch, oder doch maurisch gesinnt; da mußte sich denn diese christliche Kirche der Meskita gleichsam auf die Schultern setzen, wie in dem Carstens'schen Bilde einer der Charonsknechte dem an den Mast gebundenen Megapenthes. Daß dann im achtzehnten Jahrhundert auch die prächtige Artesonado-Holzdecke herausgeschlagen und durch die heutigen nüchternen rundbogigen Gewölbe ersetzt wurde, bleibt freilich ewig schade. Wer je diese herrlichen, tief kassetirten Decken in Spanien geschaut hat, diese Arbeiten, welche selbst in den flandrischen und hanseatischen Städten, zum Beispiel in Lübeck und Danzig, noch nicht allen Glanz eingebüßt haben; einst doppelt prächtig, da sie in Gold auf rothem, blauem und schwarzem Grunde strahlten: der kann nicht ohne Ingrimm auf diese Gewölbe blicken, die uns nun so weiß getüncht und so nüchtern anstarren. Man sagt, aus dem trocknen Fichtenholze der Decke seien einst Violinen gefertigt worden. Wir wissen allerdings nur, daß das Holz aus den Pinares von Tortosa stammt, sonst weiter nichts.

Nur eine einzige Stelle der Meskita strahlt noch in der alten, man möchte sagen unvergänglichen Schönheit: die Kapelle des Mihrab, welche die erobernden Christen später dem heiligen Petrus weihten. Sie besteht aus zwei Abtheilungen, durch wundervolle Säulen und Hufeisenbögen geschieden, und ist mit den kostbarsten Marmorplatten und Mosaiken (die Araber nannten sie sofeisefas) bedeckt; in Mustern, wie sie keine Phantasie glänzender zu erdenken vermag; in einer Farbenpracht und einem Goldglanz, als wäre das ganze ein Teppich, der so eben aus den Webereien Bagdads hervorgegangen. Diese Arbeit ist freilich

byzanthinisch, oder doch auf byzanthinische Muster zurückzuführen, wie die ähnlichen Arbeiten in Sizilien.

Ich kenne nichts, was sich mit diesen leicht aufsteigenden Bogen, diesen in einandergreifenden Biegungen und Schwingungen vergleichen ließe. Immer höher steigt die vordere Wand auf in großen Säulen-Pfeilern, Pilastern mit Hufeisenbögen und Rosetten, bis zuletzt eine Art Architrav und dann ein großer Rundbogen den Aufbau abschließt. Von der Rückwand der Kapelle steigt es wiederum auf mit den herrlichsten Mosaiken und arabischen Inschriften, die theils horizontal theils vertikal angebracht sind, um oben in Form einer prachtvollen Muschel sich mit der durchbrochenen Vorderwand zu verbinden. Die Inschriften preisen Allah berichten über den Erbauer dieser Kiblah, den Imám Mostansir, den Diener Allahs, Al Hakem, den Fürsten der Gläubigen."

„Erinnert euch, was Allah an euch gethan. Ihr waret Feinde, und er hat eure Herzen gewandelt und euch zu Brüdern gemacht."

Dringend wird das Gebot der Reinigung eingeschärft:

„Bereitet ihr euch zum Gebete vor, so wascht das Gesicht und die Hände bis zu den Ellenbogen; reinigt euch den Kopf und die Füße bis zu den Knöcheln. Fehlt es aber an Wasser, so nehmt feinen Sand und reibt euch damit das Gesicht und die Hände."

In der Rückwand befindet sich das Allerheiligste, der eigentliche Mihrab, die Gebetnische, in welcher der von Othman kopirte Koran aufbewahrt wurde. Sieben Mal rutschten die Gläubigen auf den Knieen um dieses enge

Heiligthum; davon ist der Fußboden zu einer tiefen Furche abgeschliffen. Als am 30. Juni 1235 Cordova den Spaniern die Thore öffnen mußte, vermauerten — so sagt man — die abziehenden Mauren diese Gebetnische, bis man sie zufällig bei einer Renovation wieder entdeckte. Dieser Mythe liegt die Thatsache zu Grunde, daß man den Mihrab durch einen großen geschmacklosen Altar verdeckt hatte, welcher erst im Jahre 1816 entfernt wurde. Gegenwärtig steht er, mit der Kapelle davor, ganz leer. Ein eisernes Gitter trennt die Räume von der Kirche; der Führer aber zündet ein Wachslichtchen an, steckt es auf einen Stock und beleuchtet damit die goldstrahlenden Mosaiken und die frommen Koransprüche.

Vor einiger Zeit besuchte Muley Abbas, der Bruder des Sultans von Marokko diese Meskita, rutschte knieend sieben Mal um das Heiligthum, wie es die Mauren auch in Mekka zu thun pflegen, betete und weinte laut wie ein Kind. Man machte ihn auf die Inschriften an den Wänden aufmerksam; aber vermochte sie nicht zu lesen.

Ich könnte Dir noch von der Maksurah erzählen, der späteren Kapelle von Villaviciosa, einst die Tribüne des Chalifen, wenn er am Freitage sein Gebet (Jothba) verrichtete und die Meskita durch den vom Alcazar führenden unterirdischen Gang (sábath) betrat; aber ich habe wenig von ihr gesehen, denn sie wird gegenwärtig restaurirt, und zwar, wie mein Führer mir sagte, aus der fábrica, das ist das Kirchenvermögen der Meskita.

Washington Irving erzählt in seiner Alhambra, daß manche Mauren, als sie Cordova verließen, die Schlüssel zu ihren Häusern und die Pläne derselben, auf Pergament gezeichnet, mitnahmen, überzeugt, daß sie bald wieder in das

ihnen von Allah verliehene Land zurückkehren würden. Ein neuerer Schriftsteller hat in dem Mauren, welcher an den Thoren der Meskita draußen steht und Hanfsandalen verkauft, einen solchen wartenden Gläubiger entdeckt. Ich muß gestehen, daß ich dem freundlichen Mann sein seltsames Geheimniß nicht anzusehn vermochte.

Ich habe noch nicht von dem Orangenhof der Meskita gesprochen, und doch ist er nicht weniger schön als der Säulenwald des Innern. Ach nur ein Mal jedes Jahr unter diesen Blüthenbäumen, unter diesen Palmen zu wandeln, deren Blätter die letzten Winterstürme zerzaust haben! Diesen Quellen zu lauschen, diesem Zwitschern der Schwalben, welche durch die Bogen der Säulengänge fliegen! Der ganze Boden ist mit spitzen, aufrechtstehenden Steinen aus dem Guadalquivir gepflastert, aber das Gras sprießt überall aus den Fugen und hat einen dichten Teppich darüber gebreitet. Wie oft bin ich nicht hier gewesen! Cordova hat eigentlich nur seine Meskita. Wohin man auch geht, unversehens ist man wieder im Orangenhofe. Im Westen ist die Casa de los espósitos, das Findelhaus, mit einem wirklichen „Torno“, darauf der Findling gelegt wird, und mit einer Glocke daneben, als wäre es eine Dekoration aus dem Pariser Melodrama: „Eine Mutter aus dem Volke“. Nicht weit davon ist der Eingang in den bischöflichen Palast, durch dessen weite Gärten mich der Sekretair des hohen Kirchenfürsten geführt und mir die Riesencitronen gezeigt hat, welche an den Spalieren reiften. Man ist in Spanien immer freundlich, immer höflich; und so lächelte auch mein Führer bloß, als ich ihm vom preußischen Kulturkampf erzählte.

Willst Du mir noch auf dem Thurm der Meskita folgen, der auf der Stelle des alten durch ein Erdbeben zerstörten Alminar steht? Die Mauren nannten ihn „as Sumua“ und zwar „al cadima“ den alten. Er nimmt nicht den höchsten Punkt in Cordova ein; umfassender ist die Aussicht von dem achteckigen Thurme der Kirche San Nicolas von der Calle del Gran Capitan. Aber von unserm Thurme, der in vielfachen Etagen mehr malerisch als schön aufsteigt, übersieht man dafür das Dach der Meskita, (eigentlich hat jedes Säulen-Langschiff sein eigenes Dach), den Orangenhof, die Stadt, die Morena, den Fluß mit seinen arabischen Mühlen und drüben das öde andalusische Hügelland, durch welches die Eisenbahn nach Malaga und Granada geht. Die Araber, welche aus dem Osten kamen, nannten dieses Land, welches sie so sehr in ihre orientalische Himmel erinnerte, al Andálus, den Westen. Die des Arabischen nicht kundigen europäischen Gelehrten machten daraus ein Vandalusia, indem sie den Namen von den Vandalen ableiteten, welche bei ihrem Zuge nach Nordafrika allerdings hier auch geweilt haben.

Auf dem Wege nach Granada.

Ich hole in Betreff der Meskita nach, daß die Säulen keine Basen haben, sondern unmittelbar aus dem Boden herauswachsen, was den Eindruck von Baumstämmen ungemein begünstigt. Der Fußboden selbst war zur Zeit der Araber nicht mit Marmorplatten belegt, wie gegenwärtig, sondern mit glasirten Fliesen, wie die Remter unserer

Marienburg. Diese „Azulejos“ hatten nur eine Farbe, wechselten aber mit andersfarbigen Bändern ab, welche alicates und comarraxias genannt wurden. Es sind nämlich aus den vielfachen Restaurationen Fragmente vom Fußboden und auch von der Decke übrig geblieben, welche über das ursprüngliche Aussehen beider genügende Auskunft geben. Was die Zahl der Säulen betrifft, so betrug sie ursprünglich fast 1500; davon sind noch etwa 850 übrig. Die Säulen, soweit sie sich in den ältesten elf Schiffen befinden, stammen zum größten Theil aus antiken Tempeln in Spanien, Frankreich, Afrika und Konstantinopel. Der griechische Kaiser Leo sandte dem befreundeten Chalifen in Cordova eine ganze Schiffsladung davon zu. Sie sind von dem verschiedensten Material und variiren in den Dimensionen. Manche hat man kürzen müssen, andere haben einen Aufsatz erhalten. Die Kapitäle bilden eine wahre Musterkarte eines phantastischen Baustyls; doch herrscht im ganzen der korinthische Styl vor. Die Säulen in dem achtschiffigen östlichen Anbau sind nichts als mechanische Nachahmungen dieser echten antiken Säulen, geistlos und zum Theil roh hergestellt. Immer ist die arabische Baukunst abhängig von der abendländischen.

Heine singt von der Meskita, wenn auch nicht in Allem zutreffend:

In dem Dome von Cordova
Stehen Säulen dreizehnhundert;
Dreizehnhundert Riesensäulen
Tragen die gewalt'ge Kuppel.

Und auf Säulen, Kuppel, Wänden
Ziehn von oben sich bis unten
Des Korans arab'sche Sprüche,
Klug und blumenhaft verschlungen.

Karl Wörman aber sagt von ihr:

„Die Moschee von Cordova ist das imposanteste Gebäude des frühern Mittelalters, eins der Wunder der Welt, zu dem andächtige Pilger wandern werden, so lange es Menschen giebt, denen es am Herzen liegt, zu erforschen, was der Menschengeist schon alles ersonnen hat und was Menschenhände schon alles geschaffen haben."

Als der mächtige Chalife Abdurrhaman I. den Plan zu diesem achten Wunder faßte, berief er seinen Rath und trug, in seines Geistes Auge die zu schaffenden Wunder schauend, demselben sein Vorhaben vor; ein Bild von den Christen und Moslemin entwerfend, dem man eine tendenziöse Färbung nicht absprechen wird:

„Allah wird nicht die Welt denen verleihen, welche sich berauschen, während sie Buße predigen; welche die Armuth preisend, sich bereichern; die Keuschheit lobend sich den Lüsten hingeben.

„Ihnen die armen Klöster und die dunklen Schluchten, uns die kühlen Haine, der Harem, die Bäder und die Moscheen; Moscheen, ausgestattet im Innern mit köstlichem Jaspis und goldstrahlendem Stuck, voll von röthlichem Hyazinth und beleuchtet von nie verlöschenden Lampen."

„Ihnen die dunklen und todtenstillen Klöster, uns krystallklare Quellen und grüne Myrthen; ihnen die Entbehrungen eines taurigen Lebens in Burgen, uns das freudigstille Dasein der Akademien; ihnen die Unduldsamkeit, die Tyrannei, uns die gütige und väterliche Monarchie; ihnen die Unwissenheit des Volkes, uns die öffentliche, allen zugängliche Schule und Lehre; ihnen die Einsiedeleien, das

Cölibat, das Märtyrerthum, uns die fruchtbare Fülle, die Liebe, die Brüderlichkeit, die Freude und der Genuß."

„Ein großer Krieg wird zwischen der Barbarei und der Kultur ausbrechen, zwischen der Dunkelheit und dem Licht, zwischen Christen und Moslemin. Bereit steht die Welt, großen Dingen entgegen sehend, wie das Eisen, das roth aus der Gluth des Schmiedefeuers kommt, die neue Form erwartet, welche es auf dem Ambos einnehmen wird."

„Nur noch ein muthiger Kampf und die majestätische Bagdad wird sich vor der andalusischen Königin demüthigen; bauen wir Allah einen Tempel, ebenbürtig dem heiligen Hause von Jerusalem."

„Errichten wir die Kaaba des Westens auf dem Platze des christlichen Tempels, den wir abbrechen wollen, damit das Kreuz in Trümmer falle und der Islam strahlend sich ausbreite."

„Sein Grundplan sei ähnlich dem der Basiliken des Gekreuzigten, damit das Haus des wahren Gottes das Haus der Götzendiener unterdrücke. Vorhof, Säulenumgang, Schiffe und das Allerheiligste, alles im Viereck von einer Mauer umgeben, wie das heilige Haus von Mekka."

In diesem glänzenden Style geht es weiter.

Wenn der Chalife an den Tempel von Jerusalem (al Aksah) und die Kaaba von Mekka denkt, so ist sein Wunsch in Erfüllung gegangen, denn die kordovanische Zekka rangirte später in der That gleich mit der Aksah und wich an Bedeutung nur der Kaaba.

Die Pilgerschaaren suchten bald das eine bald das andere religiöse Centrum auf, manche, vagirend, sogar beide.

So entstand die spanische Redensart „de Zeca á Meca“, welchem das allezeit witzige Volk hinzufügte: „y de Zoca en colodra“, vom Jahrmarkt in den Ziegenstall (eigentlich Milcheimer), wie wir noch im Don Quijote lesen. Ich möchte übrigens hinter dem colodra noch eine andere Bedeutung vermuthen. In Cordova giebt es nämlich im Nordosten noch jetzt eine Puerta del Colodra, mitten in einem elenden Viertel, in welchem nur die Volkshefe haust. Sollte jene Redensart damit im Zusammenhange stehen? Vom lustigen Leben des Markts wieder in das beschränkte Heim! Der logische Sinn ist übrigens in allen Fällen derselbe.

Wer sich jetzt wehmüthig all der entschwundenen Pracht Cordovas erinnert, sollte auch eines christlichen Pilgerortes gedenken, jenes Campus stellae in Galicien, daraus die frommen Wallfahrer ein Compostela machten, das nun fast ebenso verlassen daliegt wie Cordova. Und doch ist der heilige Jakob — unser „wahre Jakob“ — noch jetzt der Schutzpatron Spaniens; unentweiht steht sein Tempel; ganz Europa wallfahrtete einst zu ihm „mit Muschelhut und Sandelstab“. Mir lag in Cordova diese Parallele allerdings nahe, denn zwei Jakobspilger, ganz so ausgestattet, wie wir sie auf Bildern sehen, standen an der großen Fontaine im Patio de los Naranjos der Meskita und erzählten von ihrer Fahrt. Das Publikum, einfache Leute, staunten sie an, wie Masken, und hatte für sie sonst keine Theilnahme. Auch das ist charakteristisch für das heutige Spanien.

Granada, den 28. März 1882.

„Grano por grano se come la granada“ — Kern nach Kern, so verspeist man die Granate — sagte Ferdinand der Katholische, als er dem granadinischen Königreiche zu Leibe rückte. Ich mußte dieser Redewendung gedenken auf den unzähligen Eisenbahnstationen, welche wir auf der fast neunstündigen Fahrt von Cordova nach Granada zu überwinden hatten. Bis Bobadilla geht freilich der „Postzug“ nach Malaga; aber auch dieser legt die 124 Kilometer erst in vier Stunden zurück. Dann aber beginnt der granadinische „Mixto“, der sich fast immer um eine Stunde verspätet und die Fremden erst in der tiefen Dunkelheit des Abends den unheimlichen, unbeleuchteten Straßen Granadas überliefert.

Aber wie sagen die Spanier? — A quien Dios lo quiso bien, en Granada le dió comer. „Wem Gott wohl wollte, dem gab er zu leben in Granada“. Und die Araber? — „Kann ein Mensch noch ein Vaterland haben, wenn er Granada verloren hat?“ — —

Von Cordova, das nur noch einhundert und vier Meter über dem Meere liegt, muß man nach Bobadilla und Granada fortwährend hinaufsteigen; anfangs durch ein wenig interessantes, zum Theil wüstes Terrain, die sogenannte Campiña de Córdoba, später durch ein von Oelbäumen belebtes Hügelland; zuletzt über den Gebirgszug von Loja hinab in das Thal des Jenil und zur künstlich bewässerten Vega von Granada.

Wer träumte hier nicht von andalusischer Fülle, von Goldorangen, Myrthen und Palmen! — Welche Enttäuschung! — Unser Irrthum besteht aber immer von neuem

darin, daß wir den Dingen, welche in jeder Beziehung die Ausnahme bilden, eine Verbreitung über das ganze Land geben. Wie grenzenlos öde ist diese Campiña auf dem Südufer des Guadalquivir, in welchem die Disteln vortrefflich gedeihen, aber das wenige Getreide vertrocknet oder doch nur einen niedrigen Ertrag liefert. Eine wüste Haide würden wir diese Landschaft in Norddeutschland nennen. Zwar wird sie von einem reißenden Fluß, dem Guadajoz, durchströmt, welcher von den hohen Gebirgen südlich von Jaen kommt, aber niemand leitet mehr, wie einst die Araber, sein Wasser auf die Bergabhänge und zaubert aus der todten Mergel- und Thonerde ein Pflanzenparadies hervor. Wahrhaftig, die „schläfrigen Augen" dieser Menschen versprechen Faullenzen, allenfalls Guitarrenklang und eine Puñalada, oder Verschwörungen und Aufstände, aber zu arbeiten vermag man nicht. Ich fand in manchen jungen Saaten noch die grauen Disteln des vergangenen Jahres stehen! Wer wollte sich auch die Mühe machen, sie beim Umhacken des Bodens zu entfernen! Natürlich mißt jedermann die Schuld dem Staate bei, der nicht helfe, der Hauptstadt, welche die Provinzen aussauge, den Reichen, welche sich von ihrer Heimat fern halten. Wenn aber so ein erleuchteter Fürst wie der Herzog von Montpensier landwirthschaftliche Maschinen aus England kommen läßt, so zerschlägt man sie und greift wieder zur vorsündfluthlichen Hacke, zur Sichel und zu anderen Werkzeugen, welche schon die Römer gekennt haben. Warum pflanzt man auf diese Hügel nicht Oelbäume, die keiner künstlichen Bewässerung bedürfen? Warum nicht den australischen Gummibaum, der für dieses Tiefandalusien wie gemacht ist?

Warum nicht wenigstens Kaktus und Aloe, welche mit dem letzten Tropfen in der ausgetrockneten Luft sich begnügen? — Warum? — Weil es bequemer ist, der „Schwarzen Hand" anzugehören, als „Bandolero" dem Reisenden aufzulauern, als „Ratero" sich einen Namen zu verschaffen, als „Secuestrador" ein reicher Mann zu werden, gelegentlich mit den Guardias civiles zu kämpfen und schließlich sich auf dem Theater in einer „Leyenda patriotica" verewigt zu sehen.

Ein Spanier hat nicht weniger als neun Bände über den „Bandolerismus", das andalusische Räuberwesen geschrieben; ich fürchte seine Fortsetzungen möchten den Umfang der Ersch und Gruberschen Realencyklopädie erreichen, welche gegenwärtig fast bis zum hundertsten Bande gediehen ist.

Die „gebildeten Klassen" machen es nicht besser. Arbeiten, Bücher lesen, sich um praktische Kenntnisse bemühen? — wie überflüssig, wo die Politik Unterhaltung und Unterhalt zugleich verschafft, wo alle Weisheit im „Circulo" zu finden, den man täglich viele Stunden lang besucht; mindestens in den Kaffees, die immer zum Brechen voll sind.

Es ist eine Eigenthümlichkeit des einzelnen Menschen wie einer Nation, die sich nicht selber zu helfen vermögen, daß sie sich selbst ironisiren. Diese Selbstironie entspringt dem Gewissen. Niemand kennt sich besser, verwünscht sich mehr als ein Hamlet. Bevor wir Deutschen politisch eine Nation wurden, blühte auch bei uns die Selbstironie bis zum Uebermaaß. Man fühlt eine eigene Wonne in der Zergliederung seiner Fehler und Schwächen, in der eigenen Herabsetzung. „So etwas kann natürlich nur bei uns pas-

siren!" — Einer gleichen Erscheinung begegnen wir heutzutage überall in Spanien. Der Spanier lacht über sich, über sein Land, über die „Cosas de España", die sprichwörtlich geworden sind. Er weiß sehr gut wo ihn der Schuh „beißt". Er übertreibt diese Fehler, er verfällt aber auch in seine ponderacion, wenn er dem Fremden gegenüber sein Land vertheidigt. Verglichen mit dem deutsch-französischen Kriege ist ihm dann sein marokkanischer Feldzug von 1860 eine Ilias. Aber in einem Athem fügt er hinzu: somos una sangre perdida, wir sind eine verlorene Rasse. Er erkennt das Uebergewicht der Fremden an und verzweifelt sie je zu erreichen; er sinnt den Gründen nach und sieht das Einfachste nicht. Er will das Gute und vergreift sich fortwährend in den Mitteln. Im spanischen Charakter steckt etwas vom deutschen Faust.

Doch ich kehre zu meiner Fahrt zurück.

Von Fernan Nuñez ab beginnen die Weinberge und die Oelwälder, in denen die weißgetünchten Häuschen stehen. Hinter dem berühmten Weinort Montilla, der etwa 230 Meter höher als Cordova liegt, geht es hinab in das Thal des „goldsandführenden Jenil, den jeder spanische Dichter feiert; denn das Erstlingswerk eines jeden ist natürlich eine „Eroberung von Granada".

Die Eisenbahn überschreitet den Fluß und sucht, längs einem Flüßchen hinauf wieder die Hochebene zu gewinnen, welche einst ein großer See war, bis der Guadalhorce das südliche Randgebirge in der berühmten Schlucht des Hoyo durchbrach. Durch dieses „Loch" geht die Eisenbahn nach Malaga. Die Bahn nach Granada bleibt dagegen in der

Ebene und erreicht in östlicher Richtung erst Antequera, später Loja und Granada. Vorher sollte mir aber noch die eigenthümliche Ueberraschung zu Theil werden, zwischen reichbewachsenen Oelbergen, ja über Oelbäume schauend, einen Salzsee zu erblicken, der in der heißen trockenen Märzluft zu Salz erstarrt sich genau so hindehnte wie ein mit einer Schnee- und Eisdecke bedeckter See in unserm Winter. Diesen wunderbaren Anblick hat man rechts von der Eisenbahn bei der kleinen Station Fuente de Piedra. Es ist die sogenannte Laguna salada, einer der vielen Salzseen, an denen Spanien und namentlich das gepriesene Andalusien so reich ist und wo wir unwiderleglich zu der Ueberzeugung gelangen, daß Spanien nichts anderes ist, als ein alter Meeresgrund, dessen Salz wegen der Geringfügigkeit der athmosphärischen Niederschläge noch immer nicht ausgelaugt ist. Von der Laguna salada entwirft der genau beobachtende Franzose Bory de St. Vincent folgende Schilderung: „Wir haben diesen See besucht als die Gluthen des Sommers von 1812 überall die Landschaft ausgebrannt hatten. Sein schimmernder Spiegel war damals beinahe ganz fest; verschiedenartig gruppirte Krystalle eines weißen Salzes machten seine Oberfläche uneben und gleichsam steinig (rocailleuse). Die ihres Laubes beraubten Sträucher an seinen Ufern, von denen kein einziger mehr erkennbar war, waren über und über mit Salz bedeckt; die Ufer selbst mit einer glatten Salzlage bekleidet, welche man an manchen Stellen hätte für einen Spiegel halten können, indem sie alle Gegenstände zurückstrahlten. Wir wagten nicht auf der Salzdecke des Sees bis zu den Stellen vorzudringen, wo man durch einige

Spalten noch Wasser erblickte, und verließen den See, fast blind von dem Glanze, der überall von ihm ausging."

Man hat diese Lagune und die kleinere Fuente de Piedra, ebenfalls einen Salzteich, als den letzten Rest jenes Salzsees zu denken, der später durch das Hoyo nach Süden abfloß. Im Norden dieses Sees zeichnen die Karten die Sierra de las Yéguas ein; es ist aber nichts als ein Hügelland, welches jedoch die Wasserscheide bildet zwischen dem Guadalquivir im Norden und dem Guadalhorce im Süden. Bei Wasserscheiden braucht man in Spanien nicht immer an Gebirge zu denken. So fließt denn auch der Guadalhorce ruhig an der kaum erkennbaren Sierra de las Yéguas vorbei, um im Süden mit einer ganz unbegreiflichen Kraftanstrengung das hohe Malaguensische Küstengebirge zu durchbrechen.

Bobadilla liegt nach meiner Beobachtung fast schon vierhundert Meter hoch. Nun geht es immer weiter hinauf, dem Laufe des unansehnlichen und vielfach „sangrirten" Guadalhorce entgegen. Im Süden hat man die schöne Sierra de Abdalajis oder de Torcal, über welche der 1285 Meter hohe Portazgo de Puerto, berühmt durch seine Raubanfälle und Dutzende von „Milagros", welche man über den Ermordeten und Verunglückten errichtet. Erst schlägt man die Menschen todt, dann setzt man ihnen ein Denkmal: das gilt nicht bloß von Spanien.

Meine Nachbarin im Eisenbahnwagen war eine geborene Granadinerin, welche mit ihrem Manne jetzt in Antequera wohnte, der „capital muerta", wie sie sagte, dem Wohnort eines alten herabgekommenen Adels, nach Art des Don Ranudo de Colibrados. Ihr traten die Thränen in die

Augen als sie an ihre granadinische Heimat dachte. Ueberall blühten die Obstbäume und die Leute arbeiteten, trotz des Sonntags, in den Feldern der Vega. Wie man die Ackerbestellung unterlassen, oder gar Feldfrüchte zugrunde gehen lassen soll, bloß weil es Sonntag ist, das sind auch Dinge, die kein Spanier begreifen würde.

Die Eisenbahn umzieht dann den hohen, vielfach gezackten Felsberg „der Liebenden", von dem — wie in so vielen andern Sagen — einst ein verfolgtes Liebespaar freiwillig in den Abgrund gesprungen, und steigt auf der Nordseite des großen Thalkessels von Archidona hinauf, immer mit dem Blick auf die hoch im Süden gelegene Stadt, deren reiche Oelbaumkulturen von dem wüsten Kalkgebirge überragt werden. Hat man die Paßhöhe erreicht, welche das Thal des Guadalhorce von dem des Jenil trennt, so befindet man sich etwa achthundert Meter hoch und blickt entzückt zurück über den umfahrenen Thalkessel zu der Peña de los Inamorados und auf die Gebirge von Archidona und Antequera. Auf der Höhe selbst wachsen nur Eichen wie im centralen Spanien; man erkennt den Einfluß der Höhenlage. Der Name der Station Salinas deutet darauf, daß auch hier das Salz eine Rolle spielt.

Von hier geht es dann durch die Schluchten der Sierra de Loja, eines wild zerrissenen und zerhackten Kalkgebirges, das in allen denkbaren Kalkfarben strahlt und mit seinen „Dientes" an Oede und Wüstheit sich den verlassensten Landschaften der Karstalpen gleichstellen kann. Die Leute roden hier die Steine aus dem wüsten Felsboden aus, wie in Norwegen, um sich ein kleines Ackerland zu schaffen; man er-

blickt ein paar Flußläufe; in den grünen Thalgründen stehen ein paar Cortijos. Die Eisenbahn überschreitet jähe Barrancos und läuft an den unermeßlich öden Felsbergen hin, die nirgends feste Form haben, sondern mit ihren abgerundeten Kuppen von Riesen bearbeitet scheinen. So stürzt man gleichsam den Rio frio hinab. Gelegentlich erblickt man an einem „Nacimiento" eine Mühle, wie sie malerischer nicht zu denken. Links wird das Thal freundlicher; aber das röthlich graue Gebirge zur Rechten nimmt kein Ende. Zuletzt kreuzt man unten ein paar Mal den kalten Fluß und gelangt auf hoher Brücke über den Jenil, der hier das Gebirge in einem Hoyo durchbrochen hat. Gleich darauf folgt die Stadt Loja, in wunderbarer malerischer Lage auf dem Südufer des Jenil, überragt von dem wüsten Gebirge, welches das Wasser verschluckt und es in frischen Quellen wieder zutage treten läßt: einer der merkwürdigsten Orte Spaniens, der Schlüssel Granadas. Die „katholischen Könige" erorberten es 1488 nach einer Belagerung von nur dreißig Tagen. Loja ist übrigens die Heimat der Familie Narvaez, deren Geschichte mit der Spaniens seit Jahrhunderten innig verknüpft, und aus welcher der Marschall Narvaez hervorgegangen ist, welcher anfangs der vierziger Jahre die Gendarmerie (Guardia civil) schuf, die einzige politische Institution, welche sich in diesem Lande der historischen Gastrollen bewährt und bis jetzt unangetastet erhalten hat. In der That, ein gesunder Despotismus thäte Spanien noth.

In Loja auf dem Bahnhofe stillte ich meinen Hunger mit „Steinen", nämlich rocas, das sind sehr harte Prätzeln, und fuhr dann weiter in den stillen Abend, der Sierra

Nevada entgegen, welche wie ein ungeheurer weißer Wall, visionsartig über dem Jenilthale auftauchte. Die Luft war trocken neblig. Zuweilen zuckte es wie ein Lichtschimmer über den weißen Schleier des Gebirges, das den Himmel im Osten verdeckte. Es wurde dunkler und dunkler. Ich sah von der Vega Granadas nichts als ein paar verlorne Lichter; aber die Nevada stieg höher und höher auf und glänzte mit geisterhaftem Scheine noch in den kleinen, dunklen, Bahnhof hinein, in welchem wir endlich hielten.

Granada, den 28. März 1882.

Nichts Seltsameres als am ersten Morgen an einem weltberühmten Orte zu erwachen. Man ist mit dem Bewußtsein zur Ruhe gegangen, endlich erreicht zu haben, was man Jahrzehnte lang ersehnt hat; was so vielen Menschen als ein fernes schönes Bild vorschwebt; man erwacht, man zögert aufzustehen, die Fensterläden zu öffnen, hinauszuschauen in die Wirklichkeit, fürchtend, auch hier, wie so oft im Leben, eine Täuschung zu erfahren. Draußen klingt's von verworrenen Stimmen, der Lärm des alltäglichen Lebens paßt so wenig zu unserer gehobenen Stimmung: mindestens müßte man doch mit den Glocken läuten!

Meine Fonda de la Alameda unten in der Stadt liegt schön unter schattigen Platanen, denen allerdings zur Zeit noch die Blätter fehlen. Wundervoll rauschen hier die Springbrunnen; aber auch die Bettler haben hier ihre Hauptstation und stürzen auf die nichtsahnenden Fremden gleich

Harpyien los. Zurückgewiesen mit dem üblichen: Perdone Usted por Dios, hermano — weisen sie erzürnt auf ihre Brust und ihre licencia, ein Blechschildchen, welches sie zum Betteln offiziell berechtigt, „bestehen auf ihren Schein". Drüben winkt das Kaffee der Alameda; aber obwohl es bereits neun Uhr ist, befindet sich die Dienerschaft noch beim Reinigen und wundert sich daß wir schon so zeitig einkehren. Ich sehe nach rechts, da wölbt sich der Platz der Puerta real wüst und staubig, als wäre er der Längenausschnitt aus einem Faß. In der That ist es eine Wölbung, denn unter ihr fließt der Darro (eigentlich Dauro) dieses stille Wässerlein, das schier in seinem Kiesbett (weiter unten ist es unbedeckt) einsickert, bevor es den Jenil erreicht, aber zuweilen als Wildbach anschwillt und — wie es in der granadinischen Copla heißt, — den Neuen Platz und den Zakatin dem Jenil als Mitgift, zutragen soll.

Darro tiene prometido
El casarse con Jenil,
Y le ha de llevar en dote
Plaza Nueva y Zacatin.

Ich wende mich nach links, am Theater vorbei, und stehe auf dem Campillo, in dessen Mitte eine schöne Marmorstatue an eine der traurigsten Episoden der neueren spanischen Geschichte erinnert: an die unglückliche Marianna Pineda nämlich, eine edle und schöne Granadinerin, welche nach der Julirevolution, mit so vielen edlen Spaniern, auch für Spanien auf eine neue Aera gehofft und für die Liberalen eine Fahne gearbeitet hatte. Dieses Verbrechen mußte sie mit dem Tode büßen!

Ja, es geht uns in diesem Lande, wie dem über den Höllensumpf fahrenden Dantischen Boten: man muß sich von Zeit zu Zeit den giftigen Hauch vom Gesicht wischen, welcher aus der trüben Tiefe aufsteigt.

Und eine solche Befreiung ist der Blick auf die Nevada, welche wie eine Vision in viele Straßen und Plätze schaut. In der That ist sie zur Zeit ein Schneegebirge, wohl noch zu einem Drittheil in einen einzigen Schneemantel gehüllt, mit jenen eigenthümlichen Schneewehen und Furchen, welche wir aus den Alpen kennen, aber eis- und gletscherlos, weil dem Gebirge die hierzu erforderliche Plateaubildung fehlt. Aber wie seltsam ist diese Nevada gestaltet; wie so gänzlich anders als alle übrigen Gebirge Europas! Sie steigt in Südosten der Stadt, unmittelbar über der Vega auf, wie ein ungeheurer Schieferblock, der sich nach Westen in einer einzigen Diagonallinie abdacht, nach Norden aber steil, fast senkrecht zum Jenil abfällt. Sie kommt, wie eine Welle von Süden aus den Alpujarras-Thälern, bäumt sich zu einem Kamm auf, und stürzt dann plötzlich ab. Aber, und das ist ihre Eigenthümlichkeit, dieser Kamm gipfelt nirgends in bedeutenden Spitzen; keine tiefen Pässe oder Scharten trennen die Gipfel des Caballo, der Veleta und des Mulahacen; es ist ein einziger, fast einförmiger Kamm, eine Bergrepublik gleichsam, welche das Hervortreten des Einzelnen nicht duldet. Infolgedessen wirkt die Nevada ästhetisch einförmig, massig und roh, weil ungegliedert. Man möchte am ehesten an einen Kraterrand denken, der wohl Zacken, aber keine Gipfel hat. Und offenbar bietet der Seitenanblick von Granada noch immer die malerischeste Ansicht dar; nicht bloß

weil sich hier die Nevada unmittelbar aus einer Ebene (der Vega) erhebt, gleich dem Albanergebirge, an welches ihre Diagonalen erinnern, sondern auch weil sie sich zur Veleta (dem „Wetterhahn") doch einigermaßen zuspitzt. Noch viel monotoner erscheint ihre Kammlinie, wenn man sie von Norden überblickt, wo auch der Mulahacen, der in Granada nicht sichtbar, sich in ganzer Breite darstellt, und die einförmige Kammhöhe sich bis zum Puerto de Vacares hindehnt.

Geographisch legt man der Sierra Nevada eine bedeutende Ausdehnung bei. In Wahrheit bildet sie aber in diesem Gebirgszuge nichts als eine wenige Meilen lange Schieferinsel, welche sich zu dem Ganzen etwa verhält wie das Granitgebirge der Tatra zu dem Kalkgebirge der Karpathen. Wie aber dieses Gebirge entstanden; wie es einst möglich gewesen, diese Schieferschichten bis zu einer Höhe von 3554 Meter hinaufzupressen, höher als die höchsten Gipfel der Pirenäen; wie im übrigen die Natur und die Pflanzenwelt dieses noch immer wenig gekannten Gebirges beschaffen, und vieles Andere, magst Du in den Reisewerken von Boissier und Willkomm nachsehn.

Es ist möglich die Veleta in einem einzigen Tage von Granada aus zu besteigen, indem man dem Reitwege der „Neveros" folgt, welche den Schnee (nicht das Wasser, wie ein Reisevorgänger schreibt) von den Ventisqueros", den „Schneewehen" der Veleta, hinabbringen. Aber diese Tagestour gilt als eine der anstrengendsten die man machen kann. Andere reiten Nachmittags bis weit hinauf, übernächtigen im Freien, besteigen am zweiten Tage die Veleta und kehren nach Granada zurück; oder bringen wohl eine

zweite Nacht auf dem Gebirge zu. Hier eine Touristenhütte zu erbauen, wäre freilich so einfach. Wenn wir uns nur nicht in Spanien befänden!

Und nun gar in Granada, das an Armuth und Verkommenheit alles hinter sich läßt, was ich bis jetzt in Spanien gesehen habe. Diese Stadt der historischen Erinnerungen lebt im wesentlichen nur noch von den Fremden. Allerdings bildet sie den Mittelpunkt der Vega, deren landwirthschaftliche Bedeutung sicher nicht zu unterschätzen ist, wenn man gleich nicht entfernt an die Huertas von Valencia und Murcia denken darf. Denn der Boden ist überall dürftig und sandig und nur die Sonne, unter Zuhülfenahme der künstlichen Bewässerung, ringt ihm hundertfältige Frucht ab. Aber die Vega ist nur etwa fünf Quadratmeilen groß; in dieses alte Seebecken, welches einst vor Loja aufstaute, starrt eine einzige rothbraune Wüste, im Süden eine aus Gyps und salzhaltigem Mergel bestehende Steppe. Für ein solches Gebiet würde eine Stadt von zwanzigtausend Einwohnern genügen, während Granada sechs und siebenzigtausend zählt. Von irgend einer nennenswerthen Industrie ist hier nicht die Rede; die Mehrzahl der Bewohner sind die Landbauer, die Eigenthümer der kleinen Gütchen in der Vega; einige Kaufleute und Handwerker; ein paar hundert Studenten, Soldaten, pensionirte Beamte; den ganzen Rest bilden Arbeiter, die nichts zu thun haben, lungernde Politiker, Kommissionäre, Führer; vor Allem Bettler; Bettler in jeder denkbaren Gestalt: Männer und Weiber, Greise und Kinder' ja kräftige junge Leute und Mädchen, alle mit der Zudringlichkeit von Septemberfliegen, die uns ihre sittliche Entrüstung

fühlen lassen, wenn sie nichts erhalten, uns verfolgen und wohl gar am Arm festhalten.

Ich fragte einen feinen in seine Capa gehüllten Caballero nach dem Wege. Er begleitete mich und äußerte, nachdem ich ihm gedankt, er und seine fünf Kinder hätten heute noch nichts gegessen, und — ich glaubte dem Mann.

Die Stadt lebt, wie gesagt, von den Fremden. In den Gasthöfen herrscht jenes System, das dem Gefühl des Hungers entspringt. Man hat hier, wie überall, eine Gasanstalt, aber nur zwei oder drei Hauptstraßen sind beleuchtet, alle andern empfangen ihr Licht aus den wenigen Verkaufsläden, in denen man nur Petroleumlampen brennt. Das Gas ist eben zu theuer!

Der Magistrat, das Ayuntamiento, fühlt natürlich leicht heraus, daß wenn die Quelle der Fremden versiecht, die Stadt dem Hungertode verfällt. Man sucht also wenigstens ein paar Straßen herauszustaffieren, die sich allenfalls mit Anstand sehen lassen können: den Platz an der früheren Puerta real, den Neuen Platz, und vor allem die neue Straße, welche durch die Ueberbrückung des Darro, zwischen jenen beiden Plätzen entstanden ist und zur Zeit den Namen Fernan Nuñez führt. Indem diese Straße aber an Stelle des parallelen Zakatin, der früheren Hauptverkehrsader des alten Granada tritt, wird wiederum dieser Straße die Lebensluft genommen. In der nahen Alcaiceria, dem Bazar der Stadt, stehen bereits zwei Drittheile der zu vermiethenden Läden leer.

Und mitten in all diesem Elend, das man nicht ein Mal ein glänzendes nennen kann, tummelt wohl ein roth-

haariger Engländer ein in der That prachtvolles Pferd, oder fährt irgend ein amerikanischer Baumwollenhändler in einem Landauer, wie er eleganter kaum in Wien oder Mailand zu sehen. Es sind eben die Fremden, welche solche Erscheinung möglich machen.

„Sie sollten als Gegensatz erst die Troglodytenwohnungen unserer Arbeiter, namentlich aber der Zigeuner kennen lernen“ — so sagte mir jener Caballero, der mich begleitete. Aber mit der Armuth ist es doch nicht so schlimm als die Fremden meinen; denn der Granadiner braucht kein Haus, keine künstliche Wärme, kein Licht; nur ein Minimum an Kleidung; und was die Nahrung betrifft, so giebt es wenige Spanier, die nicht mit einem Bettler ihr Brod theilten.“

Nun habe ich über der granadinischen Verkommenheit vergessen, Dich zu dem herrlichen Paseo zu führen, welcher von der Puerta real in südlicher Richtung dem Jenil (ebenso wasserlos als der Darro) und dann längs diesem Flusse bis zu der sogenannten Grünen Brücke läuft, über welche der Weg nach Motril und dem mittelländischen Meere geht. Hier wandeln wir dauernd unter riesengroßen Platanen und Ulmen, von denen die ältesten doch erst siebenzig Jahre alt sind. Ueberall spenden Fontainen eine Wasserfülle, als ob wir uns in den Tiroler Alpen befänden. Zu unserer Linken steigt der Bergzug der Alhambra auf, mit den „Rothen Thürmen“, unzähligen „Carmenes“, denn so heißen hier die Weinbergsvillen, mit Klöstern und Höhlenwohnungen und steilen, ganz mit Kaktus bedeckten Bergabhängen. Und in diese reiche, sonnige Landschaft blickt immer groß und erhaben die Nevada.

Das Bild erinnert stark an den Höhenweg von Interlaken.

Wenn Du mich aber fragst, wie dieser Paseo heißt, so gerathe ich in Verlegenheit, da die Spanier bei ihrem fortwährenden Umtaufen von Straßen, Plätzen und Wegen schließlich überhaupt keinen Namen mehr für dieselben haben. Die Einen nennen das erste Stück bis zum Jenil Paseo de Invierno, die Anderen Carretera de Motril. Die hierauf links abbiegende, dem Jenil folgende Allee hieß früher nach einem Schauspieler, dem die Nachwelt keine Kränze geflochten hat, Alameda de Queypos; jetzt scheint sie die allgemeine Bezeichnung Paseo de Jenil zu führen, auch Salon und Bomba, was keineswegs eine Bombe, sondern Pumpe bedeutet. Doch ist der Name von der nahen Mühle la Bomba hergenommen. Ich bin überzeugt, nach einigen Jahren, wenn irgend ein Politiker eine fulminante Rede gehalten, oder irgend ein Torero eine besonders glänzende Finte zum Besten gegeben hat, wird sein Name in goldenen Buchstaben an den Häuserecken und Bäumen dieses Paseos prangen; freilich nur solange bis ein neuer Name den veralteten decken wird. Ueberall Schrift über Schrift!

Aber nicht bloß die Straßenecken, ganz Granada ist ein Palimpsest.

Ueberall blickt unter der neuen christlichen Schrift die feingeschwungene arabische hervor, die uns reizt die modernen Züge „abzuschaben“ und die ursprünglichen Züge wieder herzustellen. Wenigstens ist es mir hier so gegangen.

Man hat nun fast vier Jahrhunderte lang das Zerstörungswerk fortgesetzt, viele Thore niedergerissen (das

„Wasserthor“, die Bibarrambla erst 1873), unzählige Meskitas in christliche Kirchen verwandelt, aus den Schlössern, Bädern, Getreidehallen, Schulen, Silos und Kasernen das neue Granada erbaut, und trotzdem stoßen wir überall auf arabische Spuren. So bewahrt das frühere Rathhaus an der Kathedrale, die einstige Almadriza, die arabische Universität, herrliche Holzdecken, Stuckverzierungen, Hufeisenbögen und Inschriften, welche den Reiz der Wissenschaft preisen; die Casa del Carbon, einst die Neue Getreidehalle (Alhóndija Gidida), ein prachtvolles Hufeisenthor; die Münze, einst Hospital, eine arabische Inschrift, welche mit beredten Worten die Milde und Wohlthätigkeit rühmt; der Thurm der Kirche der heiligen Anna andere arabische Reste.

Man wandert in diesem Granada umher wie unter den Trümmern Roms; man blickt in alle Winkel, kombinirt, räumt fort und möchte die alte Herrlichkeit neu erstehen sehn. Es ist aber Täuschung. Zu tief hat der christliche Pflug das alte Erdreich umgebrochen, zu gründlich die neu eingestreute Saat die frühere verdrängt. Ist es in der Natur doch nicht anders. Wie wesentlich wird heutzutage die Physiognomie Granadas durch eine Pflanze bestimmt, welche uns erst Amerika geschenkt hat, ich meine den Cactus opuntia; und wie lange wird es dauern, dann verdrängt hier der australische Gummibaum die ganze orientalische und amerikanische Flora. Nichts hat Dauer, nirgends ein Stillstand; *πάντα ῥεῖ*, alles ist im ewigen Flusse; ein Werden und Vergehen, von dem wir das woher und wohin nicht kennen.

Nicht wahr, das klingt melancholisch? Aber Granada ist die Stadt der Ruinen und der Erinnerungen, und so

ist Alles gesagt. Ich begreife nicht, wie man in dieser Stadt froh sein kann; man müßte denn der Mahnung des Sängers der Frithjofssage folgen, daß es sich nirgends schöner tanze als auf Gräbern.

Granada, den 28. März 1882.

„Los que gozan las provechas aguas del divino Jenil“ — die sich des herrlichen Wassers des göttlichen Jenil erfreuen, sagt Cervantes von den Bewohnern Granadas. Vielleicht denkt er dabei an die hiesigen Jungfrauen, welche am Johannisabend Punkt zwölf Uhr (las doce!) in den seichten Fluß eilen und sich Gesicht und Arme waschen, um eine schöne Hautfarbe zu erhalten. Es sind wohl dieselben, welche am zweiten Januar, dem Tage der Einnahme Granadas, so kräftig am Glockenstrang des Velathurms auf der Alhambra ziehen, weil dieses eine Verheirathung im laufenden Jahre bedeutet.

Nun an Festen fehlt es nicht in Granada, und wohl auch nicht an frohen Menschen und blumengeschmückten Mädchen; wenn es auch immerhin anders geworden ist, als in den vierziger Jahren, wo ein Willkomm, von Rochau und Andere nicht Worte genug finden können, die Unbefangenheit, Grazie und Urbanität der Granadiner zu schildern. Freilich hat Willkomm dreißig Jahre später bekennen müssen, daß dieses alles sich vollkommen geändert habe. Wie begeistert spricht nicht Hackländer am Anfange der fünfziger Jahre von der Schönheit der Granadinerinnen, und soll ich Dir gestehen, ich habe

noch nicht ein einziges hübsches Gesicht in Granada gesehen. Doch ja, ganz zufällig, an der Kathedrale, wo mir plötzlich ein so blendend schönes Mädchen entgegentrat, daß ich förmlich erschrak. Ich sah sie ganz verdutzt an und rief halblaut: Carmen! Denn es war in der That die Heldin aus der Bizet'schen Oper, eine wirkliche Zigeunerin, die weder der Schminke noch des Jenilwassers bedurfte, um einen José toll zu machen.

Aber diese Ausnahme ist bis jetzt auch die einzige geblieben, und die Ausnahme bestätigt ja die Regel!

Granada, den 29. März 1882.

Unter der Bibarrambla versteht man heutzutage nicht mehr das abgebrochene Wasserthor, sondern den Platz, welcher sich im Süden der Kathedrale befindet, ursprünglich für Tourniere und Stierkämpfe bestimmt, auf dem sich indessen auch mancherlei politische Ereignisse zugetragen haben. Dieselben erinnern oft an den Cirkus in Byzanz, in welchem sich die „Grünen" und „Blauen" ebenso befehdeten wie hier die Abenceragen und Zegris. Das Wasserthor wurde früher auch das Thor der Ohren, Puerta de las orejas, genannt, und zwar nach einem echt spanischen Ereigniß. Als nämlich im Jahr 1621 zu Ehren des Königs Philipp IV. auf der Bibarrambla ein großes Fest gefeiert wurde, hatte man neben dem Thore auch eine Tribüne errichtet, welche unter dem Gewicht der darauf befindlichen Herren und Damen (die Spanierinnen sind bekanntlich korpulent) zusammenbrach. Diesen Augen-

blick benutzten die „Rateros“, um den Damen die reichen Ohrgehänge auszuziehen, und, wo sich dieses nicht sofort thun ließ, denselben die Ohren abzuschneiden.

Daß die „Reyes católicos“ nach der Eroberung Granadas an den Bau eines großen christlichen Domes dachten, lag nahe genug; ebenso nahe ihr Wunsch, hier, wohin der Gedanke und das Streben ihres ganzen Lebens gerichtet war, selber beigesetzt zu werden, obwohl sie für diesen Zweck bereits früher die gothische Kirche San Juan de los Reyes in Toledo erbaut hatten. Isabella starb schon am 26. November 1504, Ferdinand von Aragonien am 23. Januar 1516. Damals war die herrliche Gruftkapelle, welche Karl der Fünfte, der „imperador“, den katholischen Königen und seinen Eltern erbauen ließ, jetzt das bewundernswertheste christliche Denkmal in Granada, noch nicht vollendet: die Särge Isabella's und Ferdinand's standen daher noch viele Jahre in dem Kloster der Franziskaner auf dem Alhambraberge, bis sie hier beigesetzt werden konnten. Sie ruhen nun auf einem Paradebette in Marmor. Nichts kommt der Schönheit dieser „urna“ gleich, welche Rochau übertreibend einen Marmorberg nennt, mit den vier Doktoren der Kirche an den Ecken, den zwölf Aposteln an den Seiten und vielerlei sonstigen Darstellungen in Marmor. Ferdinand trägt den St. Georgensorden, Isabella das Kreuz des Santiago. Ihre Gesichter sind Portraits, gearbeitet nach ihren Bildern und den beiden ganz mit Farben übermalten Statuen (angeblich Philipp Vigarny's), welche rechts und links vor dem Hauptaltare in dieser Kapelle knieen. Isabella's Züge sind uns nicht sympathisch; es liegt etwas zu Festes und Männliches

darin. Und es läßt sich ja auch nicht leugnen; sie war von den beiden Reyes der Mann. Nicht um ihren Gatten Ferdinand, den schlauen Diplomaten, sondern um sie versammelten sich die großen Männer ihres Jahrhunderts: ein Kardinal Jimenez, der Große Capitain und vor allen der Entdecker der neuen Welt. Ferdinand war, wie noch Lope de Vega ihn in der Hermosura aborecida, der „verschmähten Schönheit" schildert, kein unbedingt treuer Ehegatte; aber Isabella steht so erhaben über allen Angriffen wie der keusche Mond, und ihr geschichtliches Portrait glänzt in der Geschichte Spaniens gleich einem Stern. Sonderbar, daß die größten Monarchen des protestantischen Englands und des katholischen Spaniens Frauen waren. Noch jeder Geschichtsschreiber hat sie gefeiert, am meisten Prescott und Lord Bacon, der sie an honour to her sex and the cornerstone of the greatness of Spain nennt. Shakespeare sagt von ihr:

If thy rare qualities, sweet gentleness,
Thy meakness saintlike, wifelike government,
Obeying in commanding and thy parts
Sovereign and pious, else coud speak thy out
The Queen of earthly queens!

Neben der Urne der katholischen Könige befindet sich hier die nicht weniger prächtige von der Tochter derselben, jener wahnsinnigen Johanna (Juana la Loca), deren trauriges Loos Dichter und Maler verewigt haben, und ihres Gatten, des „schönen" Philipp von Oesterreich. Als der letztere im Jahre 1506 starb, verlor sie darüber ihren Verstand, führte den Leichnam jahrelang mit sich und wurde von ihren Leiden erst 1555 erlöst. Diese beiden Gatten

ruhen in prachtvollen Gewändern auf ihrem marmornen Paradebett, recht im Gegensatz zu der Einfachheit der „katholischen Könige“. Auf den Ecken beten für sie vier Heilige, und reichskulptirte Reliefs und Figuren schmücken die Seiten der Tumba. Ich mußte hier unseres Königsgrabes in Charlottenburg gedenken, seiner Einfachheit und seines harmonischen Eindrucks; aber es wäre unrichtig, diese spanischen Denkmäler auf Kosten der unsrigen herabzusetzen. Ja ich möchte sie sogar höher stellen. Auch hier weht es uns frei und rein menschlich an; aber wir vergessen keinen Augenblick, daß wir die Herrscher eines großen Landes vor uns haben. Königin Louise dagegen schläft auf ihrem niedrigen Ruhebett wie eine treue Mutter, König Friedrich Wilhelm wie ein tüchtiger General.

Zusammen mit mir besuchte diese Capilla real ein spanischer Gutsbesitzer, der jedes Jahr ein Mal nach Granada kommt, um an dem Sarge der großen Monarchin zu stehen. Der Sakristan öffnete ein Gitter im Boden und wir stiegen in die Gruft hinab, wo außer den beiden genannten Königspaaren noch Johannas Tochter, die Prinzessin Maria in mächtigen Bleisärgen beigesetzt sind, jeder für sich mit dem Blick nach dem Hochaltar. In der Mitte rechts ruht Isabella, links Ferdinand; neben Isabella weiter rechts die wahnsinnige Johanna und deren Tochter Maria; neben Ferdinand links Philipp. Aus dem Sarge Ferdinands haben die Franzosen ein Stück Blei gehauen, doch hat man das Fehlende wieder ergänzt. Im übrigen stehen die Särge unverletzt da, wie zu jener Zeit, da man die Todten in ihnen bettete. Keine Hand hat es bis dahin gewagt sie zu öffnen,

um die Neugierde zu befriedigen oder irgend einen antiquarischen Zweifel zu lösen, wie das anderswo oft geschehen ist. Es liegt eine weihevolle Stimmung über diesen Bleisärgen. Nirgends ein Schmuck, ein Zeichen, nicht ein Mal ein Namenszug.

Der Spanier stand wie ein Seher am Kopfende des Sarges und hatte ihn mit beiden Händen gefaßt. Erst sprach er nur ein paar Worte, als vermochte er das überwallende Gefühl nicht zu bändigen; er klopfte und streichelte den Sarg, als hielte er die Hand eines Freundes. Dann wurden seine Worte mehr zusammenhängend, er sprach lauter, und zuletzt floß es von seinen Lippen, halb ein Hymnus, halb ein Gebet, tiefe Gedanken, blumenreiche Wendungen, wie sie die arabischen Inschriften haben. Der Sakristan faltete unwillkürlich die Hände. Ich glaubte zu träumen und blickte stumm aus dem Grabesdunkel hinauf zur Kapelle, in welche es aus der anstoßenden Kathedrale in gewaltigen Tonwellen hineinfluthete.

Die Kathedrale selbst ist im Renaissancestyle erbaut, mit gewaltigen Pfeilern, die immer aus vier mit einander verbundenen korinthischen Säulen bestehen. In ihr liegt ein anderer großer Todter, Alonso Cano, begraben, von dem man nicht weiß, ist er größer als Maler oder als Bildhauer. Er war an der Kathedrale „Racionero", das heißt Subdiakon, und schmückte sie mit seinen Werken: den Kolossalköpfen von Adam und Eva, sieben Bildern aus dem Leben der Jungfrau, der Statue der Maria auf dem „Facistol", dem großen Pult

im Chor, und andern. Diese Statue ist in die Sakristei gebracht, weil sie in der Kirche nicht sicher schien; und es läßt sich nicht leugnen, nirgends werden so viele Kunstwerke gestohlen, als in den spanischen Kirchen. So verschwand aus dieser Kathedrale im Jahre 1842 ein heiliger Paulus von Ribera, und in neuerer Zeit die Virgen de la Soledad von Alonso Cano. Zufällig wurde dieses letztere Bild in einem Hause der Carrera de Darro noch wiedergefunden.

Den Reisenden befremdet aber nicht bloß dieses, sondern auch anderes. In den Hallen dieser Kathedrale geht bebeständig ein Kirchendiener mit einer Peitsche (látigo) umher, zwar nicht um die Schlafenden aufzuwecken, denn um diese kümmert sich Niemand, es sei denn daß sie gar zu laut schnarchen; nein er sieht nur auf Ordnung, jagt die Hunde hinaus, woher er auch „Azotaperros" heißt, — und verweist Lautredende auf einen Anschlag, der in großen Buchstaben sagt: Nadie se pasee, hable con mugeres, ni esté en corillos en estas naves, so pena de excomunion y dos ducatos para obras pias. Also weder spazieren gehen soll man hier, noch mit Weibern reden, noch sollen mehrere zusammen stehen; bei Strafe der Excommunikation und — was die Hauptsache — zwei Dukaten Buße.

Ich zog mir daraus den Schluß, daß da, wo ein solcher Anschlag existiert, es wohl auch Leute geben muß, welche sich nicht dem heiligen Orte gemäß benehmen.

Aber noch etwas Anderes habe ich hier gelernt, nämlich daß das Bemalen von Statuen — was bei den Griechen bekanntlich allgemein Sitte war — den künstlerischen Eindruck keineswegs beeinträchtigt, sondern die Wirkung in der That er-

höht. Aber freilich, wer in unserer Zeit, die das Abgeblaßte liebt, von lebhaften Farben redet, hat es sofort mit dem Kunstkritikern verdorben; und ich selber habe erst nach Spanien gehen müssen, um mich von der Nüchternheit des bloßen Marmors zu überzeugen. Wenn man aber erwägt, daß die feinfühligen Griechen ihre Statuen bemalten, die rohempfindenden Römer aber nicht, so muß man allerdings stutzig werden. Der Unterschied ist in der That ein sehr großer. Eine farblose Statue verhält sich zu einer kolorierten wie der Kupferstich zum Oelbild, wie das Klavier zum Orchester, wie eine Händel'sche Oper zu Tristan und Isolde.

Man gehe nur in die Kirche des heiligen Hieronymus und schaue am Hauptaltar den „Großen Capitain" an, der hier mit „seiner Herrin" kniet, und an den Enden des Kreuzschiffes seine vier „Compañeros", herrliche Gestalten in voller Rüstung und mit lebensvollem Ausdruck, um vollüberzeugt davon zu gehen, daß wir mit unsern farblosen Statuen uns in einem Irrthum befinden; daß die Darstellung des Lebens nothwendig auch den holden Schein des Lebens verlangt; und daß die Form ohne Farbe ein Hyperidealismus ist, der mit der Natur, der ersten und wahren Grundlage aller Kunst, wenig gemein hat. Die Marmorstatue ohne Farbe ist gleichsam ein vergeistigter Körper, die „Gestalt" Platos, welche „göttlich unter Göttern wandelt", aber es ist niemals die reale darzustellende Person selber.

Man darf auch nur das Volk, ich meine die Menschen fragen, welche von der „Kunst" nichts verstehen. An den herrlichsten Marmorstatuen gehen sie gleichgültig vorüber; sie nennen dieselben höchst charakteristisch „Puppen"; aber

sie beten an, wo das Götterbild ihnen in Farben und bunten Gewändern menschlich nahe tritt.

Wer ein Mal sein Auge an diese prächtigen spanischen Gestalten gewöhnt hat, wo nicht mehr der matte Schein des Lebens, sondern das Leben selbst in ganzer Farbenschöne uns entgegen tritt, wird allenfalls begreifen, wie man rein ideale Gestalten, einen Amor, eine Psyche, auch wohl eine Venus in bleichem Marmor darstellen kann; er wird aber niemals verstehen, daß man von Menschen, deren Stellung im Staate und in der Gesellschaft wir gekannt haben, Marmorstatuen aufstellt, welche mehr oder weniger gespenstisch wirken, wie ein „steinerner Gast". In einem solchen Falle dennoch ganz realistisch vorzugehen und der Marmorstatue eine ephemere Uniform anzuziehen, oder ihr einen Zopf zu geben, zeugt von einer so unbegreiflichen Geschmacklosigkeit, daß spätere Zeiten vor solchen Marmorbildern ganz rathlos dastehen werden. Denn der Marmor ist der recht eigentliche Stoff des Idealismus. Ihn zu realistischen Erscheinungen verwenden, ihm realistische Attribute geben, heißt seine Natur verkennen. Es ist gerade so, als brächte man auf einem Gemälde einen Goldknopf an, um die Sonne darzustellen; oder malte den Himmel mit wirklichem Golde; oder ließe in einer Symphonie (denn auch die Musik vermag nur ideal zu sein), wirkliche Naturlaute erklingen. Will man echte Portraitstatuen geben, so müssen sie auch nothwendig bemalt werden; denn der erste und letzte Ausdruck wirklichen Lebens ist die Farbe.

Ganz anders freilich bei den Broncestatuen! — Doch das führt zu weit.

Uebrigens sind alle diese bemalten spanischen Statuen in Holz geschnitzt, wie noch jetzt die „Herrgottsbilder“ in Tirol; und wer dabei die Nase rümpft, erinnere sich, daß auch ein Zeus von Olympia, eine Athene Pollias und andere Götterbilder der Griechen aus Holz bestanden.

Ich kam übrigens von San Geronimo so leichten Kaufes nicht davon. Neben der Kirche befindet sich nämlich noch das in eine Kavalleriekaserne verwandelte Kloster mit alten Säulengängen und Höfen. Kaum hatte einer der Offiziere, welche allerlei Reitübungen vornehmen ließen, gehört, daß ich das Kloster zu sehen wünsche, als er mich einem Sarjento mit dem Auftrage übergab, mir das Kloster und die Kasernen vollständig zu zeigen. Dieser erledigte sich desselben mit einer verzweifelten Gewissenhaftigkeit, indem er mich in jeden Hof, in jeden Stall führte, mir ein jedes der hier befindlichen Pferde (glücklicherweise waren die meisten draußen zur Uebung) zeigte und beim Namen nannte, keinen Haufen Hafer, kein Strohmagazin unbesehen ließ, und in jeder Hinsicht bemüht war, mir einen möglichst vortheilhaften Eindruck von einer spanischen Kavalleriekaserne beizubringen. Natürlich galt ich auch hier sofort als ein höherer militar aleman, der im strengsten Inkognito Information über die spanische Militärmacht einzog, meine Unwissenheit als eine geschickte Simulation. Selbst der Offizier lächelte, als ich mich ihm schließlich als Laie empfahl.

In meinem Gasthause meinte später mein Tischnachbar, einem Franzosen würde man die Kaserne wenigstens nicht

so gründlich gezeigt haben. Und gut, daß der einzige Franzose, der uns gegenüber saß, taubstumm war; wer weiß, ob nicht sonst pariser Blätter nach ein paar Tagen fulminante Artikel über preußische Spionage in Granada gebracht haben möchten.

Dieser taubstumme Franzose ist übrigens der liebenswürdigste Mensch von der Welt, und seine Gutmüthigkeit wird nur noch übertroffen von der der spanischen Damen (natürlich korpulent und dieses Mal auch schön!), welche nicht müde werden mit ihm in der ihnen fremden Fingersprache zu reden. Ich sage fremd, weil diese Sprache, recht im Gegensatze zu den Italienern, in Spanien so gut wie unbekannt ist.

Granada, den 29. März 1882.

Nachdem ich nun drei Mal die Alhambra besucht und mich stundenlang in ihren Räumen aufgehalten habe, will ich Dir auch von diesem ersten und berühmtesten Wunder Spaniens erzählen, zuvörderst Dir jedoch eine Vorstellung von ihrer Lage geben, die mir trotz aller Reisebücher, die ich gelesen, niemals recht klar gewesen ist.

Granada liegt, wie bekannt, am Ostende der ebenen Vega, eines alten, von mäßig hohen Gebirgen eingeschlossenen Seebetts. In diese Ebene treten nun von dem Hochlande im Osten, das man Hochandalusien nennt, mit dem Hauptcentrum Guadix, mehrere Gebirgsketten herein, alle von Osten

nach Westen streichend und nach der Vega hin steil abstürzend: die Sierra Jarana, de Santa Elena und andere von der Nevada ausgehende „Lomas“ (Bergrücken); immer von einander getrennt durch ein Flußthal, welche ich nicht aufzählen will, weil uns hier nur die engere Landschaft von Granada interessiert. Hier ragt nämlich im Norden ein von der Jarana ausgehender Bergrücken in die Vega, dessen letzter Ausläufer der Albaicin ist, und südlich von diesem, durch das enge Schluchtenthal des Darro getrennt, der von der Sierra de Santa Elena ausgehende Bergzug der Alhambra. Neben diesem Bergrücken im Süden fließt aber der Jenil, jenseits dessen sich die Vorberge der Nevada erheben. Man muß sich also gegenwärtig halten folgende Parallelen von Norden nach Süden: den Albaicin, den Darro, die Alhambra, den Jenil.

Die Stadt Granada breitet sich nun über den Albaicin aus (wahrscheinlich der älteste Theil), kriecht noch tief in die Darroschlucht hinein, und dehnt sich über die Ebene hin, welche westlich des Alhambraberges sich in die Vega und südlich bis zum Jenil erstreckt. Diese Ebene wird aber zugleich vom Darro durchflossen, der aus seiner Schlucht hervorstürzend, um den Fuß des Alhambrahügels herum, in einem leichten Bogen nach Süden fließt, um sich dem Jenil, wie es in der früher citierten Copla heißt, zu vermählen. Da das Darrothal bedeutend höher liegt, als das des Jenil, war der Durchfluß des Darro von jeher mit Verheerungen der Stadt verbunden, was ich nur nebenbei bemerke.

Der von Osten nach Westen streichende Bergzug der Alhambra wird also im Norden begrenzt von der Darroschlucht, nach welcher er ungemein steil abstürzt, im Süden, wo

sein Abhang theilweise bebaut ist, vom Jenil, im Westen vom Darroflusse. Seine Höhe über der Stadt beträgt etwa einhundert und fünfzig Meter. Nun hat man sich diesen Berg- oder Hügelzug der Alhambra nicht als einen einzigen unförmlichen Rücken zu denken; derselbe wird vielmehr in seiner Längenrichtung wiederum durch ein kleines Thal getheilt, das unten in der Stadt am Darro endigt. Man erblickt daher von der Stadt zwei Bergspitzen: den höheren im Norden mit der Alkazába, dem ältesten Teile der Alhambra, und den südlichen niedrigern mit den Torres Bermejas. Das kleine Längenthal verläuft bald im Osten auf der Höhe des Bergrückens. Gerade hier erfährt der letztere aber eine neue Kerbung, indem ein steiles Thälchen, die Cuesta de Molinos plötzlich zum Darro im Norden abstürzt, wodurch der Alhambrahügel isoliert und vom Generalife und der Silla del Moro im Osten getrennt wird.

Die Alhambra, nicht bloß ein Schloß, sondern eine Stadt, etwa in der Größe des alten Sagunt, nimmt also den Rücken der Höhe im Norden bis zur Cuesta de Molinos ein, während die Höhe im Osten der Torres Bermejas im wesentlichen kahl ist.

Hiernach blickt man, wenn man auf der westlichen Spitze der Alhambra steht, im Norden steil hinab in die Darroschlucht und geradeüber auf den ganz mit Kirchen und Häusern bebauten Albaicin, welcher seinen gegenwärtigen Namen von flüchtigen maurischen Einwohnern Baeza's führt. Nach Westen überschaut man die ganze Stadt Granada und die Vega bis nach Loja hin; im Süden die Torres Bermejas, den Jenil, die Vega und das Küstengebirge mit dem Ultimo suspiro

del Moro; im Südosten das gewaltige Schneegebirge der Nevada; im Osten die Alhambrastadt mit ihren Thürmen, den Generalife und die Silla del Moro, das ist den westlichen Vorsprung der Sierra de Elena über der Cuesta de Molinos.

Der Alhambrahügel ist im Westen mit einzelnen Gebäuden und Kulturen bedeckt, nach Norden, soweit die große Steilheit es zuläßt, mit Bäumen. Hier hat im Westen, unter der Alkazaba nach der Darroschlucht zu, jener Bergrutsch stattgefunden, welcher einst einen völligen Uebergang der Alhambra befürchten machte. Wer ihn aber an Ort und Stelle gesehen hat, kann über eine solche Uebertreibung nur lächeln.

Das Längenthal zwischen der Alhambra und dem südlichen Bergrücken bildet den eigentlichen Park der Alhambra. Um diesen Ulmenhain zu erhalten und die sonstigen Kulturen und Gärten des Alhambraberges und der Stadt zu bewässern, hat man den Darro schon zwei Stunden oberhalb, bei dem früheren Jesuitenkollegium Jesus del Valle abgedämmt und ihn in einer offenen Rinne längs der Sierra de Elena geleitet. Seine erste Wasserfülle erhält der Generalife, darauf theilt er sich in zwei Arme. Der nördliche fließt der Alhambra zu, füllt die Aljibes (Cisternen) und wässert die Kulturen; der südliche bildet in der herrlichen Villa Calderon einen Teich und Wässerfälle, führt den Ulmen des Alhambraparkes das nothwendige Wasser zu und quillt dann hinab zum Jenil. Du mußt Dir das Alles aber nicht gar zu poetisch und vor allem nicht zu sauber denken. Denn das Wasser, das ohnehin durch ein kalk- und mergelhaltiges Terrain geleitet, über Abhänge in hunderten von Rinnen ergossen und

immer von neuem eingefangen wird, erinnert mit seiner milchigen Trübheit eher an einen Gletscherfluß als an eine krystallklare Quelle. Und wenn daher die arabischen Dichter die Reinheit und Klarheit ihrer Springbrunnen preisen, so ist das eben eine dichterische Uebertreibung, die man nicht zu wörtlich nehmen muß.

Daß übrigens auch hier, wie in Madrid, kein Baum ohne künstliche Bewässerung auf die Dauer zu erhalten ist, erregt kaum noch unsere Verwunderung, wenn wir jene braune Wüste erschauen, welche von allen Seiten wie ein Gespenst in die Vega- und Alhambrafrische hineinblickt und die ganze granadinische Landschaft als eine Oase erkennen läßt. Man kann niemals auf den Alhambrahöhen wandeln, ohne die hunderte von Wasserbächlein rauschen zu hören, deren Lauf die Wächter fortwährend regulieren, bald öffnend, bald verstellend, damit ein jeder Baum, ja eine jede Pflanze getränkt werde. Ich muß hier immer an die „Wahler" in Tirol denken, welche mit einem bewunderswerthen Geschick die hügeligsten Wiesen wässern und niemals eine Stelle vergessen; geradeso wie ein guter Gärtner jeder Blume ihr Naß zumißt. Dafür giebt es hier aber auch einen köstlichen Waldboden, breitblätterigen Epheu, Lychnis flos cuculi, vor allem Erdmyrthen, deren blaue Blüthen in dieser Sonne, unter den noch immer blattlosen Ulmen, sich wundervoll entfalten.

Wenn Reiseschriftsteller diese Ulmen mit Cypressen, Platanen, Orangen und andern Bäumen abwechseln lassen, so zeugt dieses nur von ihrer Phantasie. In Wahrheit besteht der Alhambrapark aus den Ulmen, welche der Herzog von Wellington im Jahre 1812 aus England hierher schickte.

Sie haben in den siebenzig Jahren allerdings eine Höhe erlangt, wie keine andere europäische Landschaft sie erzeugt haben möchte; denn sie stehen dicht neben einander, und die Furcht, zurückzubleiben und erstickt zu werden, hat ihr Wachsthum gleichfalls beflügelt. In diesem Ulmenhaine aber an unsere Buchenhallen in Kadienen, oder gar an den Urpark von Warniken zu denken, wäre gewagt genug. Verglichen mit der ausgebrannten Steppe, die man Kastilien, die Mancha oder Andalusien nennt, ist dieser feuchte Kühle athmende Park natürlich ein Wunder, ein Labsal ohne Gleichen, ein Trunk Wasser in der Wüste; aber man denke nicht an die Fülle und an die Majestät eines deutschen oder dänischen Waldes, gegen welchen dieser Park sich verhält wie ein Zwerg zu einem Riesen. Wir sind in der That Thoren, wenn wir in der Fremde bewundern und als ein Aeußerstes preisen, was uns die Natur so viel herrlicher und reicher hat zu Theil werden lassen.

Noch weniger dürfen wir an Heidelberg denken, oder gar an die Landschaft des Berner Oberlandes, an Thun, an Interlaken und den Gießbach. Wir brauchen auch eine solche Parallele nicht. Dieses Land ist eigenthümlich genug, und wegen der Kontraste, die hier unmittelbar nebeneinander liegen, an sich von hohem Interesse und werth studiert zu werden. Die Geschichte spielt überall mächtig hinein, Sage und Poesie haben um diese Höhen einen Zauberschleier gewoben, der unsere Phantasie beherrscht, gleichsam nicht zur Ruhe kommen läßt. Aber dieses Alles kann uns nicht hindern den Dingen ihren rechten Namen zu geben und sie auf das richtige Maaß zurückzuführen.

So will ich Dir denn gleich von vornherein gestehen, daß auch die Alhambra für mich eine Art Enttäuschung gewesen ist; daß ich zwar bewundert, ja entzückt gestaunt, aber mir zugleich habe gestehen müssen, hier sei durch die Ueberlieferung der Jahrhunderte das Sichüberbieten, die Ekstase in ein System gebracht, an dem zu rütteln allerdings gewagt sein mag, weil es immer als eine subjektive Vermessenheit gedeutet werden wird. Aber dennoch wage ich es.

Die Alhambra vertritt keinen eigentlichen künstlerischen Gedanken. Die Alkazába, das alte Hochschloß, ist nichts als eine formlose Burg mit Thürmen und Adarves, worunter man einen Umgang um die Ringmauern unten, den „Parcham" unserer deutschen Ordensburgen zu verstehen hat. Es giebt solcher Burgen selbst in Spanien Dutzende und sie sind meist viel interessanter als diese Alkazába, deren Gußmauerwerk weder schön noch solid ist und darum jetzt überall zerbröckelt und zerfällt. In der That ist die mangelnde Solidität der Alhambrabauten überraschend und peinlich.

Aber nicht die Alkazába mit dem Glockenthurme der Vela, von welchem nachts den Bewohnern der Vega das Zeichen zum Oeffnen und Schließen der „Acekias", der „Azudes" und der sonstigen Bewässerungskanäle gegeben wird, ist der Gegenstand der Bewunderung enthusiastischer Reisenden, es ist vielmehr das weiter im Osten und erheblich tiefer gelegene eigentliche Schloß der granadinischen Herrscher, wohin wir zögernd, weil erwartungsvoll, unsere Schritte leiten; worauf nun schon seit Owen Jones und Washington Irving Hymnus über Hymnus gesungen ist; nicht am wenigsten von deutschen Reisenden einem Willkomm, Rochau, Hackländer,

Heilbronner, Mohr, Wernick und unzähligen andern. Und wer könnte leugnen, daß uns in diesen wunderbaren Patios, in diesen Thürmen und Kuppelgemächern eine Welt entgegen tritt, die uns neu und imposant anmuthet, etwa wie die Lekture des Koran oder der Geist der Wüste, wenn wir ihren Saum zum ersten Male betreten. Die Alhambra ist naturgemäß kein Tempel, aber auch keine Burg oder ein Schloß; sie stellt nichts mehr und weniger dar als ein arabisches, das heißt seinen Grundzügen nach griechisch-römisches Wohnhaus.

Als die Hochmeister des Deutschen Ordens (etwa zu derselben Zeit wie die Baumeister der Alhambra) die Marienburg errichteten, jenes gothische Hochschloß an der Nogat, welches schon Schinkel weit über die Alhambra stellte, waren sie sich wohl bewußt, daß ihr Haus drei Seiten zu vertreten habe: die Abwehr nach außen, die religiöse Idee des Ordens nach innen, die Herrscherstellung des Hochmeisters. Darum ist jenes erhabene Schloß zugleich eine Burg, eine Kirche und ein Palast. Dieses nenne ich den künstlerischen Gedanken des Bauwerks, dem der gothische Styl nur eine äußere Form verlieh. Ich spreche nicht von der künstlerischen Idee des griechischen oder christlichen Tempels, denn er tritt klar zu Tage. Dort ist der Tempel die Wohnung des Gottes, hier betet ihn die versammelte Gemeinde an. Die arabische Moschee vertritt im Ganzen diesen selben Gedanken. Aber die christliche Gemeinde bleibt mit ihrem religiösen Gedanken gleichsam haften an dem Hauptaltare, auf welchem die Verwandlung vor sich geht, an der Krypta darin die Reliquien eines Heiligen ruhen. Der Muhamedaner begiebt sich in seine Moschee nur, um in

dem Mihrab zu beten und nach Süden, daß ist nach Mekka, zu blicken. Er bleibt also nicht mit seinen Gedanken in dem Gotteshause, sondern schaut aus demselben hinaus. Das hat aber die Folge gehabt, daß die arabischen Moscheen zu einem bloßen Aufenthaltsorte der Gläubigen geworden sind, so lange bis ein Jeder von ihnen den Mihrab betreten und seine Gebete hergesagt hat; daß man die Moschee ins Maaßlose ausdehnen und erweitern kann, weil ihr Schwerpunkt nicht im Hause selbst, sondern außerhalb, nämlich in Mekka liegt; während der christliche Tempel, zur Einkehr auffordernd, keine räumliche Erweiterung über den ursprünglichen Plan hinaus duldet.

Darum sprach ich schon bei Cordova von einer Multiplikation, die mit der Kunst nichts zu thun hat, deren Wesen das Maaß ist; die vielmehr sich der maaßlosen Natur nähert, welche gleichsam ins Blaue hinein erschafft.

Bei der Alhambra finden wir nicht, wie in Cordova, die Vervielfältigung des Säulenganges; hier hat dafür die Multiplikation des Patio, des Atriums der Römer, stattgefunden. Man hat, je nach Bedürfniß, das vorhandene Haus nicht erweitert, oder ausgebaut, nicht die Erweiterung dem Vorhandenen planvoll und künstlerisch angepaßt, sondern rein äußerlich ein Haus angefügt und es mit dem schon vorhandenen formlos verbunden.

Diese Einheit des Planes, welches die Baumeister der Renaissance mühsam zu konstruieren versuchten, indem sie sich die jetzt zerstörte Winterwohnung, südlich von Patio de la Alberca, als die diese Einheit bildende Ergänzung dachten, ist eine bloße Fabel. Dem Orientalen liegt, seiner Natur

nach, das Planmäßige, künstlerisch Abgeschlossene fern; er stellt, wie schon die Assyrer und Aegypter, Bauwerk neben Bauwerk, als wären es Zelte in der Wüste, und bemüht sich kaum dieselben mit einander in Verbindung zu setzen.

Auch die Alhambra ist nichts als ein Konglomerat von Patios mit unzähligen größeren und kleineren Räumen, die sich um dieselben gruppieren; eine großartige Krystallhöhle, womit man sie auch verglichen hat; fast hermetisch von der Außenwelt geschieden durch eine rohe Mauer, die nirgends ein nennenswerthes Eingangsthor hat. Sie dehnt sich über ein ungleiches Terrain aus. Nur der Alberka- und der Löwenhof mit ihren Nebenräumen liegen in einem Niveau; die ganze Gruppe westlich vom Alberkahof, mit dem Patio de la Mezquita als Centrum, der älteste Theil des Alhambrabaues, befindet sich schon ein Stück tiefer; der nordöstliche Bau, welcher sich um den Garten der Lindaraja legt, sogar ein ganzes Stockwerk unterhalb der Gruppen des Alberka- und Löwenhofes.

Vermißt man an der Alhambra Einheit des Planes, so erkennt man doch bald, woher dieses gekommen. Der pietätvolle Araber baut niemals um, sondern er baut an das schon Bestehende an. Unzweifelhaft bildet die westlichste Gruppe mit dem Centrum des Meskitahofes den ältesten Theil des Alhambraserails. Hier war die Eingangspforte, deren Auffindung dem trefflichen Rafael Contreras, dem „Restaurador" der Alhambra, so viele Mühe gemacht hat. Wahrscheinlich stammt dieser Bau aus der älteren Zeit der arabischen Herrschaft. Als sich dann im dreizehnten Jahrhundert das selbstständige Königreich Granada bildete, machte die Kleinheit der Verhältnisse dieses alten Baues eine Erweiterung nöthig.

Es entstand der Palast des Patio de la Alberca, mit dem Thurm des Comareh, in welchem sich der Thronsaal, heutzutage der Gesandtensaal genannt, durch seine großen Verhältnisse auszeichnet, und ihm gegenüber der Harem des Herrschers. Letzterer mochte aber den Ansprüchen der Palastdamen nicht länger genügen; die verweichlichten, den Haremsintriguen ohnehin zugänglichen Herrscher fügten daher jenem Patio der Alberca, dessen Längenaxe von Süden nach Norden geht, den Patio de los Leones zu, dessen Axe, entsprechend dem Terrain nur die Richtung von Westen nach Osten haben konnte. Diese Gruppe des Löwenhofes mit dem Saal der Abencerragen im Süden, dem Saal der beiden Schwestern in Norden, mit dem wunderbaren Ausblick des Erkers der Lindaraja, ist in Wahrheit nichts als der Harem des orientalischen Herrschers.

Wenn uns berichtet wird, daß sich in diesen Räumen, namentlich um den Löwenhof, allerlei politische Ereignisse zugetragen haben; wenn der Herrscher in dem Gerichtssaal, östlich vom Löwenhof, wirklich zu Gericht saß, (was aber alles noch zweifelhaft), also gleichsam mitten unter den Frauen seines Harems, so ist nicht zu übersehen, daß die Frauen der damaligen Zeit eine Freiheit genossen, welche mit der sklavischen Abgeschlossenheit der Frauen in den heutigen orientalischen Harems nichts zu thun hatte.

Wir wissen nicht, wann die tiefergelegene Gruppe um den Patio der Lindaraja und den kleinen Patio de la Reja erbaut ist. Hier haben die nachfolgenden Jahrhunderte viel geändert und hinzugefügt. Die vorhandenen Bäder, welche sich gleichsam in der kühlen Kelleretage befinden, die Klein-

heit der Räume, sowie die Traulichkeit der Patios weist diesen Theil unzweifelhaft dem Harem des Löwenhofes zu, mit welchem ihn eine Treppe verband.

Ich mag nicht wiederholen, was in Dutzend Büchern gesagt ist, von dem Styl, in welchem alle diese Bauten ausgeführt sind; von den prachtvollen Marmorsäulen, der Bekleidung der Wände mit Arabesken, welche offenbar einst mit einer Form von Eisen in den weichen Gyps gepreßt wurden; den prächtigen Farben, mit welchen der Gyps gemalt war, jetzt meist bis zur Unkenntlichkeit verblichen; nichts von den seltsamen Stalaktitengewölben, den Mosaiken und Marmorplatten, und unzähligen andern Dingen. In dieser Dekoration, ursprünglich wohl in Nachahmung der Teppiche, womit die Wände behängt waren, besteht die eigentliche Signatur der Alhambra, und wir können uns ihrer Wirkung nicht entziehen, auch wenn wir uns gestehen, daß eine bloße Dekoration nicht in die höchsten Sphären der Kunst reicht, und daß das Material in seiner Bröcklichkeit einer so ungeheuren Mühe nicht werth ist. Wir vermissen fast überall eine große würdige Raumentfaltung, wie sie dem Palaste eines mächtigen Herrschers ziemt. Alles ist auf eine kleine behagliche Wirkung berechnet und stets auf den bloßen Sinnengenuß. Diese unzähligen Räume, die sich immer von neuem in Alkoven, Einbauten und Nischen gliedern, nehmen zusammen nicht mehr Platz weg als ein mäßig großes modernes Haus, das sich um einen Hof gruppiert. Nirgends Stockwerk über Stockwerk: es bleibt bei einem ermüdenden Nebeneinander.

Aber es geht uns mit der Alhambra wie mit so vielen Dingen im Leben: sie besitzt trotz aller Bedenken den Zauber der Liebenswürdigkeit. Und dann wohnt ihr ein Geheimniß inne, in dem eigentlich alle künstlerische Wirkung beruht: sie regt überall unsere Phantasie an. Schon diese vielfachen Räume, Treppen, Korridore, Säulenhallen, Thürme, Aussichtserker, Keller, Gärten, und vieles Andere, stellen uns Frage über Frage. Dazu kommen die mystischen Züge der arabischen Inschriften, welche sich oft ganz frei über die farbigen Gypsdekorationen legen wie von jener Hand, die ein Mene Tekel schrieb, gezeichnet. Was bedeuten sie?

Wir sehen die Alhambra nicht wie sie ist, nicht „das Ding an sich". Wir haben von Jugend auf uns mit ihr beschäftigt, in ihren Räumen geschwärmt. Diese Löwen, ja diese blutrostigen Flecken im Saale der Abencerragen sind uns alte Bekannte. Wir schauen hier Alles wie durch einen Schleier, oder wie durch ein farbiges Glas, umgeben von einer Strahlenkrone, welche Zeit, Geschichte und Phantasie darum gewoben. Wer könnte sich dieser Wirkung entziehn?

Ich sah einen jungen Engländer im Löwenhofe, der mit beiden Händen den Kopf eines dieser häßlichen Thiere streichelte und es so glückselig ansah, als wäre es seine Geliebte. Wir alle treten mit ähnlichen Gedanken in diese Höfe, in denen die Myrthen duften, die Goldorangen glühn, und die kreischenden Falken aus und einfliegen. Welche Unbehaglichkeit in dem Saale der Gesandten, wenn der Wind durch die Halle heult wie ein Wolf und wir vor Kälte schaudern! — Aber was thuts? Wir wagen nicht zu murren. — Wir lächeln, wenn wir entdecken, daß die schmächtigen Mar-

morsäulen nicht Centnerlasten zu tragen haben, wie es doch den Anschein hat, sondern eine hohle Gypsdekoration, durch welche das Licht scheint: aber wir gebieten unserer Kritik sofort Schweigen. Die Alhambra an sich ist ein Menschenwerk mit unzähligen Fehlern und Schwächen, aber sie wirkt auf uns wie ein Märchen, dem wir mit vollem Glauben und mit Bewunderung lauschen. Der nicht vollendete Renaissancepalast Kaiser Karls des Fünften, der an das Heidelberger Schloß erinnert und in künstlerischer Hinsicht die Alhambra weit übertrifft, wirkt neben all dieser graziösen, frauenhaften Schönheit wie ein ungeschlachter Gesell. Denn er ist uns gleichsam die kalte lichte Wirklichkeit in einem Feenmärchen. — —

Ich will Dir zum Schluß noch ein paar vereinzelte, die Alhambra betreffende Mittheilungen machen.

In den Wänden der großen Durchgänge, namentlich im Patio de la Alberca, findet man oft kleine Nischen (hánias), von denen man früher annahm, sie wären dazu bestimmt, die von den Eintretenden ausgezogenen Schuhe und Pantoffeln aufzubewahren. Die betreffenden Inschriften lassen jedoch keinen Zweifel darüber zu, daß hier jene noch heute in Spanien gebräuchlichen Wasserkühler aufgestellt wurden, welche man alcarraces nennt. Denn es heißt in einer Nische:

„Das Gefäß, welches sich in mir befindet, gleicht einem Betenden, welcher in der Kiblah zu Gott betet.“

Der Löwenhof bildete niemals einen Garten, er war vielmehr mit großen Marmorplatten gepflastert. Die Fontaine in seiner Mitte, welche von zwölf Löwen getragen wird, diente zu den vorschriftsmäßigen Abwaschungen. Man hat

die Häßlichkeit der Löwen damit motivieren wollen, daß sie bestimmt seien, eine architektonische Wirkung zu erzielen. Vergebliches Bemühen! Die Araber verstanden sich nicht auf die bildenden Künste und sind hierin immer Stümper geblieben. Um die untere Schaale der Fontaine (die obere ist neu) läuft eine arabische Inschrift, welche folgende Verse enthält:

„Siehst Du nicht wie das Wasser über die Ränder läuft und sich dennoch in der Erde verbirgt?"

„So hat auch ein Liebender die Wimpern voller Thränen, und er verbirgt sie aus Furcht, man könnte sie sehen."

„Und was ist es anders als eine Regenwolke, welche über die Löwen ihr Naß ausgießt?"

Daß im sogenannten Saale der Abencerragen einst siebzehn Mitglieder dieses heldenhaften Geschlechts hingerichtet worden, ist eine Sage, welche erst durch Florians Gonsalve de Cordoue Verbreitung gefunden hat. Zur Zeit Hernandos de Baeza, Sekretairs des Königs Boabdil, welcher die Geschichte seiner Zeit geschrieben hat, hieß dieser Saal der Blutsaal (Sala de Sangre), und die ganze Geschichte dankt ihre Entstehung wahrscheinlich dem rostbraunen Fleck in Marmor der Fontaine, der wiederum verursacht ist durch eine Vertiefung, in welcher das mit Eisenocker versetzte Wasser noch jetzt längere Zeit stehen bleibt.

Ganz neu wird es Dir sein, daß dicht an dem Saale der Abencerragen sich eine alte Begräbnißstätte der granadinischen Könige, eine sogenannte Rauda befindet, mit einer Kuppel in Form einer Muschel, wie der Mihrab in Cordova sie hat. Die Mauren nannten diesen Raum das Beital-

menan. In einem kleinen anstoßenden Raume befindet sich noch eine Wanne, in welcher man die Leichen, vor deren Einhüllung in die „Camburxes“ und Beisetzung in die Gräber, abwusch. Die Rauda ist erheblich älter als der Löwenhof.

Eines der eigenthümlichsten Räthsel bilden die drei Deckengemälde in der Sala de Justicia, welche nach dem mittleren Bilde, mit einer Reihe würdiger maurischer Personen, auch der Saal des Raths und der Portraits genannt wird. Daß sich in der Alhambra Bilder befinden, trotz des Verbots des Korans, Gegenstände aus der Natur darzustellen, ist an sich nicht befremdend, da die Mauren in den letzten Jahrhunderten in Spanien längst von dieser Vorschrift abgewichen waren. Die Bilder selber sind aber ihrem Gegenstande und ihrer Behandlung nach so räthselhaft, so eigenthümlich altitalienisch und doch wieder so originell maurisch, daß es noch nicht einmal feststeht, ob sie von christlichen oder maurischen Künstlern herstammen. Jedenfalls hat ihr Alter (sie sind nun mindestens fünfhundert Jahre alt), die Technik (sie sind mit Eiweisfarben auf kleine Stücke der Weißpappel gemalt), und die seltsame Mischung von abendländischen und maurischen Elementen so viel Eigenartiges, daß jeder Beschauer hier unwillkürlich zum Interpreten wird. Im Uebrigen denke Dir Zeichnung, Farbe und Form so unbehülflich als möglich. Die Versammlung der Mauren oben an dem mittelsten Gewölbe ist auf Goldgrund gemalt, die beiden anderen Bilder haben einen blauen Grund. Leider hat auch hier der Zahn der Zeit ihnen übel genug mitgespielt.

Wenn in dem Saal der Abencerragen der Baustyl etwas Kräftiges, Männliches hat, wird er in dem Saale der

beiden Schwestern weich und überreich, fast überladen und technisch so gewagt, daß wir die Dauer dieser wie aus Spitzen gewobenen Baulieder kaum noch begreifen. Wir befinden uns hier in dem eigentlichen Centrum der Frauengemächer; die Inschriften werden immer poetischer und reicher an Bildern.

„Hier suchen nachts die fünf Plejaden Unterkunft und der schädliche Nachthauch wird gegen den Morgen hin süß und köstlich.“

„Die bewundernswerthe Kuppel hat nicht ihres Gleichen. Sie besitzt heimliche Schönheiten und offenbare Schönheiten.“

„Das Sternbild der Zwillinge streckt seine Hand gegen sie aus, zum Zeichen des Grußes; der Mond nähert sich ihr, mit ihr heimliche Zwiesprach zu halten.“

„Und die glänzenden Sterne möchten lieber in ihr verweilen, als, an das Himmelsgewölbe geheftet, ihren Lauf vollenden.“

„Und in ihren beiden Galerien möchten sie, nach Art der jungen Sklavinnen, gern hülfreich Dienste leisten.“

Unmöglich scheint es diese Pracht zu überbieten: da schuf man den Mirador der Lindaraja, einen Aussichtserker, wenn man will, auf den unten liegenden Orangengarten, auf das Thal des Darro, welchen die Araber Salom nannten, und den Albaicin; ein Plätzchen hundert Male nachgeahmt, vielleicht das Aeußerste was jemals Raffinement und verfeinerter Luxus ersonnen; und doch an sich wie einfach, man möchte fast sagen, wie anspruchslos.

Wer von dem Orangengarten westlich durch den langen Kellergang geht, welcher zum Patio de la Alberca führt, erblickt ein paar Marmorstatuen, Nymphen genannt, und ein Relief, Jupiter und Leda darstellend, auf dessen beiden Seiten je ein Satyr an einen Baum gebunden ist. Es hat schon mancher Reisende gefragt, wie diese Marmorwerke des sechzehnten Jahrhunderts in die Alhambra gekommen sind. Die Antwort darauf ist allerdings sehr einfach. Es sind Theile eines Kamins, welcher in dem Palaste Karls V. Platz finden sollte. Da der letztere unvollendet blieb, wanderten sie in die Kelleretage der Alhambra, der „Casa real la vieja," wie das Maurenschloß damals hieß, und verunzieren hier die maurischen Räume.

Aus dem Saale der Gesandten führt eine Galerie östlich zu dem Mirador de la Reina, so genannt nach der Gemahlin Philipps IV., welche am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts hier wohnte. Zur Zeit der Araber war es ein Festungsthurm mit einer kleinen Kapelle, dem Mihrab, darin die Sultane den Aufgang der Sonne erwarteten und ihr Morgengebet verrichteten. Galerie und Wände sind mit den schönsten Malereien geschmückt, welche phantastische Scenen, vor Allem aber den Kriegszug Karls V. nach Tunis darstellen, dieselben Ereignisse, welche später den Bischof von Erlau, Ladislaus Pyrker, zu seiner „Tunisias" begeistert haben. Diese Bilder rühren, wie die in dem Archiv der Alhambra aufbewahrten Rechnungen ausweisen, von zwei italienischen Malern Giulio Aquiles und einem gewissen Alessandro her, von dem man nicht einmal den Zunamen kennt. Das Wunderbarste aber ist, daß diese Meister, obwohl sie verdienten neben

manchem Maler des Raffaelischen Zeitalters genannt zu werden, in der Kunstgeschichte vollkommen unbekannt sind. Und doch sind seitdem nur drei Jahrhunderte vergangen. Denn Alessandro malte hier im Jahre 1538 und Aquiles 1546. Wie so oft haben die Reisenden auch hier die Bilder sinnlos mit ihren Namen beschrieben und sie dadurch mehr als Wind und Wetter verunstaltet. Aber wo würde man je den „Unsinn der Verwüster“ los?

Die Aussicht vom Mihrab gehört zu den schönsten in der Alhambra; aber ich hüte mich wohl Dir darzustellen, was selbst das Auge zu erfassen kaum im Stande ist.

Granada, den 30. März 1882.

Wenn man von der Plaza nueva östlich in die Darroschlucht wandert, kommt man in den malerischesten Theil des maurischen Granada. Zur Linken hat man den Albaicin mit unzähligen einstigen Thoren, Bädern, Häusern, Kirchen, Stadtmauern und Thürmen, den ältesten Theil Granadas, vielleicht die phönikisch-römische Garnata oder Illiberis, daraus die Araber später ein Elvira bildeten, oder das noch ältere Hiznarroman, Alles überragt von der Ermita des heiligen Michael, von welcher wir mit einem Blick die Alhambra, die Stadt und die Nevada umfassen. Zur Rechten steigt jäh der Alhambraberg auf, dessen Burgthürme nirgends imposanter erscheinen; weiterhin der Generalise am Fuße der Silla del Moro und in der Tiefe des Darrothales das Kollegium von Sacromonte. Hat man die Darroschlucht durchschritten, so

erweitert sich das Thal ein wenig und wir befinden uns dicht unter der Alhambra auf der Alameda des Darro, einem freundlichen Ulmenspaziergang. Man kann in dem Buche Washington Irvings lesen, welche Freude es ihm machte, aus seinem Zimmer am Orangengarten der Lindaraja, — es wird noch jetzt unter der Bezeichnung „las Frutas“ gezeigt — hinab auf diese Alameda zu schauen. Weiter rechts kann man die Cuesta de los molinos hinaufsteigen, den Mühlenabhang, so genannt nach einer kleinen Mühle mit einer klaren Quelle dicht unter dem Steilabhang der Alhambra. Dieser Weg, auch Camino del Muerto genannt, weil es der Weg zum Kirchhofe ist, führt hinauf zum Ostthor der Alhambra und zum gegenüber liegenden Generalife.

Ich bin indessen nicht so grausam Dich hier hinauf zu nöthigen. Ueberdies verdient der Generalife, eine alte maurische Villa im italienischen Gartenstyl der Isola bella keineswegs ihren großen Ruf; es sei denn, das man die Alhambra frei vom Rücken überschauen will, wozu sie sich als Standort vortrefflich eignet. Es gehört zu den selbstverständlichen Dingen, dieses „Haus der Freude“ zu besuchen und seinen Preis zu singen. Aber ich bin ehrlich genug, Dir zu gestehen, daß es in Italien dutzende von Villen giebt, welche diesen arabischen Generalife weit übertreffen; seine Wirkung beruht eben darauf, daß er in einer verbrannten Oede liegt. Ein winziges Bächlein in einer Wüste wird natürlich höher geschätzt als ein großer Strom in einem reichen Lande.

Ich führe Dich auch nicht zu dem hinter der Alhambra im Osten hochgelegenen Kirchhof, der nur das Merkwürdige

hat, daß in seine fürchterlichen Nischengräber unmittelbar die Nevada hineinschaut, wie ein ungeheures Leichentuch. Dafür folge mir weiter das Darrothal aufwärts zur „Haselnußquelle“ (Fuente de los Avellanos), dicht unter der Silla del Moro und dem halbmythischen maurischen Palaste von Dar-Alarusa, woraus man ein mehr verständliches Dar-larosa gemacht hat. Am frühen Märzmorgen wandert man hier in köstlichem Schatten, den der Berg wirft; denn im Uebrigen giebt es kaum einen Baum, und nur wenige Sträucher beleben den einsamen Weg. Blickt man den Bergzug, welcher Sierra de Santa Elena heißt, hinauf, so kann man die Wasserleitung sehen, welche von Jesus del Valle das Wasser des Darro dem Generalife und der Alhambra zuführt, und über der jetzigen noch die älteren Leitungen, welche einst die „Birkas“ einiger jetzt nicht mehr vorhandenen maurischen Paläste speisten. Aber was haben diese Spanier nicht alles zerfallen lassen!

Die Haselnußquelle sickert nur spärlich aus dem Felsen; die Aguadores, welche mit ihren länglichen Gefäßen auf einem Esel (borrico) hierher kommen, müssen daher immer lange warten, bis sie dieselben gefüllt haben. Mittlerweile wird geplaudert; ein anderer würde vielleicht hinzufügen: gesungen und getanzt; es wäre aber einfach falsch; denn man singt und tanzt in Spanien sehr selten aus dem Stegreif, sondern nur bei besonderen Zusammenkünften, oder an festlichen Tagen; am liebsten in den Gasthöfen der Alhambra: den Siete Suelos oder dem Grand Hotel Washington Irving, wo man dafür den Fremden einen „Harten“ (Duro) in Rechnung stellt. Auch hier bot einer der Wasserträger, der

erst aus einer Zeitung laut vorlas, sich und seinen Esel als Modell an; gerade wie die Italiener es machen, welche jeden betrachtenden Forestiere für einen Maler halten. Aber auch hier schon die sittliche Entrüstung, sobald man sich auf das Geschäft nicht einläßt; wenn sie auch nicht so weit geht, wie bei jenem Pariser Diebe, der seine Hand aus einer leeren Tasche zurückziehend ausrief: Je suis volé.

Ich maß die Temperatur der Quelle und schloß aus der geringen Wärme ($12\frac{1}{2}^{0}$ C.), daß sie aus keiner beträchtlichen Tiefe komme.

Der Weiterweg wird schattig; die Pappeln und das Brombeergesträuch umzieht der Epheu; auf dem Boden wuchern in üppiger Fülle die blaublühenden Erdmyrthen. Dann mußte ich in's Darrobett hinabsteigen und sofort wieder steil hinauf durch einen Barranco, in dem es förmlich nach Räubern roch, zu den Troglodytenwohnungen der armen Leute, welche sich in dem Berge ganz behaglich eingerichtet haben. Auch schienen sie nicht so gar arm zu sein; denn aus manchen glänzte schönes Kupfergeschirr heraus, und über dem Rauchloch stand immer eine Art Schornstein in Form eines niedlichen, sauber getünchten Häuschens. Von ferne glaubte ich mitten im Kaktus lauter Bienenstöcke zu sehen.

Nicht lange, so war ich in Sacromonte, einem hochgelegenen geistlichen Seminar mit großen Gebäuden und stark kirchlichem Gepräge. Der mich umherführende Diener ersparte mir keinen einzigen der heiligen Räume und noch weniger irgend eine der unzähligen Grotten und Höhlen, von denen der ganze Berg gleichsam unterminiert ist. Aus dem blendenden Tageslicht traten wir oft in dunkle Fels-

gänge, wo der Führer laut warnte: la cabeza! Dann wieder in mysteriöse Grotten mit Darstellungen von Todten, Sterbenden, Hingerichteten, das meiste in Wachs und mit jenem entsetzlichen Realismus ausgeführt, wie es gläubige Gemüther nur zu sehr lieben. Mir wurde übel zu Muthe, und doch durfte ich mich nicht äußern, weil uns ein paar Montesinos, das heißt Bewohner der granadinischen Berge im Osten der Stadt, begleiteten, welche alles in tiefster Inbrunst beschauten und von demselben fanatischen Feuer erfüllt schienen, wie einst ihre maurischen Vorfahren in den Alpujarras. Sie trugen Hanfsandalen, lederne Botines, das heißt dicke Gamaschen, und die über den Kopf gestreifte Manta, deren breite bunte Streifen vollkommen arabisch-syrisch aussahen.

Hier wurde mir klar, was ich schon lange vermuthet, ja in der Mancha schon bemerkt hatte, daß es in der That noch ein gänzlich altes und sogar maurisches Spanien giebt, mindestens Menschen, die mit dem, was die Fremden in Spanien sehen, so gut wie nichts gemein haben, sobald man nur die Eisenbahnen verläßt und sich in die einsamen Gebirgslandschaften begiebt, wo die Gesellschaft nichts, der Einzelne aber alles gilt; wo es noch wirkliche Räuber (nicht bloß dilettantische Rateros), keine Gendarmen, aber dafür Gesang, Tanz und Sagen giebt, welche die Hirten sich nachts im „Hato“ erzählen. Dieses Spanien zu besuchen, wo man noch fast zwei Fuß lange Messer hat, „Navajas“ und züngelnde „Culebras“, das heißt Schlangen, wie ich sie hier in einer volksthümlichen Werkstatt in der Calle de los Mesones gesehen habe, die Klinge drei Zoll breit, die Schaale mit Silberrealen ausgelegt und mit unzähligen Silber-

stiftchen beschlagen, — ja dieses Spanien kennen zu lernen, das würde doch noch lohnen! Aber dazu müßte man jung sein und auch wohl etwas verwegen.

Wenn man auf der schattigen Terrasse vor Sacromonte steht, befindet man sich in einer landschaftlichen Umgebung wie sie nur Granada zu bieten vermag. Die tiefgefurchten Bergabhänge sind ganz mit Cactus opuntia bedeckt, welchen die Leute hier cochumbo (higo-chumbo) nennen, dazwischen schießen die Blüthenstengel der Aloe (Agave americana) oft bis fünf und zwanzig Fuß auf, in einer Dicke, daß man eher an Baumstämme als an Stengel denkt; und über diese Fluren hinweg schweift der Blick über das tiefe Darrothal zur Alhambra und zu der Stadt mit der mächtig hervorragenden Kathedrale, um erst weit hinten an den Bergen von Alhama eine Grenze zu finden.

Wandert man hinab, so sieht man sich hoch überragt von den Riesenstauden des Kaktus, aus dessen Blättern jetzt überall die Blüthen treten; man fühlt sich wie in einem Wunder- und Zauberwalde. Mitten in demselben liegen aber die Höhlenwohnungen der Leute, die nur zum kleineren Theile Zigeuner sind. An manchen giebt es ein Gärtchen mit blühenden Birnenbäumen, darin tausende von Bienen summen, wie in den Blüthenkronen unserer Obstbäume. Jetzt nennen sich alle diese Leute Spanier und Cristianos viejos y rancios, alte und „ranzige" Christen, obwohl es zum Theil Araber sind, welche nach der Eroberung Granadas in diese Höhlenwohnungen gedrängt wurden. Zur Zeit der Herrschaft der Araber hausten hier die Juden und die Christen. Ich sah vor einigen Jahren in Kopenhagen ein Bild eines

dänischen Malers, welches ein paar Mädchen vorstellte, die im vollen Sonntagsputz vor einer dieser von Kaktus beschatteten Höhlenwohnungen saßen. Dieses Bildes mußte ich hier gedenken.

Noch interessanter, so sagte mir ein Granadiner, wären die Kaktusabhänge auf der Südseite des Alhambraberges, hoch über dem Jenil und der Bombamühle. Ich stieg deshalb zu ihnen hinauf, erst durch steile Bergstraßen, dann durch einen Hohlweg, der ganz mit Kaktuspflanzen eingefaßt ist. Man nennt ihn die Cuesta del Abogado, den Bergabhang des Advokaten. Oben befindet man sich in einer Art Hügellandschaft mit einer tiefen Schlucht und steilen Abhängen, über welche eine große Zahl von „Cuevas“ zerstreut ist, alle fensterlos und den Haupteingang gern der Sonne zugekehrt. Ich blickte in die eine und die andere, fand im ganzen aber wenig freundliches Entgegenkommen. Der Granadiner ist mißtrauisch, man kann seinen Charakter an der Bösartigkeit seiner Hunde ermessen, welche die Wanderung in der Sierra Nevada zum Theil bedenklich machen. Manche dieser Cuevas sind verlassen, andere liegen eingestürzt und in Trümmern. So bieten sich dem Wanderer fortwährend neue Bilder dar. Wir befinden uns hier in einer der eigenthümlichsten Scenerien bei Granada.

Ich wanderte in östlicher Richtung, immer ansteigend, bis zur Höhe eines Hügels hoch über dem Jenil, mit einem Cortijo, das ganz freundlich aus seinen Oelbäumen herausblickte. Es gehört zur Kirche der Jungfrau der Angustias in Granada und heißt vollständig Colonia de Nuestra Señora de Angustias. Die Geistlichen haben für die Bewohner

dieser Gegend, namentlich der Cuevas del Abogado hier eine Schule eingerichtet. Ich will aber nicht verschweigen, daß der Lehrer, — vielleicht in seiner Siesta gestört — sich durch eine in Spanien ungewöhnliche Unfreundlichkeit auszeichnete. Dafür war es bei den Leuten des Wirthschaftshauses still und behaglich wie in einer deutschen Bauernhütte. Die Frau brachte mir ein Glas Wasser, das offenbar aus der Darroleitung stammte; die Kinder eine kleine Manuela und ein noch kleinerer Luis, nannten mir den Namen des Hundes und der Katze. Feo, „Häßlich" machte seinem Namen in der That alle Ehre; Condesa, „die Gräfin", aber schnurrte mit einer Würde, einer Hoheit, welche die Vertraulichkeit entfernte. Die Kinder riefen als sie mein fast zwei Fuß langes Kaktusblatt sahen: una penca de cochumbo! Die Frau aber ergänzte auf meine Frage, daß man es auch una yera de cochumbo nenne. Ich schreibe diese Wörter hin, ohne die Orthographie zu verbürgen.

Man befindet sich bei der Colonia auf einer hügeligen Hochebene mit bequemen Fußwegen, die man weithin verfolgen kann. Wandert man auf ihnen nach Osten, so steht immer groß und erhaben die Sierra Nevada mit ihren Schneefeldern vor uns; zur Rechten haben wir das Thal des Jenil und die Vega. Wer ein gutes Auge hat, sieht im Südosten la Zubia, wo Isabella nur mit Mühe der Gefangennehmung durch die Mauren entkam, indem sie sich mit ihrem kriegerischen Gefolge in einem Lorbeerwäldchen verbarg. Von demselben ist freilich zur Zeit nichts weiter als ein einziger Baum übrig. Im Süden erblickt man über der grünen Vega den braunen Hügel, über welchen der letzte Maurenkönig ins „Elend" zog, wie

es unsere mittelalterlichen Dichter nennen. Oben wandte er sich noch ein Mal um und überschaute, was er verloren. El último suspiro del moro nannte man seitdem die Stelle. Kaiser Karl V. bemerkte aber mit Recht, als er die Alhambra besuchte, er hätte sich lieber unter ihren Trümmern begraben lassen, als daß er in die Alpujarras gezogen wäre, und fügte hinzu: Desgraciado él que tal perdió, — unglücklich wer das verlor! Schon die „katholischen Könige" fühlten tiefstes Mitleid mit dem entthronten Könige; Isabella konnte bei seinem Anblick sich nicht der Thränen erwehren. Auch die spanische Lagerstadt Santa Fé im Westen von Granada, angeblich in kürzester Frist, und den belagerten Mauren zum Hohn erbaut, erblicken wir von hier oben; ferner Granada selbst; die Alhambra mit dem Campo de los Mártires, an dessen Stelle jetzt die Gartenkünste der Villa Calderon getreten sind, und erinnern uns, daß man unterhalb ihrer Mauern vor einiger Zeit einen römischen Kirchhof ausgegraben hat, welcher in der Nähe des halbmythischen Hiznarroman gelegen haben mag. Durch die Cuesta del Abogado zog einst der letzte Maurenkönig hinab ins Jenilthal, nachdem hier oben dem spanischen Grafen Tendilla von dem Alcaide der Alhambra, Aben Comixa, die Schlüssel des Thores der Sieben Stockwerke (damals der Haupteingang zur Alhambra) übergeben worden waren. Die „katholischen Könige" warteten mittlerweile unten an der heutigen Ermita de San Sebastian, bis die maurische Standarte von dem Thurm des Giafar, der heutigen Torre de la Vela, hinabsank und die kastilische Standarte, ein „Pendon", der noch heute in der Kathedrale von Toledo aufbewahrt wird, auf

der Höhe aufgepflanzt wurde; zum Entsetzen der nichts ahnenden und zum Todeskampfe bereiten Stadt.

Auf dem Bergzuge im Nordosten, dem Cerro del Sol, vom dem jetzt nur noch ein paar Trümmer herabblicken, stand einst der prächtige Palast der Alijares, welchen der Ritter Don Juan von Kastilien schon von der Sierra de Elvira aus erblickte.

¿Que castillos son aquellos,
Altos son y relucian?

so fragt er in der Romanze einen maurischen Gefangenen. Dieser antwortet:

El Alhambra era, Señor,
Y la otra la Mezquita;
Los otros los Alijares,
Labrados á maravilla.

Aber Unheil verkündend heißt es in einer andern Romanze:

En los castillos dorados
De los ricos Alijares
Crecerán las yerbecillas,
Y se anidarán las aves
En las pintadas labores
De sus paredes de encaje.

„In den goldenen Schlössern der reichen Alijares wird das Unkraut wachsen und die Vögel werden nisten in den buntgemalten Nischen seiner getäfelten Wände."

Man erzählt, daß auf diesen Hügeln einst mehr als vierhundert Sklaven thätig waren, um die Goldkörner, welche von dem Regenwasser aus dem Boden ausgewaschen wurden, aufzusuchen. Eine mühevolle Arbeit, die nur eine tägliche Ausbeute von zehn Realen für jeden Sklaven lieferte. Aber

es wurden mit diesem Golde die Paläste erbaut und geschmückt, welche Granada von jeher berühmt gemacht haben. Die Sturzbäche führten das Gold auch dem Darro und dem Jenil zu, dem Singilis der Römer, der darum immer als der goldsandführende gepriesen wird. Noch jetzt sollen zuweilen arme Goldsucher im trocknen Flußbett des Jenil und des Darro zu sehen sein.

Ich wollte Dir noch von den Torres Vermejas erzählen, deren Plattform zu besteigen, ein Sergeant mir freundlich gestattete, obwohl ich mich mitten zwischen den Soldaten der Wache und den Gefangenen, denen man gerade das Abendbrot brachte, fast hindernd bewegen mußte. In Spanien öffnet ein freundlich Wort jedes Thor und jedes Herz. Man möchte sagen: Liebenswürdigkeit ist der Grundzug im spanischen Volkscharakter. Auch zu den Adarves, dem südlichen Umgange der Alkazaba, auf der Alhambra, wohl dem schönsten Aussichtspunkte in Granada, hätte ich Dich noch gern geführt. Ich bin hier drei Mal gewesen und habe die Sonne untergehen sehen, als wäre das Alles nur so bestellt gewesen. Aber ich wage dergleichen Schilderungen nicht mehr. Sie wirken ja doch nur musikalisch und geben kein eigentliches Bild. Zwischen diesen Adarves und dem Thurm der Vela befindet sich ein Trümmergewirr, in dem es uns unter Umständen schlecht ergehen kann, wie vor einiger Zeit einem jüngeren deutschen Reisenden, der in eine der brunnenartigen Tiefen gefallen war und erst am vierten Tage hatte heraufgezogen

werden können. Seine Revolverschüsse, die er abgefeuert, hatte Niemand gehört. Aber sein schwacher Ruf war schließlich doch von ein paar arbeitenden Frauen vernommen, und der freundliche Contreras hatte Hülfe gebracht. Lachend erzählte mein Führer von dem ungeheuren Appetite des caballero aleman. Leider konnte ich den Namen desselben nicht erfahren.

Nun ist mein Koffer gepackt und morgen in der Frühe verlasse ich Granada, das mir manche Enttäuschung bereitet, aber auch des Belehrenden nicht wenig gebracht hat. Vielleicht giebt es kein seltsameres Gefühl als jene Wehmuth, die uns beim Scheiden von einem berühmten Orte so gern erfüllt. Immer fallen mir die Worte des letzten Maurenkönigs, des rei chico ein, wie ihn Lope de Vega in seinem Volksschauspiel Kolumbus, darstellt, der sein Reich den „katholischen Königen“ übergiebt und dann ausbricht:

Leb wohl, mein schönes herrliches Granada,
Du Spaniens Lorbeer, der den Wipfel birgt
Im blendend-lichten Schneeglanz der Nevada.
Die doch vom vielen Blute purpurroth.
Leb wohl, Albaicin, Generalife!
Leb wohl, Alhambra, du geliebte Heimat!

Mein letzter Eindruck in Granada war übrigens nicht der Sonnenuntergang auf den Adarves, sondern ein eigenthümliches Nachtbild. Spät am Abend fiel es mir nämlich ein, daß ich der liebenswürdigen amerikanischen Familie, welche ich bei Fliedner in Madrid kennen gelernt und auch

hier wiederholt gesprochen hatte, oben auf der Alhambra noch ein letztes Lebewohl zu sagen habe. Ich steckte also schnell meinen Revolvér (so betonen die Spanier) in die Tasche und eilte hinter dem Theater durch die engen und stockfinstern Gassen, welche sich am Südwestfuße der Alhambra bis zur Plaza nueva hinziehen, nicht ohne daß gelegentlich aus einer dunklen Hausflur, in deren Tiefe ein Küchenfeuer brannte, irgend ein bettelndes Kind, wie ein hungriger Polyp hervorschnellte; dann die steile Straße der Gomeres hinauf, welche einigermaßen an die Schloßstraße in Heidelberg erinnert, ganz besetzt mit den Verkaufsläden der Antiquare, Bilder- und Photographien-Händler. Oben betritt man den Park der Alhambra durch die Puerta de las Granadas, welche zur Zeit der Araber Bib Laujar hieß. Auf dem ganzen weiten Wege, welcher sich zwischen der Alhambra und den Torres Vermejas bis zu den Hotels hinaufzieht, brannte kein Licht. Ein heftiger Wind sauste durch die Kronen der hohen Ulmen, deren schlanke astlose Stämme gelegentlich knarrten wie der Mast eines stampfenden Schiffes. Im Uebrigen war es hier unten ganz ruhig, wie in der Tiefe eines solchen Schiffsraumes. Von Zeit zu Zeit durchbrach der Mond die Wolken, welche über die noch blattlosen Baumkronen dahinjagten, und warf seinen bleichen Schein auf den weißlich flimmernden Weg. Ich hörte keinen Laut eines Vogels; nur die Wasser rauschten und von der Höhe an den „Rothen Thürmen" erschollen zuweilen Menschenstimmen und ein leichtes Guitarrengeklimper.

Oben liegen sich die beiden Hotels gegenüber wie die Häuser böser neidischer Nachbarn; zur Linken die „Sieben

Stockwerke" in köstlichem Ulmenschatten, zur Rechten der „Washington Irving" mit wärmender Sonne auf der Südseite. Die „Sieben Stockwerke" verkünden auf einer in die Mauer eingelassenen Gedenktafel, daß der berühmte spanische Maler Fortuny hier lange Zeit geweilt habe; der „Washington Irving" pocht auf seinen berühmten Namen, sowie darauf, daß sein gegenwärtiger Eigenthümer, Don Ramon, der Schwiegersohn ist von Ortiz, dem einstigen Alhambraführer des berühmten Amerikaners.

Meine amerikanische Familie haust natürlich bei dem Letzteren und hat sich in den behaglichen Zimmern ein sweet home eingerichtet, als wäre es ihre Villa bei Genf, welche sie für gewöhnlich bewohnen. Da sie deutsch wie ihre Muttersprache reden, so hatte ich anfangs nicht Gelegenheit sie als Amerikaner zu erkennen und war erstaunt, daß eine „englische" Familie so wenig spezifisch Englisches habe. Mir wurde hier gar seltsam zu Muthe, als wäre ich plötzlich nach Hause versetzt und wir säßen um den Schein unserer Lampe.

Ich weilte eine Stunde bei diesen freundlichen, feingebildeten Menschen und stieg aus der lichten und warmen Helle wieder in die finstere Parktiefe hinab.

Man braucht nicht denselben Weg hinabzugehen, sondern gelangt auf einem anderen, dicht unter den Mauerthürmen der Alhambra, zu der Puerta Judiciaria, über deren Thorbogen sich die berühmte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger befindet, deren angebliche Bedeutung Du in Washington Irvings Alhambra nachlesen magst. Hier war es vollkommen finster; aber der Sturm brauste noch lauter und übertönte

das Rauschen der Fontaine Karls des Fünften, an welcher man bei Tage so gern sitzt, um in die schattige Tiefe hinabzuschauen.

Auf dem steilen Fußwege zum Granatenthor hinabsteigend, kam ich wieder in meine Fonda de la Alameda, und folgte sofort dem Rathe eines Reiseschriftstellers, den nach Spanien mitgenommenen Revolver, — vorausgesetzt, daß man so thöricht gewesen ist, — mindestens immer gut in der Tiefe des Reisekoffers zu verwahren.

Malaga, den 1. April 1882.

„Warum ist der Himmel über Malaga immer rein und klar? fragte mich auf der Fahrt von Granada, im Anblick des lichten blauen Spiegels des Mediterráneo, ein junger Malagueño.

Ich blickte den Fragenden verwundert an.

Je nun, weil die Malagueños nicht hinein kommen! erwiederte er lachend und fügte hinzu: Ihre Seelen sind schwarz wie die Schaale der Brebas (eine Feigenart); die Konkurrenz macht sie sauer wie die Limonen von Chorro, und wenn man sie aufschnitte wie einen Granatapfel, so fände man darin die Doblonen an einander gereiht wie die Granatkerne, von denen bekanntlich Proserpina sehr zur Unzeit ein paar gegessen hat.

Dieser lustige „comisionista viajero“ wußte nicht genug Böses von Malaga zu erzählen; er lachte über sich, über Spanien und die ganze Welt und unterhielt die Reisegesell=

schaft mit cosas de España. Und da redet man noch immer von spanischer Grandezza!

Ein anderer Nachbar, ein Holländer, der schon seit dem Jahre 1838 in Malaga wohnt, meinte, der Spanier habe nicht so unrecht, wenn er die Malagenser nicht in den Himmel kommen lasse, wenn man dafür nur sein Lebelang diesen Himmel über sich haben könne. Vor etwa zwanzig Jahren, so fügte er hinzu, wäre ein Mal eine unüberwindliche Sehnsucht nach seiner Heimat über ihn gekommen; vergebens habe er dieses Gefühl zu unterdrücken gesucht; er wäre tagelang wie im Traume umhergegangen, zu jeder Arbeit unfähig geworden, und hätte sich schließlich eines Morgens auf der Eisenbahn befunden. Aber schon in Kastilien habe er eine Abkühlung erfahren, eine zweite in Paris; und als er nun gar erst den bleichen, bleiernen Himmel Hollands über sich gehabt und später monatelang gefroren und selten die Sonne gesehen habe, da sei er halb melancholisch geworden und endlich wieder nach dem lichten Süden zurückgekehrt, den er nie und nimmer aufzugeben gedenke.

Aehnliches erzählte mir Konsul Pries, der vor länger als vierzig Jahren seine mecklenburgische Heimat verlassen und sich gänzlich akklimatisiert hat. Er wohnt in einem altarabischen Hause mit köstlichen Patios, in welchen ein sechs Jahr alter Eukalyptus bereits eine Höhe von fünfzehn Metern erreicht hat; besitzt eine prachtvolle Gemäldegalerie, und überschaut von der Südfront seines Hauses den ganzen Hafen und das mittelländische Meer. Seine Kinder sprechen alle gleich fertig: deutsch, spanisch, englisch und französisch; in diesen vier Sprachen spielen sie auch abwechselnd auf dem

kleinen Theater, welches Herr Pries für sie im Hause hat einrichten lassen.

Aber die Rechtsunsicherheit, die vielen Aufstände in Malaga, meinte ich im Laufe des Gesprächs, wird dergleichen nicht gefährlich, mindestens lästig?

Keineswegs. Ich habe so und soviele Revolten erlebt, habe noch keinen Revolver in der Hand gehabt und bin noch niemals von einem Menschen oder einer Menge bedroht worden.

Dann sind Sie hier wohl sehr beliebt.

Hierauf erhielt ich keine Antwort, aber ich gab sie mir selber.

Herr Pries hat übrigens die Güte, für mich durch das Slomannsche Dampfboot, das morgen nach Hamburg geht, an Dich ein Packet zu besorgen, welches Alles enthält, was ich auf der Reise eingesammelt habe, außerdem meine Winterkleider. Denn der April kann in Andalusien doch unmöglich noch als Wintermonat gelten! Freilich läßt sich nicht übersehen, daß die Bäume auch hier sich erst jetzt belauben und die Birnenbäume zu blühen beginnen. Dagegen prangen die Orangenbäume bereits in voller Blüthenpracht. Das Zuckerrohr, welches bekanntlich in Malaga (noch mehr in Motril) angebaut wird, ist erst vor Kurzem geschnitten und die Plantagen stehen wüst und unschön da, wie ein vom Hagel zerschlagenes Feld. Einem Nordländer wird jedoch ganz eigen zu Muth, wenn er diese mehr als zwei Meter langen Zuckerrohrstengel sieht, von denen die Landleute aus dem Gebirge immer ein paar aufladen, um sie zu Hause auszukochen. Die Kinder auf der Straße saugen daran wie an einem Lutschbeutel.

Die Größe der Limonen, welche sie hier auf dem Markte feil bieten, sowie die übrigen Früchte und der Reichthum an Fischen übertrifft alles, was ich bis dahin in Spanien gesehn habe.

Sie hätten im Herbste herkommen sollen, meinte Herr Pries, vielleicht noch besser im Sommer. Die Temperatur ist hier fast immer eine gemäßigte; zuweilen weht wohl der Terral, der uns im Winter Kälte und im Sommer die Hitze von der kastilischen Hochebene bringt, aber immer nur kurze Zeit; aus dem Meer kommt uns stets erfrischende Kühlung.

In neuerer Zeit ist Malaga als Winterstation für Brustkranke in Aufnahme gekommen, wie so manches Grab auf dem englischen Kirchhofe beweist; aber man würde sehr irren, wenn man sich den Januar und Februar in Malaga als einen einzigen Frühling denken wollte. Die Malagueños versichern, Frost und Schnee seien hier unbekannte Dinge. Ich traue dem Frieden aber nicht, da in Gibraltar das Thermometer noch entschieden unter den Gefrierpunkt fällt; wobei ich allerdings bemerken muß, daß das Zuckerrohr keine Kälte verträgt. Es kommt dazu, daß das Peinliche eines Klimas nicht bloß nach den Kältegraden zu schätzen ist. Ein Aufenthalt in den nicht zu heizenden Zimmern dieser luftigen Gasthöfe, wo es durch unzählige Löcher und Ritzen pfeift, kann bei einer mäßigen Temperatur weit unangenehmer sein als bei uns, auch wenn es draußen viele Grade kalt sein sollte, weil wir die ausreichenden Schutzmittel besitzen. Es ist ja bekannt, daß man im Winter weit weniger in Petersburg friert als in Neapel.

Gewöhnlich stellt man Malaga dar, als läge es der

nördlichen Sierra von Antequera gleichsam im Schooß, wie etwa Genua oder Amalfi. Dieses trifft nicht zu. Denn die Sierra ist dreißig bis vierzig Kilometer von Malaga entfernt und ihre Höhe genügt nicht, um den eisigen Terral vollkommen abzuhalten.

Trotzdem ist der Gegensatz zwischen dieser Küste und dem Hochlande von Bobadilla und Antequera in pflanzengeographischer Hinsicht ein erstaunlicher. Jeder Reisende wird überrascht von dem Reichthum der Vegetation, sobald er den „Hoyo“ durchfahren hat, jenen Engpaß, welchen der Guadalhorce durch das Schiefergebirge gebrochen hat. Im Norden desselben eine weite kahle Thallandschaft, mit dürftiger Getreide- und Olivenkultur; im Süden die ganze Fülle des subtropischen Südens: Orangen, Feigen, Reben, Granaten Palmen, Melonen, Kaktus (higo—chumbo, nicht cochumbo wie ich früher geschrieben habe), Chirimoyas (anona squamata) Guavas, Japanische Mispeln und andere unzählige Pflanzen und Früchte, zuletzt sogar das Zuckerrohr und die Baumwollenstaude. Kein Markt Spaniens ist reicher an Gemüse als der von Malaga, wo man die Tomaten, den Pimiento, Bataten, Berengenas (Eierpflanzen), Cardonen (spanische Artischocken) und andere schon jetzt zum Verkaufe bringt.

Nun denke Dir diesen Uebergang innerhalb weniger Minuten! Wahrhaftig die Natur ist eine Zauberin, und sie macht uns hier gleichsam einen Hokuspokus vor, indem sie uns im Hoyo, dessen jeder Beschreibung spottenden Schieferfelsen, Strudeln, Abgründe, Vorsprünge wir in zwölf einander unmittelbar folgenden Tunneln durchfahren, vollkommen verwirrt, bis sich uns mit einem Male das ganze Wunder

an den Stationen Chorro und Álora entfaltet. Diese Niederfahrt längs dem Guadalhorce mit seinen Dörfern, Kastellen, Villen und Kulturen ist einzig in ihrer Art, wenn wir auch nirgends an eine Landschaft denken dürfen, wie sie uns Sorrent, oder Amalfi, oder Taormina bietet. Denn der Vergleich mit Italien muß in Spanien ein für alle Mal als ausgeschlossen gelten. Zuletzt fahren wir gar in der weiten, allerdings fruchtbaren, aber auch unmalerischen und durch die vielen Eukalyptusbäume entstellten Vega und gelangen nach Malaga, das sich uns nirgends als bedeutend präsentiert; es sei denn, daß wir in den Hafen hinausrudern oder zu dem Leuchtthurm im Osten wandern, wo wir das schöne Stadtbild mit einem Blick umfassen.

In Malaga giebt es wohl faule, aber nicht eigentlich arme Menschen, hatte mir mein heiterer Reisegenosse gesagt; jeder kann hier das Erforderliche leicht verdienen. Früher hielt sich hier auch manch ein heruntergekommener spanischer Adliger auf, der seinen Hunger in eine weite Capa hüllte. Diese haben sich jedoch vor der frischen Luft des malagenser Lebens und Treibens nach Antequera und in neuerer Zeit auch nach Granada geflüchtet, wo sie nun den Mantel immer fester um sich schlagen. Der Verkannte, oder wer seine Zeit nicht mehr versteht, hüllt sich ja immer gern in eine Toga.

Geht man längs dem nach Süden offenen Hafen, in dem immer Dutzende von Schiffen und große Dampfböte liegen, so hat man doch wieder ein Mal einen „europäischen" Eindruck, das erste Mal seit Barcelona! Prächtig steigt im

Norden die arabische Burg Gibralfaro auf, der „Leuchtthurms-berg“, an welchen sich westlich die gleichfalls noch hochgelegene Alkazaba anschließt, zur Zeit ein merkwürdiges Ruinen- und Arbeiterviertel, mit dem ganzen Schmutz und dem Geruch eines solchen: eine architektonische Ollapotrida.

Ich stieg den Festungsberg hinauf, und wurde oben demselben Examen unterworfen wie in Sagunt. Man glaubte aber blindlings allen meinen Versicherungen, und so wandelte ich, unbegleitet und nirgends beobachtet, auf den alten Doppelmauern umher und schaute in jeden Winkel und über jede Zinne; ja ich konnte hier ganz ungeniert die Höhe des Gibralfaro über den Meere bestimmen, die 170 Meter beträgt. Und doch standen überall Menschen, und mächtige Gußstahlkanonen von Krupp in Essen, dessen Geschäftsvertreter ich in Madrid kennen gelernt hatte, streckten ihre Mäuler weit in die blaue Luft hinaus.

Ein solcher Gang, allein, unter diesem Himmel, auf dieser Halbruine, wo überall das Unkraut (bei uns wären es seltene Pflanzen) aus den Fugen wächst, mit dem Blick auf die Stadt tief unten mit ihren 120 000 Einwohnern; auf das öde Gebirge im Norden, aus dem schon jetzt kein Tropfen Wasser mehr quillt; auf den Hafen und die Küsten, die sich nach Osten und Westen dehnen; vor allem auf dieses Meer, welches schon ein paar tausend Jahre lang befahren war, bevor noch der erste Funke der Bildung in die Seele unserer baltischen Völker fiel: das gehört eben zu den Lichtblicken in einer spanischen Reise. Der „Salzfisch“, phöniekisch Malach, gab einst der Stadt den Namen. Kam er aus diesem Meere selbst, oder wurde er von fremden Schiffern aus den frischeren

Wassern des atlantischen Oceans hierher gebracht? Vielleicht gar von den dorschreichen Küsten Norwegens? Führten die Schiffe der einstigen Malagenser ihn in ihrer Flagge? — Die Römer veränderten den Namen nicht. Noch zur Zeit Strabos war die Stadt halb punisch („Malaca magis ad Punicae formam accedit“) noch immer wurden Fische hier eingesalzen („multumque ibi conficitur salsamenti“) Unter den Arabern war der aus Rosinen gekochte Malagawein, der Charab al Malaki, schon berühmt genug. Al Makkarí erzählt, daß ein sterbender Maure den zum Gebet ermahnenden Alfaki unterbrochen und ausgerufen habe: „O Allah, von allem was Du im Paradiese hast, bitte ich nur um Zweierlei: laß mich von dem Malaga Charab trinken und von dem Zebibi von Sevilla!“

Den Mauren folgte, wie überall in Spanien, die Zerstörung, der Stillstand; Malaga wurde eine Provinzialstadt und verlor seinen Handel an Cadix.

Ich stieg wieder hinab und wanderte nordwestlich zu der Plaza de Riego, früher de Merced genannt, in deren Mitte sich das formlose Denkmal für Torrijos und dessen achtundvierzig Gefährten erhebt, welche zusammen an einem einzigen Tage, nämlich, den 11. Dezember 1831 hier erschossen wurden. Es war das Schreckensjahr Spaniens, dasselbe, in welchem auch Marianne Pineda den Henkertod in Granada starb (26. Mai 1831). An der Stelle wo die Letztere hingerichtet wurde (dicht neben dem „Triunfo“, einer Mariensäule) liest man auf einer Marmorsäule die Worte: La jóven Da Mariana Pineda porque anelaba la libertad de la patria; auf dem Obelisk des Torrijos: A los 49 victimas und die Mah-

nung: á vista de este ejemplo ciudadanos antes morir que consentir tiranos; und weiter: el martir que trasmite su memoria, no muere, sube al templo de la gloria.

Und dieses Denkmal, das gleichsam von Blut trieft, erhebt sich mitten aus einem kleinen Garten von blühenden Rosen, Oleandern, Pisang, Orangen, und japanischen Tulpenbäumen; das krystallhelle Wasser fällt klingend in die Blumenschaale und die Bienen summen auf den Blüthen.

Ich sah mich unwillkürlich um. Ballte Niemand die Faust? Zuckte Niemand ein Messer? — Nein, ein paar Caballeros rauchten plaudernd ihr Cigarrito und die Kinder ließen einen kleinen Papierdrachen fliegen.

Kein Land hat eine so fürchterliche Reihe dieser blutigen Denkmäler aufzuweisen als Spanien. Ich nenne nur den Dos de Mayo und den Riegoplatz in Madrid, den Richtplatz der Marianne Pineda und dieses Torrijosdenkmal. Es sind die Marksteine, welche das alte Spanien von dem neuen scheiden; fürchterliche Erinnerungen; historische Nothwendigkeiten, und — was das Traurigste — wie ein Mal das heutige Spanien ist: das Opfer muß als ein sehr zweifelhaftes erachtet werden.

Doch das schmälert nicht den Ruhm dieser Märtyrer.

Dreizehn Jahre nach Torrijos ließ der General O' Donnell in der Habana den Dichter Plácido hinrichten, auf den bloßen Verdacht hin, mit dem Schwarzen gegen die Weißen konspiriert zu haben und obwohl das zuerst eingesetzte Gericht ihn freigesprochen hatte. Dieser in Deutschland so gut wie unbekannte Dichter schüttet in zwei gewaltigen Oktaven seinen ganzen Haß aus über den karlistischen Prätendenten und

den Mörder Torrijos', den General Moreno. Indem er eine Vision schildert, sagt er:

Pero escuchad la voz que generosa
Suspende á los campeones peregrinos:
„Tened, non derameis sangre preciosa.
Templemos el rigor de los destinos;
Solo merecen muerte rigorosa
Esos dos, esos lobos asesinos,"
Dice con voz de fulminante trueno,
Y señala á Don Carlos y á Moreno.

¿No vez, Moreno, cual ligero avanza?
¿No conoces las armas relumbrantes
De eso guerero ansioso de venganza,
Que corre á te con ecos detonantes,
Recta la aguda vengadora lanza,
Y los airosos ojos centellantes
En la siniestra de tu pecho fijos? —
¡Tiembla perverso! ¡tiembla! él es — Torrijos!

So ist der Märtyrer von Malaga dichterisch verklärt worden. Der Cubaner Placido, welcher in seinem letzten Liede seine Unschuld betheuerte:

Entre Dios y la tumba no se miente;
Voy á morir; adios! soy inocente!

hat ein deutscher Dichter C. Trebitz besungen, dessen Verse Du in Rochaus „Reiseleben" nachlesen magst.

Unter den 48 Gefangenen, welche mit Torrijos am Meeresstrande, nahe dem heutigen Bahnhofe, erschossen wurden, befand sich auch ein Engländer, Capitain Boyd. Man erzählt, daß es dem englischen Konsul nicht gelang für denselben von Moreno auch nur vierundzwanzig Stunden Aufschub zu bewirken. In Spanien ist es sozusagen Grund-

satz, England niemals gefällig zu sein, recht im Gegensatz zu Portugal, wo England alles vermag. Erlaubte sich doch vor etwa vierzig Jahren der Marschall Narvaez dem englischen Gesandten Lord Henry Bulwer, der eine kleine Palastintrigue in Madrid angezettelt hatte, sofort die Pässe zuzuschicken. Aber in allen solchen Fällen ist die spanische Regierung gern geneigt sich des Laichdorns zu erinnern, welchen man sonst Gibraltar heißt. Nie wird Spanien Hand in Hand mit England gehen, bevor nicht die roth-gelbe Fahne von den Wällen Calpes weht. Darüber ist hier nur eine Stimme; vielleicht der einzige Punkt, worin alle Spanier einig sind.

Ich will Dich nicht zur Kathedrale von Malaga führen, einem imposanten Gebäude, das aber vor den Augen der Kunstkenner keine Gnade findet, weil es am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erbaut ist und in keine der schulmäßigen Stylschablonen paßt. Ich meinerseits habe diese Kirche groß und bedeutend gefunden, weil sich in ihr ein eigener, selbständiger Geist ausspricht, der aus dem Vollen schafft. Wie bald bekommt man diese trockenen Systematiker satt, die so korrekt und so langweilig sind.

Hat man aber diese Kathedrale gesehen, so kennt man alles architektonisch interessante in Malaga.

Die Stadt selbst, namentlich ihr alter Kern östlich vom „Stadtfluß", dem Guadalmedina der Araber, bildet ein einziges Straßenlabyrinth mit unzähligen engen und krummen Gassen. Aber das ist überall das Eigenthümliche in den spanischen Städten: die herrlichen breiten Alamedas mit Akazien und Ulmen, Springbrunnen und hunderten von Gaslampen sind leer wie unsere Theater, wenn man ein

klassisches Stück aufführt; aber in den engen Gassen, wo kein Wagen fahren kann und drei nebeneinander gehende Menschen die Kommunikation zum Stehen bringen würden, da wimmelt es von tausenden von Menschen, die alle nichts zu thun haben und Erholung in der frischen Luft dieser Straßen suchen. Vergebens weht auf dem Paseo der Alameda der kühle Abendwind; vergebens winkt hier die deutsche Bierhalle Königshofen-Straßburg; ich sage nichts von der Alameda de los Tristes; denn wo es keine traurigen Menschen giebt, kann ein solcher Paseo auch nicht voll sein. Aber daß der Paseo de la Farola im Osten des Hafens, das Schönste, was man in Malaga sehen kann, bei Tage und am Abend wie ausgestorben daliegt und nur hier und da von einer Köchin belebt wird, welche ein Hühnchen rupft und die Federn mit allen Winden fliegen läßt, das ist doch eigenthümlich genug. Der Spanier wie der Italiener liebt nicht „das Freie“, nicht die Natur, wie der Deutsche; er ist der Mann der Mauern, der Steine und des Gedränges.

In der That trifft man auf der Plaza de la Constitucion überall dichte Tertulias und Corrillos, die sich bilden und auflösen wie auf einem Ball. Hier und da treten Leute auf einer improvisierten Bühne auf und preisen irgend eine Waare an, zum Beispiel Bleistifte oder Schuhwichse. Ein alter Mohr, dessen Gesicht so blank und schwarz ist, wie sein Beruf es erfordert, geht mittlerweile umher und putzt den Leuten die Stiefel. Bei Tage sitzt er auf der Schwelle der Häuser und wichst mit statuarischer Würde alles was man ihm von Schuhwerk zuträgt.

Sind diese friedlichen, harmosen Menschen, die stunden-

lang in den Kaffees sitzen, Cigarritos rauchen und Domino spielen, wirklich jene verrufenen Malagueños, die nicht in den Himmel kommen? Sind sie die Nachkommen jener Araber, die im Jahre 1487 die Stadt ebenso vertheidigten wie einst die Bewohner Numantias ihre Felsenstadt? Sind sie die Mitbürger jener neunundvierzig Märtyrer?

Der Spanier erinnert an jene Leute, welche die ruhigsten und nüchternsten Menschen von der Welt sind, aber sich jedes Quartal ein Mal betrinken müssen, in dieser Lage jedes vernünftige Maß überschreiten und im Katzenjammer erwachen.

Es kommt noch Eines dazu, sagte mein Holländer. Das erste was man bei jeder Revolution, jedem Pronunciamento thut, ist, daß man die Zollwächter verjagt und den Hafen öffnet. England versorgt uns dann mit Tabak, Spiritus, Fabrikwaaren und anderen schönen Dingen, von Gibraltar aus, so reichlich, daß wir davon bis zur nächsten Gelegenheit (und die Intervalle sind nicht eben groß) genug haben.

Malaga ist einer der wenigen festen Plätze in Spanien, welche nicht bloß auf dem Papier stehen. Schon allein die Kanonen des Gibralfaro beherrschen die Stadt und den Hafen; den letzteren aber vertheidigen überdies auf der Westseite die Batterien des heiligen Rafael und des heiligen Joseph, auf der Ostseite die des heiligen Philipp und des heiligen Nikolas. Also vier Heilige in den Dienst des noblen Kriegshandwerks gestellt! Es fehlt nur noch die heilige Barbara, ohne welche doch sonst in Spanien kein Schuß abgefeuert wird. Aber es giebt einen Feind, den alle diese Batterien nicht aufzuhalten vermögen, der von Zeit zu Zeit verwegen in den Hafen eindringt, die Schiffe er-

faßt, ihre Ketten zerreißt und sie selber auf den Strand wirft: das ist der Südwestföhn dieser Küste, der durch die Landenge von Gibraltar dringt und in Malaga seine Wolkenschläuche ausgießt; der die Ramblas der immer trocknen Bergflüsse plötzlich mit Wasser füllt, daß sie in die Vega und in die Stadt stürzen und überall die Zerstörung und Versandung bringen. Im Sommer, und auch schon jetzt, ist der breite Guadalmedina nichts als ein Sandbett, in welchem die Fahrstraße nach Norden geht; aber dieser Weg kann sich in wenigen Minuten in einen reißenden Fluß verwandeln. Dann stürzen nicht bloß unermeßliche Wasserfluthen in das Meer; schlimmer ist die Sandfluth, welche das Ufer weiter und weiter hinausschiebt und eine gefährliche Barre vor dem Hafen bildet. Wie bei Barcelona der Llobregat, bei Valencia der Turia, so bedroht der Guadalhorce und der Guadalmedina im Westen, der Caleta im Osten den Hafen von Malaga mit Versandung. Aber diese Ablagerungen schaffen der eingeengten Stadt andererseits neuen Baugrund, der eine Ausdehnung nach dem Meere zuläßt. Der breite Paseo de Alameda war einst Meeresgrund; jetzt liegt er bereits mitten in der Stadt. Im Osten hat sich hinter dem neuen Molo, der weit ins Meer hinaus reicht, ein breites sandiges Neuland gebildet, darauf jetzt der Stiercirkus und das „noble“ Hospital, sowie mehrere Fabriken und Eukalyptuspflanzungen stehen. Nicht lange so wird sich ein ganzes Stadtviertel hier erheben. Zur Zeit florieren hier noch die Fischer; der Strand ist mit ihren Booten besetzt und an den Masten hängen zum Trocknen die mit Luft gefüllten Schläuche von Schweinen, welche als Boyas dienen. Die „Bojen“ haben aber

bekanntlich den Zweck die eingesenkten Fischernetze schwimmend zu erhalten, ebenso wie die norwegischen grünen Glaskugeln oder unsere Floßhölzer.

Hier befindet sich auch die weit ins Meer vorgeschobene „Farola", ein schöner Leuchtthurm, zu welchem gegen Abend die feine Welt Malagas fährt, oder die jungen Caballeros auf ihren andalusischen Rossen reiten. Nicht selten erblickt man unter ihnen einen blondhaarigen Deutschen, welcher, nachdem er eine reiche Malagueña geheirathet, sich gänzlich hispanisiert, auch seinen evangelischen Glauben abgelegt hat, oder doch seine Kinder katholisch erziehen läßt. Mir wurde erzählt, daß die schönen Malagueñas sich oft und gern in diese protestantischen Blondköpfe (rúbios) verlieben; geradeso wie die dunkelhaarigen Römerinnen einst für die germanischen Barbaren schwärmten und ihr klassisches Haupt mit einer rothen Perrücke à la bárbara schmückten.

Neben der Farola steht ein hübscher Pavillon, in dem man — eine Seltenheit in Spanien — nicht bloß die besten Weine von Malaga, sondern auch englisches und deutsches Bier erhält. Man athmet hier die köstliche Brise und schaut auf den Häuserkranz von Malaga, hoch überragt von der mächtigen Kathedrale. Daß sie aber so bedeutend wirkt, dankt sie der Höhe ihrer Seitenschiffe, welche der des Hauptschiffs gleichkommen. Es ist also eine sogenannte Hallenkirche, wie unsere Marienkirche in Danzig.

Ich traf hier zufällig mit drei Herren zusammen, welche seit mehreren Jahren in Malaga wohnen, zwei Schweizern und einem Franzosen. Die Unterhaltung drehte sich um Spanien und die Spanier. Man griff sie an, ich suchte sie

zu vertheidigen; aber schließlich wurde ich vollkommen überstimmt. Alles scheitre hier, — so spielten die Herren ihren Trumpf aus — an der indolencia der Spanier. Der Franzose verstärkte es mit „pereza“, was im Spanischen genau dasselbe bedeutet wie das französische paresse.

Wenn Du mich nun aber fragst: welches ist die schönste Stelle in Malaga! so antworte ich ohne Zaudern der Cementerio inglés, der englische Kirchhof, zu welchem man eine Viertelstunde auf der Straße unterhalb des Gibralfaro nach Osten wandert. Er zieht sich hier zur Linken den Bergabhang hinauf, gerade gegenüber den Fabrikanlagen des Konsuls Pries, welche sich aus einer Eukalyptusplantage erheben. Treten wir durch das mit zwei Löwen geschmückte Thor, so befinden wir uns sofort in einem kleinen Park mit den schönsten Bäumen und in einer Blüthenpracht, daß wir ganz verwundert dastehn. Niemals habe ich Bougainvillien von dieser Größe, Fülle und Farbe gesehen. Es ist in der That, als hätte die andalusische Flora ihren ganzen Vorrath hier ausgeschüttet. Und im Schatten dieser Bäume, überwuchert von tausenden von Blüthen, ruhen nicht wenige jener Nordländer und Andersgläubigen, welche die Spanier hereges (Ketzer) nennen: gleich zur Rechten die „Alemanes“, das sind, außer den Deutschen, die Dänen, Schweden, Norweger und Holländer. Die Engländer hatten ursprünglich ihren besonderen Platz in der Mitte des Kirchhofs, welchen der Konsul William Mark erst im Jahre 1830 anlegen durfte; gegenwärtig sind sie über den ganzen Kirchhof zerstreut.

Es bedurfte damals der größten Anstrengung, um der spanischen Regierung die Anlegung eines besonderen eng-

lischen Kirchhofes abzuringen. Als es dem Konsul Mark endlich gelang, mußte eine Ueberschrift an der Pforte wenigstens verkünden, daß es auf den „real órden de Su Magestad Católica“ geschehen sei. Dieser ursprüngliche kleine Kirchhof hat später eine erhebliche Erweiterung erfahren; aber noch immer ist der ganze Friedhof nicht größer als ein mäßiger Privatgarten.

Nichts Schmuckeres, nichts Sauberes als dieser Kirchhof. Quellen spenden überall genügendes Wasser; durch die Bäume blickt man auf das Mittelmeer, dessen Wellenrauschen bis hierher dringt. Die Gräber selbst, oft in Gestalt von ägyptischen Mumiensärgen, sind größtentheils mit St. Jakobsmuscheln mosaikartig bedeckt, rings eingefaßt von einem grau und weiß gemusterten Teppich von Kieselsteinen. So ruhen die Todten fest und gut. Allerlei rührende Inschriften auf Marmorsteinen berichten hier von einem Kranken, der vergebens im Süden Genesung gesucht, dort von einem Seemann, den ein tückisches Fieber dahingerafft. Auch Königsberger Namen kannst Du hier lesen.

Ich meinte, der Wärter dieser schönen Stelle werde ein Engländer sein und redete ihn daher englisch an. Er aber schüttelte den Kopf und gab mir in spanischer Sprache freundliche Auskunft. Du solltest aber das Häuschen sehen, in welchem dieser Wärter wohnt, in Gestalt eines dorischen Tempels und begraben in köstlicher Blumenfülle! Welch ein Gegensatz dieser „Gottesacker“, verglichen mit der Oede, Dürftigkeit und Gemüthlosigkeit eines spanischen Cementerio. Hier trennt uns eine Welt.

Der Wärter schenkte mir ein paar der schönsten Blüthen,

welche von der Mauer herabhingen. Nachher wanderte ich noch eine Weile am Ufer und sah den Mond über dem Meere aufgehen. Die Möven wiegten sich in der klaren Luft, und ich mußte unseres Strandes bei Rauschen denken.

Sevilla, den 3. April 1882.

Der Mensch entgeht bekanntlich seinem Schicksal nicht. Mit dieser allgemeinen Wahrheit will ich aber nicht meine Ankunft in Sevilla oder irgend ein bedenkliches Erlebniß sondern nur die Mittheilung begleiten, daß ich auf meiner Fahrt hierher von La Roda wieder mit einer Abtheilung spanischer Soldaten gefahren bin, deren Benehmen an Unflätherei alles hinter sich ließ, was ich bis jetzt nach dieser Seite hin in Spanien erlebt habe. Auch unsere Soldaten sind auf dem Marsche oder in den Eisenbahnwagen oft roh und keineswegs schweigsam; aber es hält sie doch Zucht und Ordnung zusammen, und auch ein angeborenes Schicklichkeitsgefühl. Dem Italiener sind die naturalia nicht turpia, aber er sinkt niemals zu einem Schweine herab wie die spanischen Soldaten, denen jede Stelle, ja die Fenster der Eisenbahnwagen eben gerade recht sind, um jenem lateinischen Grundsatz nachzukommen. Ein solcher Soldatenzug ist ein auf der Fahrt begriffenes Tollhaus. Der Reisende vermuthet natürlich, die Leute seien alle betrunken und kaum ihrer Sinne mächtig. Sieht er aber näher hin, so erkennt er bald, sie sind vollkommen nüchtern; sie spielen gleichsam nur die Tollen; sie rasen umher wie schlechte Schauspieler,

die beim Abgange eine Kulisse mit sich nehmen. Dabei sind es lauter joviale, freundliche Menschen, die Keinem etwas Böses thun, Niemand direkt belästigen.

Man muß es deshalb nicht gar zu ernst, sondern wie ein Schauspiel nehmen, dem man nur leider nicht entgehen kann.

Nun wirst Du fragen, warum ich diese Mittheilungen, die an sich so wenig interessant, immer wieder mache? — Warum? — Weil ich mich dadurch immer mehr von dem Vorurtheil befreie, als seien die Spanier das, wofür man sie in Deutschland hält; und zwar auf Grund einer gänzlich veralteten Anschauung, welche mit der Wirklichkeit nichts zu thun hat. Ich wiederhole daher nochmals: der Spanier hat keinen Ernst, keine Grandezza. Dieses wurde mir hier wieder ein Mal recht klar; ich meine in unserer Pension an der Plaza nueva, wo eine ganze Zahl spanischer pensionierter Beamten (wahrscheinlich mit dem letzten Ministerium Cánovas del Castillo gefallen) auch einige nicht mehr aktive Offiziere wohnen und an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten theilnehmen. Alle diese Herren benehmen sich als Gentlemen, aber frei und elegant, ja mit einer gewissen Herzlichkeit, welche mit unserer Vorstellung von spanischem Wesen in einem vollkommnen Widerspruche steht. Nur ein einziger Herr bildet eine Ausnahme. Er sitzt mit den dicht an die Schläfen gestrichenen Haaren immer stumm und steif da und hat daher auch von den deutschen Genossen den Spitznamen des ingeniösen Mantschaners erhalten. Aber die Ausnahme bestätigt ja die Regel.

Immer klarer wird es mir, daß der Spanier keinem

Volke in Europa mehr gleicht als dem Deutschen. Seine offene Herzlichkeit äußert sich, außer in vielem Andern auch darin, daß er gern die Hand reicht; siempre claro y abierto, — wie es ein Spanier selbst nannte, — macht er nicht viel Umstände; er lacht über Fremde, ja selbst über deren Accent, was kein Franzose oder Italiener jemals thun würde. Der Fremde kann es erleben, daß das Volk auf der Straße ihm nachspottet. Dabei überbietet er sich in Gefälligkeiten. Ich bin nur einen Tag hier, und schon habe ich eine Einladung in einen Klub an den Sierpes und eine Empfehlung an den Intendanten des Herzogs von Montpensier erhalten; und zwar Alles ohne meine Initiative.

Doch ich hole die geringen Erlebnisse auf meiner Fahrt von Malaga nach.

Ich muß wohl auf meiner Hinfahrt nicht genau genug gesehen haben; denn ich fand bis Alora die Akazien vollkommen belaubt und an den Weinstöcken große Blätter; die Johannisbrotbäume hängen bereits voller großer Schoten. Wenn ich mich nicht täusche, so übertrifft die Vega von Malaga an Ueppigkeit alles Aehnliche in Spanien; aber freilich ihre ganze Pracht entfaltet sie erst in drei bis vier Wochen. Man sollte nach dem Osten und Süden Spaniens nicht vor der Mitte des April reisen; in die centralen Provinzen sogar nicht vor dem Mai. Im Herbste dagegen kann man es bis in den Dezember hinein wagen.

Mönche dürfen sich in Spanien nicht öffentlich in ihrem „hábito“, das heißt ihrer Kutte, zeigen, so heißt es in einem Gesetz, das nach dem Klostersturm in der Mitte der dreißiger Jahre erlassen wurde. Gesetze werden in Spanien aber

nicht zu dem Zwecke gegeben, damit man sie hält; so kann man denn wieder hier und da Mönche in ihrer Kutte erblicken. Aber wie seltsam sie den Augen der Spanier vorkommen müssen, ersieht man daraus, daß man oft den verwunderten Ausruf: un fraile! hört, wenn sich ein solcher blicken läßt. In dem angrenzenden Coupée saßen ebenfalls zwei dieser Herren und beschäftigten sich auf der ganzen Fahrt mit Beten und Handhabung ihrer rosarios.

In Pizarra präsentirte sich uns ein Orangenverkäufer, auf einem Auge blind und auf dem andern nicht sehend, der mich lebhaft an die Idiotenfiguren von Velasquez in der Pradogalerie erinnerte; er schien unmittelbar aus dem Rahmen getreten sein. Die Wahrheit der Darstellung bei den spanischen Malern, einem Velasquez, Murillo, Goya, und die Treue der Zeichnung in den Figuren eines Lope, Cervantes, Calderon, Alarcon, Rojas erregt mit Recht unser Erstaunen. Wie hier jeder Ort, viele Namen der vornehmen Geschlechter, uns überall Erinnerungen wecken, so sehen wir uns auch fortwährend unter Leuten, welche wir als alte Bekannte begrüßen möchten. Die Betteljungen sogar merken den Eindruck, welchen sie auf unsere Phantasie machen, und werden doppelt zudringlich.

Kommt man zum Hoyo von Süden, dann erkennt man erst recht, welch ungeheure Felsberge der Guadalhorce hier durchbohrt hat. Aber die zwölf Tunnel folgen so schnell auf einander, daß man nicht eben viel zu erblicken vermag. Oben befindet man sich in einer vollkommen nordischen Landschaft, und wäre nicht das Palmitogestrüpp und hier und da der Versuch einer Kultur, so könnte man sich recht gut in Lapp-

land wähnen, statt in dem gepriesenen Andalusien. Wir passieren dann nochmals die Laguna salada und wenden uns von la Roda westlich, um über Osuna, Marchena und Utrera Sevilla zu erreichen. Aber dazu bedarf es mit dem Güterzuge (und ein anderer fährt nicht auf dieser Bahn) noch vieler Stunden.

Andalusien ist auch hier überall reizlos, zum Theil wüst. Auf dem salzigen Boden bis Osuna giebt es nur eine dürftige Kultur; das Wasser ist überall brackig. Agua dulce nennt sich die zweite Station, wahrscheinlich sich selbst verspottend, wie es die Spanier lieben. In Osuna werden Erinnerungen an geschichtliche Ereignisse wach, sehr zur Unzeit, denn die Landschaft ist unmalerisch, wenn auch triefend von Oel und Korn. Es folgt dann wieder eine Salzlandschaft mit Chamaerops humilis; die Bahn führt mitten durch einen Salzsee. Im Norden taucht die Morena auf, im Süden das Hochland von Ronda mit dem 1716 Meter hohen Cerro de San Cristóbal.

Hinter Marchena wird der Boden ganz schwarz, und da fiel mir ein, daß er von Cordova bis Bobadilla roth gewesen war und von hier ab weiß. Schwarz roth weiß also die natürlichen Farben Andalusiens? Ich suchte meinem Nachbar, einem Franzosen, ein Lächeln abzugewinnen, als ich ihn darauf aufmerksam machte; aber dieser saß nur in einer fortwährenden Todesangst da, daß er Utrera und den Zug nach Jerez verpassen könnte, und lächelte nicht.

Dann folgten weite norddeutsche Haiden, durch welche südlich die Zweigbahn nach Moron geht, belebt von großen Viehheerden. Um den nordischen Eindruck noch zu verstärken, zog ein kalter Regenschauer (der erste den ich in Spanien

erlebt habe) über uns hinweg. Aber aus der weiten Fläche ragten ein paar ungeheure Aloestauden auf. Mein Nachbar, ein spanischer Besitzer, nannte sie nicht Pita, sondern Cáñamo, was sonst Hanf bedeutet, und erläuterte dieses damit, daß man aus den Aloefasern die Sohlen (suelas) zu den Alpargatas, den Hanfsandalen, verfertige.

Utrera liegt in einer der reichsten Landschaften Spaniens; hier ist jeder Quadratfuß des Bodens Goldes werth; aber man beschränkt sich auf den Bau von Korn, Wein und Oel und die Zucht von Toros, mit denen ich vielleicht später im hiesigen Cirkus Bekanntschaft machen werde. Seine größte Merkwürdigkeit ist einer der „Silberlinge“, welche Judas für seinen Verrath gezahlt erhielt, in der Kirche des Santiago. Da wir uns aber in Spanien befinden, so fürchte ich für seine Echtheit.

Aber nicht lange, so erscheint im Norden Sevilla, vor Allem die ungeheure máquina des Domes und die Giralda, das eigentliche Wahrzeichen der Stadt. Die Augen werden halbblind vom Schauen in den scharfen Luftzug hinein. Nun wächst es höher und höher hinauf und immer weiter in die Breite; unzählige Kuppeln und Thürme überragen die Stadt, an welche sich von Jugend auf unsere wunderbarsten Vorstellungen, ja Alles geknüpft hat, was von Romanitik unsere Seele bewegt hat.

Nach Sevilla! Nach Sevilla!
Wo die hohen Prachtgebäude
An den breiten Straßen stehn —

klang es in mir; und die ferne Heimath stand zugleich vor meinen Blicken, und der alte Jugendfreund Doktor B., wenn

er weit hinten übergebogen dieses Lied zur Guitarre sang, und der frohbewegte Kreis der Hörer.

Dann tauchte der Guadalquivir auf, mit seiner Höhe im Westen, daran reiche Dörfer liegen; herrliche Orangengärten, Palmen und Baumkronen, ganz von violetten Blüthen gebildet.

Endlich hielten wir im Bahnhofe.

Am Ausgange redet mich plötzlich ein Herr an: Sind Sie vielleicht Herr — ? Ich stutze; — in der That es ist Herr L. Schon steht ein prächtiger offener Wagen bereit, wir fahren in die Stadt. Hier tritt mir die Masse eines großen Gebäudes entgegen, dort fesselt mich ein Thürmchen mit goldstrahlender Mosaik, dann die Kathedrale. Auf Umwegen, — denn wegen der heutigen Aufzüge sind bereits einige Straßen gesperrt, — gelangen wir zur Plaza nueva. Ein starker Geruch strömt von den hunderten der Orangen aus, ein Dutzend Palmen steht über ihnen, hoch und still.

Der Kutscher hält vor unserer Pension. Ich werde durch einen mit Marmor gepflasterten Patio hinaufgeführt in ein behagliches Zimmer, dessen Balkonthüre gerade auf den Neuen Platz hinausgeht. Drüben steigt die Kathedrale auf und die Giralda blickt zu mir herein wie eine Jugendfreundin.

Und nun denke Dir, L. hat mir sein eigenes Zimmer abgetreten und ist selber in ein dunkles Parterrezimmer gezogen, bloß damit ich diesen Blick über Sevilla habe, vielleicht den schönsten, den es hier überhaupt giebt.

Das Alles habe ich erst nachträglich erfahren.

Und nun solltest Du diese Scenerie erst am Abend schauen, im Schein unzähliger Gasflammen, und gerade über der Giralda den Mond, wenn auch nicht „wie ein Punkt über

einen J", so doch wie die Glaskugel eines elektrischen Lichtes! — In der That, hier ist Spanien, das alte echte Spanien der Dichter. Unsere Träume sind Wirklichkeit geworden.

Sevilla, den 5. April 1882.

Was für Rom die Peterskuppel ist in Sevilla die Giralda, der Thurm der Kathedrale, einst das Minaret der Araber, von welchem die laute Stimme des Mueddin erscholl, jetzt ersetzt von dem Rufe der Glocken; ein in seiner Art einziges Werk, wie der Campanile Giottos in Florenz; mit der Meskita in Cordova und der Alhambra in Granada das dritte maurische Werk, welches uns eine Vorstellung von dem Geiste dieses eigenthümlichen Volkes giebt; ein Wunder der Architektur, und noch heute, trotz der entstellenden christlichen Zuthaten, ein unerreichtes Muster, das allein eine Reise nach Spanien lohnt. Die Giralda ist ein Wahrzeichen, wie die Peterskuppel. Von welcher Seite man sich auch der Stadt nähert, von dem reichen Utrera, oder auf der Eisenbahn von Cordova, oder von Westen mit dem Dampfboot den Guadalquivir hinauffahrend: der erste freudige Ruf gilt immer diesem Riesenfinger, der aus der sonst monotonen Stadt aufragt und den Blick gleichsam zum Himmel nöthigt, diesem schönen andalusischen Himmel, den keine Nebel- und Rauchwolken trüben. Denn alle diese spanischen Städte, und das gehört zu der eigenthümlichen Physiognomie des Landes, kennen nicht den Rauch, diesen Fluch des Nordens, der unsere großen Städte mehr und mehr unbewohnbar macht.

Die Giralda steht frei neben der Kathedrale, welche die

Stelle der einstigen maurischen Meskita einnimmt; und so muß es auch sein: denn der Thurm des Rufers zum Gebet und der Glockenthurm hat architektonisch mit dem Gotteshause, dem Versammlungsorte der Gemeinde, wenig zu thun. Das empfindet das schwedische Volk im Norden noch heutzutage ganz naiv, indem es seinen hölzernen „Klockstapel" getrennt von der Kirche hinstellt. Aber die Kathedrale selbst steigt mit ihrer ungeheuren Masse wie ein zackiges Felsgebirge, eine Art Montserrat, neben dem Thurme auf und überragt gleichfalls die Stadt so erheblich, wie etwa der Dom zu Köln die alte Rheinstadt. Verbunden mit der Giralda glaubt man ein ungeheures Riesenschiff zu sehen, bei welchem der Thurm den einzigen Mast bildet.

Von der alten maurischen Giralda besteht heutzutage nur noch das untere Stockwerk von siebenzig Meter Höhe, allerdings weit der Haupttheil des Thurmes, fast ohne architektonische Gliederung, in einer einzigen quadratischen Gestalt, auf einer Grundfläche von je sechzehn Meter aufsteigend: ganz aus großen Ziegeln (Almadraves) erbaut und mit eigenthümlichen vertieften Mustern (Acharakas) bedeckt, welche die in Oblonge getheilten und von einzelnen Fenstern (Ajimeces) durchbrochenen Wandflächen anmuthig beleben. Diese alte Giralda steht noch jetzt so unentweiht und leuchtend da, wie vor fast siebenhundert Jahren, da man ihren Bau vollendete. Selbst die Bilder, welche ein Luis de Vargas auf ihre Wände malte, sind verblichen. Solch ein Werk ist wie ein Gebilde der Natur, oder wie eine ägyptische Pyramide. Was kümmert es sie, wenn die Menschen daran nagen oder allerhand darauf kritzeln.

Dieser alte eigenthümliche Thurm endigte einst in einem mit Azulejos gedeckten Dache, darauf — eine seltsame Spitze — vier große broncene Kugeln, eine über der andern, ruhten, zusammengehalten durch eine eiserne Stange, welche zehn Centner schwer war. Dieses eigenthümliche Werk, die Arbeit des Mauren Abu Leyts aus Sicilien, hatte eine Million und zweihundert und fünfzigtausend Peseten gekostet. Im Jahre 1396, also schon lange nach der christlichen Rekonkista Sevillas, warf ein Sturm diese Spitze hinab. Trotzdem bestand der Thurm in seiner ursprünglichen Form und Schönheit weiter fort. Erst 1568 setzte ihm Fernando Ruiz das durchbrochene Stockwerk auf, in welchem jetzt die Glocken hängen, und darüber den Uhrthurm, welcher aus der quadratischen Gestalt in einen runden jonischen und sodann in einen korinthischen Tempel übergeht und zuletzt mit einer drehbaren Kugel endigt, darauf die Statue des Glaubens (la Fé) steht. Dieser „Girardillo", welcher sich mit seiner Kugel dreht und als Windfahne dient, hat dem maurischen Thurme den heutigen Namen gegeben, den man deutsch etwa mit „die sich Drehende" übersetzen mag. Die Fé hält in der einen Hand, die Richtung des Windes andeutend, eine Palme, in der andern eine Fahne, das Labarum Konstantins. Sie ist vier Meter hoch und achtundzwanzig Quintales (das sind Centner à 46 Kilos) schwer, giebt aber trotzdem dem leichtesten Windhauche nach. Man thäte daher vielleicht gut sie jetzt umzutaufen in: öffentliche Meinung.*)

---

*) Ich denke auch an den Spanier Seneka, welcher einst fragte: Vento quid levius? — Fulmen. Quid fulmine? — Fama. Quid famâ? — Mulier. Quid Muliere? — nihil.

Aber es ist Zeit, daß wir endlich die Giralda hinaufsteigen, um uns über die Lage Sevillas — denn das ist ja doch das allein Lohnende bei solchen Thurmbesteigungen — zu orientieren. Wir entrichten unten unsern Real (die betreffende Karte lege ich diesem Briefe für unsere Sammler bei) und steigen die fünfundzwanzig Rampen hinan. Gut, daß die Eingangsthüre niedrig ist, sonst würde jeder Engländer unzweifelhaft hier hinaufreiten; was im übrigen die geringe Steigung wohl zulassen möchte.

Während ich mit meinem Gefährten eine Rampe nach der andern überwand, erzählte ich ihm, der Autorität Murray's folgend, von einem Schotten Lawrence Poore, den die Spanier Lorenzo Poro nannten, welcher nach der Eroberung Sevillas durch den heiligen Ferdinand, am 23. November 1248, als der erste christliche Ritter diese Rampen der Giralda hinanstieg. Die Schotten, damals die „Schweizer" Europas, dienten immer gern fremden Herren, wie wir aus dem Quentin Durward und andern Scott'schen Romanen zur Genüge wissen. Unser „arme" Schotte besaß indessen auch die Klugheit des Schotten. Er blieb in dem Lande des Weins und der Gesänge und verheirathete sich mit einer Tochter des Landes. Sein Nachkomme, der Marques de la Motilla, besitzt noch jetzt ein schönes Haus in der Calle de la Cuna mit dem Wappen seines schottischen Vorfahren.

Und dieser Palast, den ich nach meinem Niederstieg von der Giralda besuchte, ist — wie Grogorowius sagen würde — von einer traumhaften Schönheit, mit einem herrlichen Patio, daran ein etwas verwahrloster Orangengarten stößt, und einem kleineren neuen Hof, die Secretaría genannt. Eine

prachtvolle Treppe führt zum Piso principal, dem Hauptstockwerk; dieses zu betreten wurde mir jedoch nicht gestattet.

Aber mittlerweile haben wir die fünf und dreißig Rampen zurückgelegt und sind noch sechzehn Stufen weiter hinaufgestiegen bis zu den vierundzwanzig Glocken, an denen immer die Namen eingeschrieben stehn. Die größte hängt im Norden, Santa Maria, gewöhnlich la gorda, die dicke, genannt; dagegen trägt eine andere im Südosten den freundlichen Namen des „Sängers“ (cantor). In Spanien werden zum Läuten die Glocken nicht geschwungen wie bei uns, sondern mit einem großen Hammer von außen angeschlagen, was man repicar nennt. Kleinere Glocken schwingt man dauernd um die Walze, daran sie hängen, bis der Strang auf der einen Seite abgelaufen ist; dann windet man den Strang auf der andern Seite ab, wodurch der erstere wieder aufgewickelt wird, und wiederholt dieses nach Belieben.

Ich weiß nicht, ob der „Campanero“ hier immer so beschäftigt ist als bei meiner Anwesenheit auf der Giralda. Bald hatte er diese Glocke anzuschlagen, bald jenen Strang zu ziehen; jetzt schien er auf andere Glocken gleichsam eine Antwort, jetzt ihnen ein Zeichen zu geben. Kurz, er kam nicht zur Ruhe. Und es wurde dem armen Mann doppelt schwer, da er von dem ewigen Läuten halb taub geworden war und immer mit der Angst eines Schwerhörenden zu kämpfen hatte. In den Pausen erzählte er uns von den vielen Tauben, die in der Giralda nisten, und den Falken, welche ihnen nachstellen.

Wir hielten dem uns bedrängenden Glockengeläute tapfer Stand und wechselten nur von Zeit zu Zeit den Platz, wenn

eines dieser Glockenungeheuer gerade über unserem Haupte seine laute Stimme erschallen ließ. In solchem Falle duckt man sich unwillkürlich, als fürchtete man von dem weiten Mantel der tönenden Glocke bedeckt zu werden.

Die Spanier sind noch mehr als die Italiener Freunde vom Glockenläuten. Als es sich einst darum handelte die Mauren von der Allgewalt des Christengottes zu überzeugen, hing man in jeder eroberten Stadt sofort eine Glocke auf und läutete sie zum Entsetzen der Mauren, denen eine solche eherne Stimme ebenso roh und so heidnisch klang, wie uns etwa ein Tamtam oder die schrecklichen chinesischen Gongs. Isabella, die Katholische führte zu diesem Zweck in ihrem Heere immer ein paar Dutzend Glocken mit sich. Daß den Spaniern aber das Glockenläuten dadurch zu einer festlichen und fröhlichen Aeußerung wurde, lag nahe. Berühmt ist in dem ganzen Lande das Tocar á Gloria am Ostersamstag, welcher hier als der zu feiernde Auferstehungstag gilt. Als dann später die schlagenden Uhren eingeführt wurden, welche man durch eine leichte Manipulation zu einem einzigen gellenden Schlagen bringen kann, das den Hörer rasend macht, wurden diese Uhren bei festlichen Gelegenheiten, oder wenn sich ein frohes Ereigniß zugetragen hatte, gleichsam losgelassen. Man nannte dieses soltar el reloj, die Uhr lösen. Das Schlagwerk verkündete die Freude des Hausherrn.

Steigen wir von den Glocken der Giralda noch neunundsechzig Stufen höher, so gelangen wir zu dem Uhrthurm mit der Glocke des heiligen Michael. Die Sevillaner erzählen gern, daß hier schon im Jahre 1400, unter der Herrschaft König Heinrichs III., die erste Uhr in Spanien angebracht

wurde. Diese Uhr ist seitdem, und zwar im Jahre 1765 durch eine andere des Franziskanermönchs José Cordero ersetzt, aber die Uhrglocke ist noch immer die alte.

Um den Fries des Uhrthurmes draußen liest man die Worte Nomen domini fortissima turris. So schrieb einst der weise jüdische königliche Philosoph (Sprichwörter Salomonis 18,10), geradeso könnte auch eine Inschrift in der maurischen Alhambra lauten. Die Religionen mögen noch so verschieden sein, die religiöse Grundlage ist überall dieselbe.

Ist es ein Wunder, daß an dieser Giralda die Herzen der Sevillaner hängen; daß sie ihr Wahrzeichen ist; daß sie zu ihr hinaufschauen wie zu einem freundlichen Gestirn? Wie schön schildert sie nicht schon Mariana in seinem großen Geschichtswerk! — Und nun denke man sich das Entsetzen, als bei einem fürchterlichen Gewittersturm im Jahre 1504 der Thurm ins Schwanken gerieth, wie ein Pendel nach allen Seiten ausbog und in einem einzigen jähen Sturz zusammenzubrechen drohte! Kann es befremden, wenn die geängstigten Sevillaner die Erhaltung des Thurmes den Schutzheiligen ihrer Stadt, Justa und Rufina, zuschrieben? Wenn es Leute gab, welche die Hülfebringenden gesehn haben wollten, geradeso, wie sie später Murillo hier auf einem seiner schönsten Bilder gemalt hat, zu beiden Seiten des Thurmes schwebend und ihn haltend und stützend?

Gewiß wird einst eine Zeit kommen, wo auch diese Giralda nicht mehr sein wird; aber uns, den Lebenden fällt es schwer, uns ein Sevilla ohne die Giralda zu denken.

Kein Bild vermag auch nur annähernd eine Vorstellung von diesem gewaltigen Bauwerk zu geben. Umbaut von

Palästen und unbedeutenden Häusern, gewährt die Giralda aus der Nähe nirgends eine genügende Uebersicht; von ferne gesehn verliert sie den Eindruck des Majestätischen. Ich stand gleich am ersten Abend meiner Ankunft, — es war der Palmsonntag — eine Stunde lang, bald in der Ostecke am bischöflichen Palast, bald im Südosten am Eingange zum Alkazar und sah das wunderbare Bild der Kathedrale und der Giralda im hellen Mondlicht. Welch ein Himmel und welch ein Schein! Bei uns kommt kein Mond auf gegen die Gaslichter in den Städten. Hier aber bildeten die Laternen nur gleichsam ein irdisches Lichtfundament, auf dem sich die Masse der Kathedrale und die Säule der Giralda in himmlischer, lichter Verklärung erhob. So mag Jakob seine Himmelsleiter geträumt haben.

Eine Leiter ist aber nicht bloß zum Hinauf-, sondern auch zum Hinabsteigen da. — Ganz nahe der Giralda befindet sich eine kleine Konditorei, in welche wir nun schon zwei Mal, ermüdet von den Aufzügen (pasos) und den Litaneien im Dome, eingetreten sind. Ich will Dir nicht die Konfituren und Kuchen Sevillas, nicht die überzuckerten Früchte (darunter frische grüne Feigen aus der Sahara!) und „andre schöne Dinge" schildern, welche schon Figaro (über dessen Haus „numero quindici" die sevillanischen Gelehrten hoffentlich seiner Zeit ein großes Werk mit Plänen, Abbildungen 2c. veröffentlichen werden) verschweigt. Aber ich will Dir dafür sagen, daß die Tochter des Hauses ein Mädchen von blendender Schönheit ist, welche nichts gemein hat

mit der der übrigen Sevillanas. Denn sie ist blond, vollkommen fair, wie die Engländer sagen, aber keineswegs fat, hat blaue Augen und eine Nase, die deutscher gar nicht gedacht werden kann. Ihre schlanke Gestalt, ihr elastischer Gang, ihre ganze Art sich zu tragen ist so germanisch, daß wir noch immer des Glaubens sind, sie verstelle sich nur, wenn sie bloß spanisch redet. Wir — nämlich außer mir und L. auch Herr U., ein echter Nassauer, weil aus Wiesbaden — haben uns schon den Magen verdorben, mehrere Kisten mit Früchten eingekauft, um sie mit dem Hamburger Dampfschiff abzusenden: alles zu dem Zweck, damit sie endlich mit uns deutsch rede. Aber umsonst!

Willst Du im Uebrigen wissen, wie die sonstigen Sevillanerinnen sind, so kann ich Dir nur sagen, daß alles was man von spanischer Schönheit sonst fabelt, hier eine Wahrheit ist; daß sich mit der Schwärze dieser Augen, dieser Haare, mit der Elfenbeinweiße dieses Teints, hervorgehoben durch die Schwärze der Mantilla, nichts vergleichen läßt, was ich je in romanischen Ländern gesehen habe. Die Sevillanerinnen haben nicht die graziöse Gestalt der Pariserinnen, nicht deren herausfordernden Gang; an klassischer Fülle, ich möchte sagen robustéz, stehn sie weit den Italienerinnen nach; keine der größten Schönheiten hat den antiken Schnitt der Römerinnen: aber sie besitzen hier eine der gefährlichsten Koketterieen, die es giebt, welche in einer gewissen Passivität, einer nonchalanten Haltung, einem scheinbaren nicht Hervortretenwollen besteht. Die Sevillanerin erscheint immer gleichsam verschleiert; ihre Augen sind adormilados. Dazu kommt die Vermeidung jeder Farbe, jedes Schmuckes. Nichts als eine

rothe Blume im Haar! Die hiesigen Deutschen versichern übrigens, daß das Familienleben in keiner Stadt heiliger sei als in Sevilla; alles was die Fremden Entgegenstehendes erzählten, sei die reine Fabel. Nur in einem Falle glaube die Frau sich nicht zur Treue verpflichtet, wenn sie den Mann auf einer Untreue ertappe.

Ich will das Alles gern glauben; aber warum nennen sie hier die hohlen Kuchen, welche bei uns Windbeutel heißen, engañados maridos, betrogene Ehemänner?

Sevilla, den 6. April 1882.

Wie aber ist denn die Lage von Sevilla? wirst Du fragen.

Gewöhnlich heißt es: Sevilla liegt auf dem linken Ufer des eine weite Ebene durchfließenden Guadalquivir. Das ist richtig, aber auch unrichtig, je nachdem man will. Richtig, weil wir von der Giralda eine weite Ebene überschauen, deren Ende wir im Nordosten und Südwesten nicht erkennen. Richtig auch daß der „Große Fluß" von Nordosten kommt und an Sevilla in südlicher Richtung vorüberfließt. Wir bekommen von der wahren Lage aber erst ein Bild, wenn wir wahrnehmen, daß der Guadalquivir schon viele Meilen vor Sevilla auf ein Hügelland stößt, welches ihn nöthigt in einem großen Bogen nach Süden zu fließen, und daß dieses Hügelland die ganze Ebene im Westen einschließt. Gerade da wo die Hügel dem Flusse am nächsten treten, liegt die Stadt, welche ursprünglich nichts anderes gewesen sein wird als ein Fährort; denn die große Straße von Cordova nach der

Mündung des Guadiana und nach Portugal muß den Guadalquivir nothwendig in der Gegend von Sevilla überschreiten, und hat ihn hier immer überschritten.

Im Alterthum war der Hauptort für diesen Flußübergang Italica, das heutige Santiponce, etwa fünf Kilometer nordwestlich von Sevilla. Man hat, um seine Lage, mehrere Kilometer vom Flusse entfernt, zu erklären, zu der Hypothese gegriffen, der Strom habe, — was allerdings möglich — im Laufe der Jahrhunderte seinen Lauf verändert, und sei damals an Italica selbst vorbeigeflossen. Aber nothwendig ist diese Hypothese nicht. Man kann sich sehr wohl denken, daß bei der Wahl schon die bequeme Hügellage Italicas den Ausschlag gab; zumal die Ueberschwemmungen des Guadalquivir die Flußebene sicher schon damals unsicher machten.

Der Fluß schneidet im Nordwesten Sevilla aus der Alluvialebene gleichsam heraus. Ich kenne keine zweite Stadt, welche sich durch einen Fluß so scharf begrenzen ließe, ohne auch nur im mindesten auf das andere Ufer hinüberzugreifen. Im Osten alles Stadt, im Westen alles Land, als wäre man meilenweit von jenem entfernt. Erst wo der Fluß weiter unten sich nach Süden wendet, um die Stadt auch hier zu begrenzen, hat der Flußübergang, welcher anfangs durch bloße Fähren, später durch eine Schiffbrücke vermittelt wurde, die Entstehung der Vorstadt Triana (angeblich aus Trajana entstanden) ermöglicht. Triana liegt genau im Südwesten von Sevilla auf dem rechten Ufer des Guadalquivir, der hier nach Osten fließt, um sofort wieder südlich der meilenweiten Flußniederung zuzueilen, welche auch ein ungeübtes Auge als einen einstigen Meeresarm erkennen wird.

Seit dem Jahre 1852 verbindet Sevilla mit Triana eine feste eiserne Brücke auf zwei mächtigen Strompfeilern, welche naturgemäß da angelegt ist, wo der Fluß am schmalsten ist, aber auch eine häufigere Wiederkehr jener Ueberschwemmungen, wegen deren Sevilla so berüchtigt ist, verursachen muß. Verfolgt man nämlich den Lauf des Guadalquivirs von Norden her, so erkennt man bald, daß derselbe auf der Westseite von Sevilla durchschnittlich eine Breite von vier- bis fünfhundert Meter hat. Indem er sich Triana nähert, also genau in dem südwestlichen Bogen, verengt sich sein Bett plötzlich auf fast einhundert und fünfzig Meter, das ist auf weniger als die Hälfte; er erweitert sich dann wieder etwas, erreicht aber nirgends eine größere Breite als zweihundert Meter. Bei großen Regengüssen, welche zugleich den Schnee auf den Gebirgen schmelzen machen, von welchen die Quellflüsse des Guadalquivir kommen, finden die bedeutenden Wassermassen des Flusses nicht mehr den genügenden Raum: sie stauen auf und brechen über die Dämme in die Stadt hinein, welche weit unter einem solchen hohen Niveau liegt, und überfluthen sie oft wochenlang. Kommt ein ungünstiger Westwind hinzu, welcher die Fluth des Ozeanes bis über Sevilla hinauftreibt, dann kann die Ueberschwemmung eine so traurige werden, wie im vergangenen Jahre, wo das Wasser bis zu den obersten Stufen der Kathedrale reichte, die Stadt viele Tage lang in der vollsten Finsterniß lag, und den Bewohnern von Triana der erforderliche Mundvorrath nur auf Booten zugeführt werden konnte. Die Fluth (avenida) vom Jahre 1626 riß einst dreitausend Häuser fort. Gegen geringere Ueberschwemmungen ist die Stadt durch

die malecones (Schützen) gewahrt, welche die nach dem Flusse führenden Kanäle schließen.

Nach dem „Guia de Sevilla", dem Adreßbuche für 1882, liegt die Stadt vom Meere einhundert Kilometer entfernt; das Salzwasser bringt aber noch vierundvierzig Kilometer stromaufwärts. Die Fluth (maréa viva) ist noch sechzehn bis zwanzig Kilometer nördlich von Triana erkennbar, gewöhnlich bis Alcalá del Rio, die Ebbe (marea muerta) zehn Kilometer oberhalb Triana, bis la Algaba. Man rechnet die Höhe der Fluth in Sevilla auf 1,80 Meter, die der Ebbe auf 0,94 Meter. Die Höhe der bedeutendsten „Avenidas" beträgt 7,80 bis 8 Meter.

Immer wenn ein „desabordamiento" stattfindet, durchbrechen die Wasser den Damm gleich im Nordwesten der Stadt, stürzen die Alameda des Herkules entlang und weiter durch die Calle de las Sierpes, um sich von hier südlich auszubreiten. Auf Grund dessen hat man vermuthet, jene Straßen bezeichneten ein altes, längst verlassenes Flußbett des Guadalquivir.

Schließlich noch ein Wort über den Namen Sevilla, der phönikischen Ursprungs ist und „Ebene" bedeutet. Aus Sephela, Spela der Punier machten die Griechen *Ισπολα*, die Römer Hispalis, die Araber Ischbiliah, die Spanier Sevilla. Dante im sechsundzwanzigsten Gesange seines Inferno nennt es Sibilia. Die Flamencos (Zigeuner) sprechen es Sebiya aus.

Sevilla, den 6. April 1882.

Sevilla ist die Stadt der Pátios, jener reizenden Höfe, welche wir schon in Cordova, und noch mehr in der Al-

hambra kennen gelernt haben; lichte Centra in dem dunklen römisch-arabischen Hause, welche keine andere Decke über sich haben als den Himmel; luftige reichgeschmückte Salons, in welchen die Familie im Sommer wohnt, während die Zimmer ringsum als willkommene Ruheplätze dienen; ein heller freudiger Akkord der das ganze Gebäude durchklingt.

Unser modernes Haus ist, wie schon früher erwähnt, ein Außenbau. Wir suchen in ihm Schutz gegen die Unbill der Witterung und das unfreundliche Klima. Aus seiner Dunkelheit blicken wir durch die Fenster hinaus auf die helle Straße. Das römisch-arabische Haus, das in Sevilla noch in seinen schönsten Mustern auftritt, ist dagegen ein Innenbau; es blickt nicht nach außen, nicht auf die dunkle uninteressante Straße, sondern nach dem lichten Patio in der Mitte. Unser Haus weist aus der Familie hinaus in die Oeffentlichkeit, das sevillianische kehrt der Straße den Rücken zu. Unser Haus zerstreut, dieses sammelt.

Tritt man in ein solches sevillianisches Haus, so denkt man unwillkürlich an eine arabische Wunderhöhle aus Tausend und eine Nacht. Wie eng die Straße, wie unscheinbar die Fronte eines solchen Hauses, und drinnen welche Pracht! Immer bildet den Eingang von der Straße eine Art dunkler Korridor, der Zaguan (arabisch sahan), welchen gegen den Patio ein eisernes Gitter (cancél) abschließt. Schon hier sind die Wände meist mit prachtvollen Azulejos geschmückt, doch fesselt in erster Reihe der Patio, der in lichter Glorie hinter dem dunklen Zaguan erscheint. Ursprünglich ist er nichts als ein Hof, von welchem die Treppe zu den oberen Stockwerken führt, und auf welchen sich die Fenster der

Zimmer öffnen, um von hier Licht zu empfangen. In hunderten von Häusern hat er denn auch nur diese Bedeutung. In Luxusbauten aber fassen ihn Säulengänge (corredores) ein; die breite Treppe mit durchbrochenem Geländer ist von weißem Marmor; in der Mitte des Patios rauscht ein Springbrunnen (fuente), oder es stehen hier seltene Pflanzen und Blumen, aber immer in Töpfen; denn den Boden dieser Höfe deckt stets ein Marmorpflaster, auf welchem das Regenwasser durch kleine Oeffnungen in unterirdische Kanäle abfließt. Niemals wachsen in einem solchen Hofe Orangen oder Palmen. Diese hat man vielmehr in dem Garten zu suchen, welcher sich hinter einem solchen Hause befindet und durch einen zweiten dunklen Gang betreten wird.

Die Araber hatten ihren Zaguan an der Straße unzweifelhaft durch schwere Thüren abgeschlossen; denn der Orientale wehrt jedem Einblick in sein Haus und seine Familie. Die Spanier haben sie dagegen beseitigt und fordern gleichsam das Publikum zur Theilnahme an ihrer häuslichen Freude auf. Oft liegt der Zaguan, der Patio, der Durchgang zum Garten und dieser selbst in einer geraden Linie; dann blickt man von der Straße in diese Aufeinanderfolge von Dunkel und Licht, dieses Durcheinander von Marmor, Fontaine, Blumen und Orangengrün, wie in eine Märchenwelt.

Zur Zeit, ich meine in dieser Jahreszeit, bilden diese Patios nur noch ein Schaueſſen. Denn der April ist ein Frühlingsmonat und erst der Hochsommer lockt die Familie aus den hohen Räumen des ersten Stockwerks hinab in den kühlen Patio, den man mit Möbeln, Spiegeln und Bildern

ausstattet und in den eigentlichen Empfangssalon verwandelt. Selbst ein Piano fehlt selten. Bei Tage deckt man diesen Saal mit einem toldo, einer Matte von Espartogras in einem festen Rahmen, die man aufzieht und niederläßt nach Art einer Zugbrücke. Am Abend giebt es glänzende Beleuchtung, Besuch, Musik, Konversatian, kurz eine Tertulia. Das Publikum geht draußen am Zaguan vorbei und sucht einen flüchtigen Blick von all dieser Herrlichkeit zu erhaschen: wer bekannt ist, tritt ein.

Leider wird mir dieses Schauspiel jetzt noch nicht zu Theil.

Ja, im Sommer, meinte Domingo (eigentlich Domingoh mit langem Nachhall des letzten o), der Diener und das Faktotum in unserer Pension, da ist Sevilla schön! Manchmal fällt es freilich wie Feuer vom Himmel.

Dieser Domingo ist übrigens ein Erzschelm. Als er nämlich von meinem zinnernen Duro aus Menjibar hörte, bat er mich um diese werthlose „Pieza“, weil er eine Sammlung falscher Münzen besitze. L. lächelte, aber ich, nichts ahnend, verehrte ihm den Thaler. Heute erzählt mir nun L., Domingo besitze garnicht die behauptete pathologische Münzsammlung, habe vielmehr den Duro bei den Einkäufen für die Pension mit großer Geschicklichkeit untergebracht und lache sich ins Fäustchen.

Dieser pikareske Streich verstimmte mich anfangs; aber unser „Don Quijote“ meinte: Domingo es un pícaro de marca, ein Hauptspitzbube, und die ganze Gesellschaft spendete ihm ein gleiches Lob.

Man muß es aber hier nicht zu genau nehmen. Ist doch das Sinnbild Sevillas ein Knoten, die sogenante „Ma-

deja“ welchem man hier oft genug begegnet; derselbe kringelförmige Knoten, aus welchem auch der Caduceus des Merkur besteht. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß Herkules von hier seine Aepfel der Hesperiden und die Rinder des Geryon holte, das heißt sie stahl.

In der That, in diesem „es nicht so genau nehmen“ ist der ganze Charakter des Sevillaners enthalten; leben und leben lassen; nur nichts von Rigorosität!

„Ich lebe nun schon fünf Jahre hier“, sagte mir ein Deutscher, „aber ich habe noch keinen Hypochonder angetroffen. Dieser Himmel duldet keine Melancholie“.

Ich kann mir keinen schöneren Hymnus auf Sevilla denken als diesen kurzen Ausspruch. Die Spanier selbst fassen es in die Worte zusammen: la tierra de Maria santísima.

Man würde aber sehr irren, wenn man Sevilla für eine freundliche und sonnige Stadt ansehen wollte. Nächst Valencia habe ich noch keine Stadt getroffen mit so engen und winkligen Straßen; ein wahres Labyrinth; in dem sich der Fremde schwer zu recht findet, auch wenn er nach dem Plane wandert. Nur von Zeit zu Zeit öffnet sich ein meist mit Akazien beflanzter Platz, ein Stadt-Patio gleichsam, und gestattet einen freien Blick hinauf zu dem sonnigen Himmel. Diese Plätze sind aber fast immer leer. Auf den Marmorbänken des Neuen Platzes (es giebt deren hier allein zweihundert und zwölf, während man bei uns auf dem Platze vor der Universität nicht eine einzige duldet) sitzen wohl Droschenkutscher, Dienstmädchen und andere Leute der Art, aber das elegante Publikum drängt sich zu Tausenden durch die Calle de las Sierpes, welche so eng ist, daß kein Wagen

sie befahren darf. Hier sind die großen Hotels, die Clubs, die Kaffees, die eleganten Läden; hier promenieren die Señoritas in ihren schwarzen Mantillen und die jungen Herren wie in unserer Junkerstraße, welche im Ganzen an diese „Sierpes erinnert. Die „Straße der Schlangen" ist aber keineswegs ein anzüglicher Spitzname, sondern ein uralter Name, der entweder von einigen berüchtigten Caballeros hergekommen ist, oder von dem Wirthshausschilde einer einstigen „Einfahrt" (meson) in dieser Straße stammt.

Kommt man vom Norden, so endigen die Sierpes an der Plaza de San Francisco, dem merkwürdigsten und eigenthümlichsten Platze Sevillas, mit hohen alten Häusern, an welchen besonders die eisernen Balkone auffallen, mit den Rathhause der Stadt und der Audiencia. Hier fanden einst die Tournire und andere öffentliche Schaustellungen statt, Stiergefechte und Hinrichtungen. Das „Santo Oficio" führte hier seine Opfer den schaulustigen Publikum vor, um sie demnächst auf dem „Quemadero" vor der Kirche des heiligen Sebastian, am Bahnhofe von Cadix, zu verbrennen, Jetzt in der „Semana santa" ziehen über diesen Platz die Confradias mit ihren Pasos; das Publikum sieht sich das Schauspiel ziemlich gleichgültig an, die Gitanas aus Triana aber mischen sich unter die Menge und führen unanständige Reden. Wer sie nicht hören will, bezahlt mit zwanzig Peseten einen Platz vor dem Rathhause, wo der Oberbürgermeister (Alcalde presidente „en cuerpo", das heißt im Frack sitzt, und von jedem Paso begrüßt wird.

Diese Pasos, lebensgroße Figuren auf einer von vierundzwanzig bis dreißig Männern getragenen Bahre, stellen

Scenen aus dem Leben und Leiden Christi dar. Ihnen voran schreiten junge Leute in reicher römischer Soldatentracht, Büßer, Vermummte und andere maskierte Personen, immer zu den Klängen eines Orchesters. Die Züge nehmen ihren Weg durch die Sierpesstraße über den Platz des heiligen Franz und durch die Calle de Genova zur Kathedrale, welche in ganzer Länge durchschritten wird. Niemals habe ich einen größern Lichteffekt gesehen als den, wenn ein Paso mit seinen vielen hundert dichtgestellten Wachslichten hoch durch die gewaltigen Hallen der vollkommen dunkeln Kathedrale getragen wird, und der Lichterschein die Pfeiler und Gewölbe geisterhaft aus der Finsterniß hervortreten läßt, ohne sie zu erhellen. So bewegt sich der Paso wie ein einziger Lichtklumpen langsam weiter, um zuletzt durch die Puerta de los Palos an der Giralda zu verschwinden und über den Domplatz durch neue enge Straßen zu ziehen.

Aber ich gestehe Dir offen, alle diese Aufzüge, von denen die Reisebücher so viel berichten, — sie beginnen mit dem Palmsonntag — haben doch nur die Bedeutung eines äußerlichen Pompes und Schauspiels und vermögen um so weniger zu erwärmen, als die heutigen Zuschauer ihm fast theilnahmlos gegenüber stehen. Ja die Gleichgültigkeit der Menschen ist so groß, daß Freund U., welcher aus Versehen mit dem Cylinderhut auf dem Kopfe durch die ganze Kathedrale ging, nicht die mindeste Anfechtung erfuhr, bis ihn zuletzt ein Caballero höflich auf seine Vergeßlichkeit aufmerksam machte. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, daß man bei hellem Tage auf der Pasobahre hoch oben einen Arbeiter durch die Straßen trug, auf derselben Bahre, welche den

Tag vorher als Bühne für die ehrwürdigsten Gestalten gedient hatte.

Ist das Gleichgültigkeit? — In jedem Falle bekam ich den Eindruck, daß sich diese Aufzüge überlebt haben. Man wird die Aufführungen noch ein paar Jahre wiederholen, der Fremden halber, welche die Semana santa ebenso anlockt wie der Lichterschein der Pasos die Motten, und dann die heiligen Figuren sammt deren „Garderobe", welche meist viele Tausende werth ist, einem historischen Museum übergeben.

Wie sehr diese Feste nur noch Schauspiele für Fremde sind, beweisen schon die großen rothen Plakate an den Straßenecken mit der Ueberschrift: Great Attraction!

Du wirst vielleicht fragen, wie diese kolossalen Bahren, welche übrigens vier Füße haben und rings mit Tuch behängt sind, so daß man keinen Menschen darunter erblickt, getragen werden. Die Antwort ist einfach. Unter dem Rahmen der Bahre befinden sich vier bis fünf Querbalken, und zwar so weit von einander entfernt, daß unter jedem Balken sechs Männer gehen können. Diese haben auf ihrem Nacken ein jeder ein Kissen, darauf der Balken zu ruhen kommt, sobald auf ein gegebenes Zeichen die Bahre aufgehoben wird. Die Träger schreiten also unter ihrer Last dicht neben einander, gebückt und mit vorgestrecktem Kopf, den Balken auf ihrem Nacken. Von Zeit zu Zeit wird eine Pause gemacht; die Träger ducken sich und lassen die Bahre auf deren vier Füße hinab, treten selber aber niemals hervor.

Für das Tragen während eines Aufzuges (sie finden

Palmsonntag, Mittwoch und Donnerstag statt) erhält jeder Träger fünf Peseten von den betreffenden Brüderschaften (Cofradías), welche überhaupt sämmtliche Kosten der Pasos tragen. Die Feste in der Kathedrale finden dagegen auf Kosten des Domkapitels statt, welches dieses Mal besonders große Anstrengungen gemacht hat, indem für die Soli im Miserere Eslavas der berühmte Tenorist der Madrider italienischen Oper, Masini, engagirt worden ist.

So erzählt wenigstens Domingo, und der muß das allerdings wissen.

Ich schrieb Dir schon, daß die Plaza nueva, der schönste Platz Sevillas, immer leer sei. Auch diese Anschauung — nämlich, daß es hier immer so zu finden — berichtigt Domingo, indem er versichert, im Carneval und noch mehr in Sommernächten wimmle es hier von Menschen; die „Sierpes" wären die fashionable Promenade nur im Winter. Dieser Platz, über den ich von meinem Fenster aus mit immer neuem Entzücken blicke, wurde einst von einem Theil des Klosters des heiligen Buenaventura und dem des heiligen Franziskus eingenommen, in dessen Kirche sich das Grabmal jenes Comendador Gonzalo Ulloa befand, welchen Don Juan zu seinem Abendessen einlud. Denn bekanntlich ist Sevilla die Heimath nicht bloß des Byronschen Don Juan, sondern auch des Helden der Tragödie Tirso's de Molina, welcher hier den Namen Don Juan Tenorio führt und des Unheils genug anrichtet. In der Oper läßt es da Ponte

bei der Einladung Don Juans bewenden; der Komthur erscheint bei demselben, vermag ihm nicht das Versprechen der Besserung abzuringen und verläßt, ihn worauf sich das Gericht vollzieht. In der spanischen Tragödie aber, ladet nun auch der Kommandant den Don Juan zum Abendessen ein und zwar in seiner Gruftkapelle im Franziskanerkloster. Don Juan erscheint, muß einen Grabstein aus dem Boden heben, und es steigt ein schwerer gedeckter Tisch herauf mit einer Schüssel voll Scorpionen und Vipern und einem Ragout von Krallen („von den langen Fingern eines Schneiders" — meint Leporello, hier Catalinon genannt), — der Wein besteht aus einer Mischung von Essig und Galle. Don Juan genießt von allem; denn — so sagt er —:

Ich esse,
Und gäbst du mir auch Basilisken, und
So viele deren hegt die Hölle.

Dann reicht er den Kommandanten die Hand und vergeht in feuriger Höllengluth.

Don Juan ist in dem spanischen Drama ganz der Held der Oper mit der Energie und der frechen Intiative eines Menschen, dessen Lebenskraft keine Schranke achtet, und folgte seinen Entschlüssen auch sofort die Vernichtung.

Nur so wird die Figur zu einer tragischen. Seine Anrede an den bei ihm erscheinenden steinernen Gast erinnert ganz an eine ähnliche Situation in Hamlet:

Sag dein Begehr,
Du Schatten, Scheinbild oder Traumgesicht!
Wenn du in Qualen wandelst, oder wenn
Heilmittel du bedarfst für deine Seele,

So sprich; ich gebe dir mein Wort, ich thu'
Was du gebeutst. Bist Du im Stand der Gnade? —
Gab ich in deinen Sünden dir den Tod? —
Sprich. —

Wenn man die romantische und literarische Seite Sevillas kennen lernen will, muß man die Plätze der Stadt besuchen. An der Plazà del Duque Nummer 7 steht der Palast der Solies in welchem die Geschichte spielt, welche Calderon unter dem Titel el médico de su honra verewigt hat; in dem Hause Nummer 5 daselbst lebte Sancho Roelas, unsterblich geworden durch Lopes „Estrella de Sevilla". Dieser „Stern" selbst wohnte in der Straße de Bustos Tavera in dem Hause das jetzt die Nummer 23 führt. In einem Hause an der Plaza de Gavidia ist Luis Daoiz geboren, der Held des „Dos de Mayo" in Madrid. An der Plaza de Triunfo starb 1548 der edelmüthige Fernando de Contreras, welcher es sich zur Aufgabe machte christliche Sklaven zu befreien, indem er deren Stelle einnahm. Im Hause Nr. 14 der Calle de Fernan Caballero starb am 7. April 1877 die Dichterin Cäzilie Böhl von Faber, bekannt unter dem obigen Namen, eine geborene Hamburgerin.

Ist es nicht eigenthümlich genug, daß drei der besten modernen spanischen Dichter Deutsche sind, oder doch von deutschen Eltern abstammen? Ich meine den Dichter der Amantes de Teruel, Hartzenbusch, den Malagueño Gustav Becker (Becquer), und die Sevillana Böhl von Faber.

Ich könnte noch mancherlei Plätze, Straßen und Häuser nennen, an welche sich allerlei romantische Sagen und Erzählungen knüpfen; aber es zieht uns doch immer mächtig hinaus aus diesen engen Gassen an den Guadalquivir im

Süden, wo die weiten Spaziergänge die ganze Pracht des andalusischen Südens zur Schau tragen und wir mit einem Blick die großen Seedampfer auf dem mächtigen Fluß und die Palmen von Santelmo umfassen. Wie wunderbar spiegelt sich hier im Wasser Triana und der Goldthurm! Nicht mit Unrecht nennen sie den kleinen Paseo der Christine den Salon; denn hier wird jeder Baum, jede Blume gewässert und jedes Blatt sieht so frisch und sauber aus, als wäre es so eben vom Staube gereinigt. Diese Salones, in deren Nähe kein Wagen kommt, eingehegt und doch nach allen Seiten einen freien Ausblick gestattend, geschmückt mit den herrlichsten Bäumen, Palmen, Orangen und Musaceen, nicht am wenigsten mit lustwandelnden heiteren Menschen, sind wohl das Schönste, was die iberische Halbinsel dem Nordländer darbietet. Immer auf einer erhöhten Plattform angelegt und von der Straße getrennt, steigt man zu ihnen auf Stufen hinauf wie sonst zu einem Heiligthum. Prächtige Marmorbänke laden überall zur Ruhe ein; in der Mitte rauschen Springbrunnen.

Wer hier hinaufkommt, weiß, daß er die Straße hinter sich und einen Saal betreten hat, in welchem von einem Jeden erwartet wird, er werde an der allgemeinen Schaustellung theilnehmen. Denn hier ist ein jeder Zuschauer aber auch zugleich Spieler; er hat eine Rolle (die Spanier sagen: un papél, „ein Papier") zu spielen und weiß, daß er auf einer Bühne steht.

Wer allein lustwandeln, einen wirklichen Paseo machen will, der geht zu dem großen Park der „Delicias", südlich vom Palast vom Santelmo, oder fährt oder reitet

weiter auf den schnurgraden Wegen, die sich allmählich in die weite Ebene verlieren. Man erblickt in der Ferne die Wasserleitung, die Caños de Carmona, einige Hügel, vielleicht Alkalá de Guadaira, auch de los Panaderos, „der Bäcker“ genannt, weil hier sämmtliches Brot gebacken wird, das Sevilla verzehrt. Aber das ist auch Alles. Niemand wandert aus Sevilla hinaus ins Freie, wie bei uns. Man besucht wohl eine Kirchweih in Santiponce, und anderswo; die Schenken der Vorstadt San Bernardo; macht gelegentlich eine Fahrt auf dem Guadalquivir nach la Algaba: aber die Hauptsache bleibt doch Sevilla selbst, ein großer städtischer Salon mitten in dieser Ebene, welche weder sehr fruchtbar noch irgendwie malerisch ist.

Wem die „Sierpes“ zu eng sind, der besucht die Jardines de Eslava an der Puerta de Jerez. Aber man denke nicht an einen Wiener Volksgarten oder einen sonstigen deutschen Konzertgarten. Der Spanier fühlt sich recht wohl doch nur, wenn er Steinpflaster unter seinen Füßen hat. Der Deutsche pflückt die Blume, welche der Fuß seiner Geliebten getreten hat; der spanische Liebhaber (ich denke an eine hiesige Copla) möchte den Stein umkehren, welchen seine Geliebte getreten hat, damit ihn kein anderer Fuß berühre.

Am Eingange zu den Jardines Eslava steht morgens immer ein Bauer aus der Umgegend von Sevilla mit zwei Kühen und verkauft das Glas schäumender Milch für dreißig Céntimos. Er hat ziemlich viel Zuspruch, darum sind die Euter der Kühe aber auch bald leer. Wenn nicht bald Regen kommt, dann muß er seine Kühe wegen Mangels an Futter und Weide verkaufen, so sagte er uns gestern. Der

Mann hat ganz das treuherzige Aussehn eines dänischen oder schwedischen Bauers.

Die Spanier sind große Milchtrinker, wie die skandinavischen Völker; fast in jeder Stadt giebt es eine Casa de Vaca, in welche die Vorübergehenden eintreten, um sich zu erfrischen. Aber auch unsere Trinkbuden fehlen nicht. Das nöthige feste Eis liefert hier eine Fabrik; im übrigen benutzt man nur den Schnee, welchen die Neveros von der Sierra Morena holen.

Unsere Rosita, eine häßliche Andalusierin, welche aber gern noch als jung gelten möchte, putzt sich täglich, und steckt in ihr Haar immer eine Rose oder eine Granatblüthe, im Nothfall auch nur die dunkelrothe Blüthe des Sedums, welches hier ebenso wie in Barcelona weite „Rasenflächen" bildet. Wir fingiren in unsern Gärten den Süden, hier sucht man den Schein eines englischen pleasure ground zu erregen. Die Wirthin in unserer Pension zeichnet sich durch eine selbst für Andalusien ungewöhnliche Korpulenz aus, trotzdem verschmäht auch sie den Schmuck einer Rose nicht. So sitzt sie den ganzen Tag in der Galerie über dem Pattio und leitet von hier das Hauswesen.

Gestern sang Rosita ein Lied, das ich Dir mittheilen will.

El dia que tu naciste Nacieron todas las flores, Y en la pila del bautismo Cantaron los ruiseñores:	Am Tage da du geboren Sind alle Blüthen entsprungen, Bei deiner Taufe haben Die Nachtigallen gesungen.
Los cipreses de du casa Están vestidos de luto, Y es porque no tienen flores, Que ofrecerte por tributo.	Die Cypressen an deinem Hause Stehn in Trauer wie alte Muhmen; Weil sie dir nicht huld'gen können: Sie haben ja keine Blumen.

El naranjo de tu patio
Cuando te acercas á el
Se desprende de sus flores
Y te las echa á los piés.

Die Orangen in deinem Patio,
Trittst du zu ihnen hin,
Bestreun den Weg dir mit Blüthen
Und achten es als Gewinn.

Tu cuerpo parece un junco,
Tu cabeza una naranja,
Tu pecho un jardin de flores,
Donde descansa mi alma.

Dein Körper ist eine Binse,
Dein Kopf eine Goldorange,
Deine Brust ein Blumengarten,
Drinn meine Seele wandelt.

Toma allá mi corazon
Metetelo en el corpiño
Y arrullalo come un niño
Que llora y tiene razon.

So nimm in dein Mieder mein Herze
Und trag es mit dir herum,
Und wieg es, gleichwie ein Kindlein,
Das weint und weiß wohl warum.

Dieses schöne Lied wäre mir sicher noch viel schöner erschienen, hätte es nur eine Andere gesungen. Aber alles was jung, ist etwas so Seltenes in Sevilla!

Eine nicht zu übergehende Figur in der Pension ist eine Hündin, genannt Marquesa, ein treues gutes Thier, das unsern Freund L. im Winter immer begleitet, ihm aber auch schon manche Verlegenheit bereitet hat. Zwar in die Kirche kommen die spanischen Hunde nicht mit, denn sie kennen ihren schrecklichen Verfolger den „Azotaperros“; aber wohl in die Kaffees und ins Theater. Wie nun eines Tages L. im Theater des Cervantes sitzt und in einer „Leyenda patriotica“ sich die bewegtesten Scenen abspielen, wird die unter seinen Parketsitz liegende „Markisin“ unruhig, sie tritt endlich hervor und überspringt einige leere Sitzreihen, bis sie im Orchester ist. Hier erklimmt sie den Dirigentenplatz und steht nun, hoch aufgerichtet in ängstlicher Spannung da, des Ausgangs gewärtig; das Publikum bemerkt den Hund und klatscht Beifall. In diesem Augenblicke trägt sich auf der Bühne ein bedrohliches Ereigniß

zu; der Hund ergreift Partei, stürzt auf die Scene und wird nur mit Mühe und Noth über die Lampen zurückgenöthigt. Darauf lockt ihn Freund L. und will ihn aus dem Hause bringen. Am Eingange aber sagt der Aufseher: O, Señor, da der Hund nun ein Mal drinnen ist, so lassen Sie ihn doch weiter hier!

Und diese Aeußerung befremdet mich durchaus nicht; sie entspringt der spanischen Gutmüthigkeit, welche in der That keine Grenzen zu kennen scheint.

Noch ein anderes Beispiel.

L. fährt auf seiner Herreise von Burgos nach Madrid mit einem Spanier, der auf irgend einer Zwischenstation aussteigt. Plötzlich setzt sich der Zug in Bewegung; L. erschreckt ergreift den saco de noche und andere Effekten des Mitreisenden und wirft sie auf den Perron, damit der Zurückgebliebene doch wenigstens seine Sachen nicht misse. Wie er aber bei der Weiterfahrt zum Fenster hinaussieht, erblickt er das lächelnde Gesicht des Spaniers, der ebenfalls hinausschaut, jedoch aus einem andern Coupee.

Verzeihung, Caballero, ruft L. auf der nächsten Station, und denkt, jetzt zieht er mindestens den Dolch. O, das thut nichts, erwidert dieser freundlich: die Sachen bekomme ich nachgesandt.

Sevilla, den 8. April 1882.

Der Dom von Sevilla ist in dieser heiligen Woche der Versammlungsort ebenso der Fremden wie der Einheimischen (nicht am wenigsten der Diebe) die sich in diesen heiligen Hallen

mit derselben Freiheit bewegen, als befänden sie sich auf einem der öffentlichen Plätze der Stadt. Immer, Tag und Nacht, drängen sich hier Tausende, welche bald die nur in dieser Woche ausgestellten Gegenstände, den „Tenebrario“, den „Cirio pascual“, ein acht Meter hohes und sieben Centner schweres Wachslicht, und andere heilige Dinge anschauen, bald in die unzähligen Kapellen des Domes treten und die Meisterwerke der spanischen Bildhauer- und Malerkunst bewundern. Und wie denn die Menschen dem Kuriosen immer dem Vorzug vor dem Schönen geben, so fesselt ihre Aufmerksamkeit hier in erster Reihe das Bein Adams, welcher in Gemeinschaft mit Eva die Jungfrau anbetet, auf dem Bilde Luis de Vargas nämlich, von welchem Mateo Perez de Alesio gesagt haben soll, dieses Bein sei mehr werth als sein daneben befindliches Kolossalbild des heiligen Christoforus. Auf dem herrlichen San Antonio Murillos in der Taufkapelle blickt ein jeder mehr nach den nicht erkennbaren Spuren der Frevelthat vom vierten November 1874, als nach dem aus seiner Engelsglorie schreitenden Christuskinde, welches den knieenden Heiligen besucht. Bekanntlich wurde an diesem dies ater, dessen sich die Sevillaner noch jetzt mit Schrecken erinnern, der Heilige aus dem kolossalen Bilde herausgeschnitten, jedoch später in New-York entdeckt und im Triumph nach Sevilla zurückgebracht, wo das Bild nun wieder in alter Schönheit prangt. Die Restauration durch Don Salvador Martínez Cubells, den primer restaurador del Museo Nacional, ist in der That eine vorzügliche. Capitain Widdrington in seinen Spain (1843) behauptet das Bild sei im Jahre 1833 neu gefirnißt worden, was die Spanier bañar,

baden nennen. Das Bild gehört den estilo vaporoso Murillos an und wird als ein Wunder der Malerei gelten, so lange es noch Menschen giebt, welche Mystik, Sinn für Farbe und einen offenen Blick für Schönheit haben. Wahr ist es: das Christuskind schwebt nicht, es schreitet durch die Luft; aber wer hätte den Muth einem solchen Werke gegenüber auch nur an Kritik zu denken!

Das Bild befindet sich in der Taufkapelle an der Ostwand und empfangt ein ungemein gedämpftes Nordlicht. In der Mitte steht eine ungeheure Taufschaale, die Pila bautismal, in welcher man einen erwachsenen Menschen baden könnte. In dem Wasser schwammen am Sábado santo große Tropfen des lautersten Olivenöls, denn man hatte sie soeben an diesem Morgen neu geweiht.

Man spricht in diesen Domhallen noch von einem andern Riß, welcher den herrlichen Bau selbst mit Vernichtung bedrohen soll. Diese Erzählung gehört ebenso in das Reich der Ueberteibungen wie jene Nachricht, daß der Burgfelsen der Alhambra dem Untergange geweiht sei. Es müssen noch sehr viele Abstürze in das Darrothal erfolgen, bevor man für die Alkazaba der Alhambra fürchten dürfte; die Risse in der Kathedrale zu Sevilla aber sind normale Erscheinungen, wie sie bei jedem Bauwerke der Art vorkommen. Welche Angst erregte nicht einst ein Mauersprung in unserer Marienburg, und jetzt lächelt man über die damaligen Befürchtungen.

In dieser heiligen Woche wird auch das „Monumento“ im Mittelschiffe am Westende des Domes aufgebaut, das jedoch in seiner fremdartigen Pracht die schöne Harmonie

der gewaltigen Hallen beeinträchtigt. Unter einem solchen Monument versteht man hier das Grabmal eines Heiligen, speziell des Erlösers, welches in der Osterzeit errichtet und später wieder abgebrochen wird. Wenn es in diesen heiligen Festnächten das Allerheiligste („la Majestad“) in einer Custodia einschließend, mit einhundert und vierzehn Lampen und vierhundert und dreiundfünfzig Wachslichten erhellt wird, wenn dazu aus der dunklen Osttiefe des Domes das übrigens sehr mittelmäßige Miserere Eslavas erschallt und die Tonmassen wie Donner durch die Hallen rollen: dann erscheint auch dieser eigenthümliche Aufbau, der sich auf der Grundform eines griechischen Kreuzes in vier Stockwerken über dreiunddreißig Meter hoch erhebt, wie ein lichter herrlicher Gralstempel, und man hat Mühe den weißgekleideten Infantido, welcher inmitten dieses Lichterglanzes auf und abwandelt, um einer etwaigen Feuersgefahr vorzubeugen, nicht für einen Lichtgenius zu halten, der mit leichtem Flügelschlage diesen Bau umschwebt. In der That man versteht sich hier auf den Effekt!

Aber so gewaltig sind die Domhallen, daß das Hauptschiff dieses Monument noch um neun Meter überragt.

Dazu tritt hier am Monument noch eine Erinnerung. Denn hier gerade ruht der Sohn des großen Christoforo, Fernando Colon, der Gründer der denkwürdigen Bibliothek Colombina, zu welcher man aus den anstoßenden Orangenhof gelangt; und auf seinem Denkstein, mit der Abbildung der Caravellen, auf denen einst der große Entdecker nach Westen zog, lesen wir die Worte:

A Castilla y á Leon
Nuevo mundo dió Colon.

Ein Danaergeschenk für sein Adoptivvaterland, aber für die Menschheit das größte Ereigniß, welches sie bis jetzt erlebt hat.

Die Kathedrale Sevillas steht, wie schon früher erwähnt auf der Stelle der alten arabischen Meskita, von welcher nichts übrig geblieben ist als die Giralda und der Orangenhof im Norden mit dem großen prachtvollen, — nach dem Muster der Meskita in Cordova restaurierten — Eingangsportal, und der „Fuente“ in der Mitte. Auch hier blühen die Orangenbäume, aber die trauliche Stille des Orangenhofes in Cordova fehlt. Sevilla ist zu laut, zu modern, als daß man sich hier der Ruhe und Betrachtung hingeben könnte. Ein Grabstein berichtet von dem traurigen Loose zweier jungen Sevillaner José Gonzalez und Bernardo Palacios (die Namen von Freiheitsmärtyrern sollte man niemals verschweigen), welche die Schergen eines Napoleons am neunten Januar 1811 hinrichten ließen, weil sie die Namen ihrer Genossen nicht angeben wollten; „preferiendo el cadalso (Schaffot) á la manifestacion de sus compañeros“. — An der Ostwand bezeichnet eine Kanzel die Stelle, von welcher Vincente Ferrer und otros varones (andere Größen), der Inquisition nämlich, oft der Menge gepredigt haben.

Immer dieser Gegensatz! Und wo würde man ihn in Spanien jemals los!

Früher war dieser Orangenhof mit einem Klostergange umgeben. Ein Ueberrest desselben ist die Halle im Südosten, an deren Decke ein großes Krokodil (lagarto) und ein Elephantenzahn hängt, das Geschenk eines ägyptischen Sultans, welcher um die Hand der Tochter Alfonsos des Gelehrten,

(el sabio) anhielt und einen Korb dafür bekam. Der Bewerber hatte noch manche andere Thiere geschickt, aber sie starben größtentheils auf der Reise und wurden hier begraben. Der Elephantenzahn wiegt siebenundzwanzig Kilos. Bei einer Reparatur des Klosterganges im Jahre 1694 wurden alle auf diese Kuriositäten bezughabenden Nachrichten in dem Körper des Krokodils und des Elephantenzahnes untergebracht, wie der Kanonikus Loaysa in seinen Memorias sepulcrales berichtet. Dort ruhen sie noch und harren ihrer Auferstehung.

Das Manuscript dieser interessanten Abhandlung befindet sich in der „Columbina", welche während der Semana santa geschlossen bleibt. So werde ich denn auch die Reliquien und die Schriftzüge des großen Columbus nicht zu Gesicht bekommen, welchen de Amicis so rührende Worte widmet.

Ebenso ist es mir mit dem Indischen Archiv in der Lonja gegangen; selbst in deren untere Säle fand ich nur mit Mühe Einlaß, weil in diesen Tagen hier ein medizinischer Kongreß stattfinden soll, von „Doctores Sangrados", wie mein Begleiter lachend bemerkte. Denn die spanischen Aerzte stehen wie die italienischen in dem Rufe übertriebenen Blutdurstes. In neuerer Zeit, wo viele Spanier in Paris studieren, soll derselbe allerdings erheblich abgenommen haben. Das Volk hält aber an seinen die Ader schlagenden „Sangradores" fest, deren ich im sevillanischen Adreßbuche nicht weniger als achtundzwanzig zähle. Hierzu kommen noch vier Verkäufer von sanguijuelas, das sind Blutegel.

Du wirst Dich erinnern, daß schon im Don Quijote der

Bauer seinen Hütejungen vorrechnet, was er für dessen Aderläße bezahlt hat.

Gleich mein erster Tag in Sevilla, nämlich der dritte April, galt der Erinnerung an den größten Maler, welchen Spanien, vielleicht die Welt, besitzt, dessen zweihundertjähriger Todestag in der Academia y Escuela de Bellas Artes feierlich begangen wurde. Gloria á insigne pintor Bartolomé Estéban Murillo en su segundo centenario, — so begann ein öffentlich angeschlagenes Plakat mit der Aufforderung an das Publikum, im früheren Kloster der Merced zu erscheinen; ja man hatte sich bis zu der dichterischen Phrase verstiegen:

Para hablar un Sevillano	Spricht ein echter Sevillaner
De Murillo el gran pintor,	Von Murillo dem großen Maler,
Debe quitarse el sombrero]	Nimmt den Hut er sich vom Kopf,
Como si hablara de Dios.	Gleich als spräche er von Gott.

Die Fremden welche eintraten, wurden in den Sitzungssaal der Akademie gebeten, damit sie ihren Namen in ein großes dort ausgelegtes Buch eintrügen. So ist denn auch mein Name für immer mit dem des unsterblichen Malers verbunden!

Wie bequem hat es sich dieses Spanien gemacht, indem es vor etwa fünfzig Jahren unzählige Klöster einzog. Die besten nahm natürlich das Militair in Anspruch; in andern wurden Schulen, Kranke und Arme untergebracht, in nicht wenigen Strafgefangene; was übrig blieb fiel den wissenschaftlichen und Kunstinstituten zu. Auch die Akademie Sevillas und seine Gemäldesammlung hatte in einem solchen Kloster geräumige Unterkunft gefunden. In den Kreuzgängen des Klosterhofes stehen Alterthümer in Stein, die

meisten aus dem römischen Italika, arabische Denksteine, Marmorfragmente und Aehnliches; die Klosterkirche, deren Decke, um Oberlicht zu schaffen, durchbrochen ist, enthält die Gemäldegalerie und wenige, aber auserlesene Sculpturen. Man möchte diese kleine Sammlung, welche von jeder der großen europäischen Galerie zehnfach an Zahl übertroffen wird, ein Museum Murillos nennen, nicht bloß weil seine Bilder einen großen Theil der Sammlung bilden, sondern auch, weil neben ihm hier kaum ein anderer Maler zur Geltung kommt. Denn Velasquez, welcher doch allein mit ihm zu wetteifern vermöchte, ist hier ganz unvertreten geblieben, während er seinerseits in der madrider Nationalgalerie dominiert und dort mit seiner gewaltigen Realistik den „Maler der Conzeptionen" in den Schatten stellt.

Wer Murillo kennen lernen will, muß nicht bloß in des Malers Lande, das ist Andalusien, gehen, er muß vor Allem nach Sevilla kommen, dessen Sammlungen von ihm gleichsam Leben und Athem empfangen. Zu diesen Sammlungen rechne ich aber nicht bloß die Galerie der Merced, sondern ebenso die der Caridad und die Bilder in der Kathedrale, welche überhaupt das größte Museum in Sevilla ist.

In der Sammlung der Akademie giebt es allein vierundzwanzig Bilder von Murillo; doch ist die Echtheit bei drei derselben nicht über jeden Zweifel erhaben. Man hatte am dritten April ein jedes Bild mit einem kleinen Lorbeerkranze bezeichnet: ein gleichgültiger Umstand, da ein Murillo seinen Namen gleichsam an der Stirn trägt. Aber auch die größten Meisterwerke haben ihren verschiedenen Rang, und so wird sich das Auge des Beschauers vor allem jenen Bil-

dern zuwenden, welche der Eingangsthüre gegenüber, an der Wand auf der Epistelseite der einstigen Kirche hängen: dem heiligen Franziskus, zu welchem sich der Erlöser vom Kreuze neigt; dem heiligen Thomas von Villanueva, welcher Almosen austheilt; dem heiligen Felix Cantalicio, und dem vor dem Christuskinde knieenden heiligen Antonius.

Ich muß mir versagen, Dir eine Vorstellung zu geben von der Inbrunst in den Gesichtern dieser Heiligen, denen das Unsagbare widerfährt; diesen Engelgruppen, welche den mystischen Vorgang so wunderbar begleiten und ihn durch das Gewicht ihrer Schönheit gleichsam wahrscheinlich machen; dieser echten künstlerischen Grazie, welche über die ganze Darstellung einen unbegreiflichen Zauber ausgießt und ihre Wurzel in jenem andalusischen Volksthum hat, dessen sal und gracia sprüchwörtlich ist. Welch ein Ausdruck in diesen blonden Madonnen, deren goldenes Haar auf den Kupferstichen so schwer und dunkel erscheint! Welche Transparenz in diesen Zügen, die wie mit einem einzigen Pinselstriche hingehaucht sind, so daß nun die grobkörnige Leinwand hindurchscheint, wie durch einen Farbenschleier! Die „Serviette“ nennt man eines dieser Madonnenbilder, das in der Nähe betrachtet wohl zu der Sage Veranlassung geben konnte, Murillo habe es einst leichthin improvisiert, von Ferne gesehen aber technisch so fertig erscheint wie ein niederländisches Miniaturbild. Diese Bilder sind mit demselben Raffinement gemalt wie eine Aquarelle, in welcher kein Ton den andern decken darf, oder wie ein Freskobild, das nur eine einzige Farbe annimmt.

Aber das betrifft nur die Technik dieses gewaltigen

Meisters. Was soll man erst von der Komposition, von der Zeichnung und Farbenharmonie sagen, welche so klar, so einfach und so grandios sind wie eine Mozartsche Symphonie. Glaubt man nicht zu sehen und zu hören, wie die Giralda im Winde schwankt, wie der Sturm heult, und die Erde in ihren Tiefen bebt? Welche himmlische Milde und Ruhe bewahren nicht die beiden Heiligen, welche ihre hülfreiche Hand über den Thurm breiten!

Wer aber Murillo in der Darstellung eines rein irdischen Vorgangs kennen lernen will, der gehe in das Hospital der Caridad, deren Kirche das Kolossalbild des „Durstes" (la sed) birgt, auf welchem Moses die Quelle aus dem Felsen schlägt, und das verdurstende Volk sich zu dem erquickenden Naß heranschleppt. Mit dem Gefühl des echten großen Künstlers hat Murillo hier den Augenblick gewählt, da das Wasser auf den Schlag des Volksführers hervorgesprungen ist; Moses steht dankend, mit zum Himmel erhobenem Blick, hinter ihm sein Bruder Aaron; aber das Volk, lauter Typen aus Triana, nimmt an dem Vorgange den lebhaftesten Antheil, herbeieilend, sich wundernd, rufend: das Ganze ein raffiniertes Augenblicksbild, eine plötzlich erstarrte Meereswelle.

Wahrhaftig, so etwas auch nur gesehen zu haben, ist als ein seltenes Glück zu preisen.

Jetzt, da die Trauerwoche vorüber, und in der Kathedrale der Tempelvorhang (el velo) unter fürchterlichem Lärm und Donner, Kanonenschlägen und Glockengeläute zerrissen ist, kann man überall an den Altären der Kirchen, namentlich in der Kathedrale, Frauen erblicken, welche sie mit

lebenden Blumen schmücken und die Vasen mit den herrlichsten Rosen füllen. Wenn das Ganze fertig ist, stehen sie freudig vor dem Heiligthum und hoffen, daß auch ihr Heiliger seine Freude daran haben werde. Jeder Spanier hat seinen Spezialheiligen, von welchem er seinen Namen führt, den er verehrt und in peinlichen Lagen anruft. Und da er gewöhnlich schon am Tage seiner Geburt diesen Namen erhält, so heißt auch sein Geburtstag: el dia de su santo, der Tag seines Heiligen.

Die Eltern gehen aber mit ihren Kindern auf den Ostermarkt und kaufen ihnen einen cordero, das ist ein Osterlamm, welches die Kleinen dann eine Woche und länger an einem Bändchen durch die Straßen führen. Haben sie aber des Spiels genug, so wird das Lämmchen geschlachtet und aufgegessen.

Das ist ja nun ein Mal Menschenart.

Noch ein paar Bemerkungen aus den Galerien.

Die Statue des heiligen Hieronymus von Torrigiano in der Mercedgalerie ist von Terracotta, gefärbt und von einem Realismus, welcher unkünstlerisch wirken würde, wenn wir jemals aus der Bewunderung herauszukommen vermöchten. Der Heilige kniet auf dem linken Knie und blickt unverwandt auf ein Kreuz, welches er in der linken Hand hält. In der Rechten hat er einen Stein, mit welchem er seine Brust zerschlägt. Mediziner mögen hier Anatomie studieren; der Laie bewundert dieses feine Muskelspiel, welches, wie ein spanischer Kunstkenner richtig bemerkt, nichts ge-

mein hat mit einer senilen Magerkeit und Abzehrung, vielmehr ein Ausdruck ist der Entsagung und Kasteiung des Heiligen, dessen Wille ja eben auf die Unterdrückung des „sündigen Fleisches" gerichtet ist. Ohne diese Selbstpeinigung würde es der feste und kräftige Körper eines Mannes sein. Seine Züge prägen jenen ruhigen Fanatismus aus, welcher vor der eigenen Vernichtung nicht zurückschreckt, und zugleich jene göttliche Freudigkeit, die den Märtyrern eigen ist.

Diese Statue ist ein Wunderwerk, zu welchem pilgern sollte, wer die Gewalt und Wirkung eines durchgeistigten Realismus kennen lernen will; auch wer noch nicht davon überzeugt ist, daß eine realistische Darstellung die Farbe nicht entbehren kann. Dieses Werk ist kein Dithyrambus, wie der Moses des Michel Angelo, noch weniger besitzt es die göttliche Ruhe eines griechischen Gottesbildes, aber es ist ein Bild des Kampfes und der Entsagung; ein verkörperter Protest des Jahrhunderts der Gegenreformation gegen das Leben.

Torrigiano, ein Italiener, Genosse Michel Angelos, dem er die Nase zerschlug, wie uns Benvenuto Cellini berichtet, war eine gewaltthätige Natur, genial bis zum Uebermaß, aber wild und verwegen und ohne sittliches Ideal. Er trieb sich in der Welt umher, wollte die Königsgräber in Granada ausführen, fand nirgends eine bleibende Stätte und endigte, wie man erzählt, in den Kerkern der Inquisition. Sein Hauptwerk ist das Grabmal Heinrichs des Siebenten in der Westminsterabtei.

In jedem andern Lande hätte man schon längst diesen heiligen Hyronymus in Bronce oder Marmor nachgebildet,

um das herrliche Werk der Nachwelt zu erhalten; denn früher oder später wird ja doch der Moment kommen, da das Material, aus welchem es hergestellt ist, zerbröckelt, oder irgend ein unsinniger Menschenhaufe es in Trümmer schlägt. Aber auch hier trifft zu, was Fernan Caballero bei einer andern Gelegenheit sagt: Tal es, por desgracia, entre nosotros la falta de espíritu público, tristemente absorvido por la política.

Will man den Realismus in seiner abschreckendsten Erscheinung kennen lernen, so muß man in die Kirche der Caridad gehn, dieselbe welche die herrlichen Murillos birgt, und das große Bild von Valdes Leal anschauen: ein todter Bischof mit andern Leichen. Man sträubt sich auch nur auszusprechen, was hier mit einer unerhörten Virtuosität und in glänzenden Farben dem Auge vorgeführt ist. Eine Nachbildung enthält das Prachtwerk der Gebrüder Pätel über Spanien von Professor Wagner in München. Als Murillo das Bild erblickte, soll er zu Leal geäußert haben, man könne dasselbe nicht ansehn, ohne sich die Nase zuzuhalten; worauf dieser erwiderte: du hast bereits alles Fleisch für dich genommen und mir nichts übrig gelassen als die Knochen.

Die beiden großen Bilder Murillos in der Caridad: der „Durst“ und die „Speisung der Fünftausend“ (pan y peces) sind insofern technisch interessant als sie ganz besonders leicht hin gemalt sind, nach Art von Freskobildern, und auf die Ferne berechnet. Der damals schon vielbeschäftigte Maler hat offenbar von vornherein die Technik dem hohen Standpunkt angepaßt, welchen die Bilder, einander

gegenüber, an den beiden Langseiten der Kirche einnehmen. Vielleicht sind sie auch darum so wenig ausgeführt, weil das Detail die Wirkung aus der Ferne nothwendig beeinträchtigt. Bei einem großen Meister wird man in erster Reihe an alles eher zu denken haben, als an Flüchtigkeit.

Die „Speisung der Fünftausend" ist besonders interessant durch den landschaftlichen Hintergrund, welchen die spanischen Maler auf ihren großen Darstellungen entweder ganz vermeiden oder doch gänzlich unterordnen, von dem richtigen Gefühl geleitet, daß bei der Darstellung eines menschlichen Vorganges alles Beiwerk ja doch nur störend wirkt. Das steht freilich im Widerspruche mit der Anschauung unserer Zeit, welche dieses Beiwerk überall begünstigt und die Menschen oft in eine Umgebung stellt, welche sie vollkommen erdrückt. Sobald man das Gewicht ein Mal auf das Nebensächliche legt, und zum Beispiel die Scenerien und Dekorationen zu einer Tragödie überreichlich ausstattet, kann man sicher sein, daß der Verfall der Kunst eingetreten ist.

Hier in Sevilla will mir scheinen, daß die Größe Murillos in Europa noch immer nicht genügend gewürdigt ist. Wir sind alle Raffaeliten; wir können von Italien und von der Anschauung nicht los, alles was über das sechzehnte Jahrhundert, das Cinquecento, hinausliege, stelle künstlerisch einen Niedergang dar. Aber Spanien ist nicht Europa und namentlich nicht Italien. Es giebt Geheimnisse in dem Kulturleben eines Volks, die niemals ergründet werden können. Warum die Blüthe der deutschen Literatur gerade in das Ende des achtzehnten Jahrhunderts fällt, möge ein Anderer begreifen.

Die ganze Kunst in Spanien bis zum siebenzehnten Jahrhundert ist in jeder Faser italienisch; dann wird sie plötzlich national, im eminentesten Sinne spanisch, und treibt die herrlichsten Blüthen, während das ganze übrige Europa dem Niedergange verfällt. Vielleicht erhalten wir endlich eine richtige Würdigung der spanischen Kunst von Justi in Bonn, der zur Zeit Spanien bereist.

Ich knüpfe diesen kurzen Bemerkungen noch folgende Notizen an, welche ich einem Gaste in unserer Pension, gelegentlich eines Gespräches über die Pasos, verdanke.

Diese Aufzüge sind in Sevilla uralt. Die ältesten fanden schon in der phönikischen Zeit statt. Sie gelten der tyrischen Venus, welche unter dem Namen Salambo verehrt wurde, und deren Geliebten Adonis. Diese Adoniazusen, welche uns aus den Gedichten Theokrits bekannt genug geworden sind, wurden im Juli gefeiert, wenn die Sonne am höchsten stand, um demnächst wieder am Himmel hinabzusteigen. Der vom Eber verwundete Adonis ist nichts als diese Sonne; die Trauerklagen über den Sterbenden gelten dem scheidenden Sommer. Bei den Festen im Juli wurde nun das Bild der Salambo auf den Schultern der edelsten Frauen durch die Stadt getragen; das Volk folgte ihm weinend und laut klagend. So wurde es noch spät zur Zeit der Römer gehalten. Und an einen solchen Aufzug knüpft sich die Legende von den beiden Schutzheiligen Sevillas: Justa und Rufina, welche einen Laden mit Thonwaaren in Triana besaßen, aber heimliche Christen waren und daher den heidnischen Aufzügen

mit Verachtung zusahen. Einst als der Zug an ihren auf der Straße aufgestellten „cacharros“ vorbeikam, weigerten sie sich als Christen demselben die schuldige Ehrerbietung zu erweisen. Das erzürnte die Trägerinnen des Götterbildes und sie ließen dasselbe sammt der Bahre in die Thonwaaren fallen, welche zertrümmerten. Das Volk aber ergriff die beiden Mädchen und führte sie zum Tode.

Sevilla, den 9. April 1882.

Ich verlasse morgen Sevilla und will heute nur noch einiges Erlebte der vergangenen Tage nachholen.

Allein das Studium der Privatpaläste und ihrer Galerieen, namentlich der des Santelmo-Palastes, möchte manche Woche Zeit in Anspruch nehmen, zumal hier alles ungeordnet und durch einander gewürfelt ist und ein Katalog überall fehlt. Ich spreche auch nicht mehr vom Alkázar, dem maurischen Nebenbuhler der Alhambra, welcher, in alter Farbenpracht hergestellt, uns ein wirkliches Bild der früheren Herrlichkeit giebt; nicht von seinen Gärten, den Bädern der Padilla und mancherlei Haremsgeschichten, zu welchen die Königin Isabella, als sie im Sommer 1877 Sevilla auf einige Zeit besuchte, allerlei Beiträge geliefert haben soll.

Als ich das letzte Mal auf der Alhambra war, putzte man gerade den Saal des Gerichts mit Scharlach und andern Tüchern aus, weil den Schwestern des Königs Alphons hier ein Festmahl gegeben werden sollte; im seltsamen Widerspruch zu den grauen, farblosen Wänden des Löwenhofes. Der

Alkazar in Sevilla ist immer zum Empfange vornehmer Leute bereit; seine Wände strahlen in Purpur und Gold, und auf die schwellenden Divane braucht man sich bloß niederzulassen. Das ist der Unterschied zwischen den beiden Maurenschlössern in Granada und Sevilla.

Auch den Santelmo=Palast mit seiner Pracht und seinen Kunstwerken will ich bloß nennen. Der Herzog von Montpensier bewohnt ihn seit dem Tode seiner beiden Töchter nur selten und zieht sein stilles Haus in Sanlucar mit dem Blick auf den Ocean dem lauten Treiben in Sevilla vor. Die Spanier in ihrer Engherzigkeit wollen von dem „Franzosen" nicht viel wissen; aber die Zukunft wird ihm eben so gerecht werden, wie einst die Engländer dem Prinzen Albert.

Noch weniger kann ich Dir meinen Besuch von Italika schildern, zu welchem wir am Charfreitagmorgen hinauswanderten, ich und L. nämlich, indem wir uns bei der Barqueta über den Guadalquivir setzen ließen. Dieses Hinüberkommen kostete uns aber nicht wenig Mühe. Denn die Leute bleiben hier in der heiligen Nacht von Donnerstag zu Freitag alle auf und am Morgen sind sie übernächtig, oder gar schwer betrunken. Es waren für uns die ersten betrunkenen Leute in Spanien. Der Fährmann wurde von unserer Peseta so gerührt, daß er uns die Hände küßte, nicht etwa bildlich und mit Worten, sondern in der That. Dafür wollte er uns den „Murray", welchen wir im Boot vergessen hatten, bei der Rückkehr nicht herausgeben, und es bedurfte großer Anstrengungen von Seiten L.'s, um ihn dazu zu bewegen.

Ich könnte Dir eine andere reizende Scene erzählen aus

einem Ventorillo, das heißt einer Räuberspelunke am einsamen Wege, in welche wir uns vor einem Regenschauer flüchteten, wo wir die schon trunkenen Leute, — herrliche Banditengestalten — mit Wein traktierten und Geschichten zu hören bekamen, die sich durchaus nicht gewaschen hatten. Dafür log ihnen L. die Nase voll, daß sich die Balken bogen (doch weiß ich nicht mehr, ob die durchsichtige Hütte welche hatte), spielte sich als preußischen Oberst aus dem letzten französischen Kriege auf, erzählte von Festungen, die er erobert („Usted solo?"), und imponierte den Leuten damit ebenso, wie einst Disselbach, auf dem Forum in Rom, der Nationalgarde, welcher er allerlei militärische Bewegungen und Gewehrmanipulationen „mit affenartiger Geschwindigkeit" vormachte. Ja, es läßt sich nicht leugnen, vor diesem Prussiano hat man in Europa zur Zeit einen heillosen Respekt. Erzählt doch Mohr, daß ihm der Schaffner auf seiner Reise nach Kastilien für die Eisenbahnfahrt kein Geld abnehmen wollte, weil er ein Preuße wäre. Auch wir profitierten von diesem guten Renommée; denn der Wirth der Schenke, der einzig Nüchterne, schenkte uns ein paar in Italika gefundene römische Kupfermünzen.

Soll ich Dir auch von dem Findelhause, der Cuna erzählen, in welches wir rein zufällig kamen, ohne es später zu bedauern, da ein solches Haus doch in der That etwas vollkommen Neues für einen Deutschen ist. Denke Dir allein die Thatsache: vierzig bis fünfzig Säuglinge in einem Saal, jeder in seiner Wiege (cuna), die an Sauberkeit nichts zu wünschen übrig läßt, und die Hälfte davon schreiend, oder doch ungeduldig! Diese Kinder werden bis zum Alter von

achtzehn Monaten gesäugt. Dann kommen sie aus dieser casa de lactancia in die zweite Abtheilung, die sie im Alter von sechs Jahren verlassen, um in einer öffentlichen Anstalt eine weitere Erziehung zu erhalten. In dieser Abtheilung befinden sich zur Zeit zwanzig Kinder. Fünfzehn Schwestern widmen sich ausschließlich der Pflege der „expósitos“; zwei von ihnen schlafen nachts immer dicht neben dem „Torno“ und nehmen, sobald die Glocke angezogen wird, den Ankömmling in Empfang, indem sie den Torno umdrehen.

Die freundliche Führerin gab über dieses und manches Andere bereitwillig Auskunft; sie führte uns in die Kapelle und in den Kleidersaal, wo hunderte von Kleidchen und Mützchen auf den Gestellen hingen und die Wäsche überall hoch aufgestapelt lag. Viele von den Kindern, deren Mutter übrigens nie genannt wird, werden von kinderlosen Eltern an Kindesstatt angenommen und verlieren so den Makel ihrer Geburt.

Diese Casa Provincial de Expósitos, wie sie offiziell heißt, steht unter der Aufsicht einer vielgliedrigen Verwaltung; sie hat ihren eigenen Syndikus, Arzt, Geistlichen und sogar einen besondern Zahnarzt. An sie, als casa central, schließen sich die Töchterhäuser (hijuelas) von Carmona, Cazalla, Ecija, Moron, Osuna und Utrera.

Die Zigeuner Sevillas, welche jetzt vorzugsweise in Triana wohnen, werden hier Flamänder, Flamencos genannt, wahrscheinlich deshalb, weil sie einst von den Niederlanden nach Spanien gekommen sind. Sie bezeichnen dagegen die

Spanier als gachos, ein Wort dessen Bedeutung hier niemand zu erklären vermag. Sie sind, wie die Zigeuner in Ungarn, die eigentlichen Musikanten Andalusiens, unerschöpflich in der Erfindung neuer Melodieen und Rhythmen zu den von ihnen selbst gedichteten, meist improvisierten Drei- und Vierzeilen, vorzügliche Tänzer und noch bessere Spieler der Guitarre. Alles was die Andalusier auf diesem Gebiet leisten, ist nichts spezifisch Spanisches, sondern Zigeunerisch von Anfang bis zu Ende. Das Zigeunerische hat seine Quelle aber wieder in dem Arabischen, das hier nie ausgestorben, durch christliche Einwanderungen nie verdrängt, sondern durch die Jahrhunderte hindurch überkommen, konserviert und nur theilweise moduliert ist.

Alle Reisenden welche den Orient kennen sind erstaunt, die dortigen Tänze in Andalusien wieder zu finden; dieselben Pas, Bewegungen und Grimassen, wie in Damaskus, oder Kairo und in Fez. Nicht anders ist es mit den kurzen Liedern, welche sie hier meist zur Begleitung der Guitarre singen; immer mit einem eigenthümlichen meckernden Vortrage; eine Art von Rezitativen mit Zwischenspielen des begleitenden Instruments. Diese Begleitung, die eigentliche Grundlage des Musikstücks, hat meist einen marschartigen Rhythmus und tritt ganz leise und ohne Prätension auf. Die menschliche Stimme flattert in langen Pausen darüber hin, äußert sich in einzelnen Phrasen ohne Zusammenhang: das ist aber auch Alles. Eine Melodie in unserm Sinne giebt es nicht, nicht ein Mal eine bestimmte erkennbare Tonfolge. Es ist der Gesang eines Vogels, eine Stimme der Natur. Von Kunst im wahren Sinne kann also nicht die

Rede sein; wohl aber ist ein kunstvoller Vortrag nicht ausgeschlossen.

Nach der Form der immer kurzen Strophen und der Art der musikalischen Behandlung theilt man diese „Cantes Flamencos“ in Soleares mit drei und vier Zeilen, in Soledades, Seguidillas (hier Sequiriyas genannt), Polos, Cañas, Tonás, Livianas, Martinetes (auch Carceleras genannt) und Deblas. Doch erschöpften diese Bezeichnungen noch lange nicht das Repertoir der echten Jitanos. Es giebt zum Beispiel noch Playeras, Tercetas, Corridas und Jípios. Die letztern sind solche welche in einem Athem gesungen werden, in einem „Jappen“. Dieser deutsche Ausdruck kann nicht befremden; findet sich in einer Copla doch sogar unser Haben in der Form von habiyar.

Alle diese vielfachen Bezeichnungen decken aber eine und dieselbe Sache. Der Fremde möchte einer langen Uebung bedürfen, um die feinen Unterscheidungen aufzufassen, welche selbst den Eingeweihten nicht immer geläufig sind.

Wer aber sind die Eingeweihten? Natürlich die Sänger und Spieler, diese aber sind wiederum meist Leute aus den niedrigsten Schichten des Volks, welche ihre ganze Wissenschaft durch Tradition, das heißt durch Unterricht von einem Meister ihres Schlages überkommen und von jeher sich darauf beschränkt haben, bei festlichen Zusammenkünften das Gelernte zum Besten zu geben, oder es durch neue Erfindungen und Improvisationen zu bereichern. Nie hatte diese Kunst das Weichbild von Triana überschritten oder sich an andern Orten hören lassen, als in Ventorillos, auf den Straßen, bei Kirchweihen und andern Volksfesten; bis es

vor einiger Zeit einigen sevillanischen Aristokraten einfiel, ihren Gästen, statt der Vorträge gebildeter Musiker und Sänger, auch ein Mal diese pikante Kost von Triana vorzusetzen. Das Neue gefiel, das Nationale (die Spanier, wie die Ungarn, haben keine Musik gleich den europäischen Völkern) imponierte. Es dauerte nicht lange, so ließ sich diese Musik, die mehr als irgend eine andere ihr ganz besonderes Publikum verlangt, öffentlich vor Jedermann hören, und nun ist sie in eigens dazu eingerichtete Lokale, die sogenannten Cafées Flamencos hinabgestiegen und ergötzt allabendlich das sevillanische Publikum. Eines dieser Kaffees, der Salon filarmónico, liegt in der Straße der „Liebe Gottes“, ein anderes, unter Leitung des berühmten Silverio Franconetti, in der Rosenkranzstraße. Dieser renommierte Sänger ist der Sohn eines von Rom eingewanderten Italieners, aber seine Mutter war eine Andalusierin. Sein Lokal ist nichts weniger als fein, die Entrada, wie hier überall, von einem unerträglichen Geruche begleitet, welcher einen Spanier aber nicht im mindesten geniert. Drinnen ein mit Glas überdeckter kleiner Hof, der Fußboden nicht gediehlt, nicht ein Mal gepflastert; an dem einen Ende eine kleine, ganz freie Bühne ohne Vorhang. Ganz oben eine Galerie für die prüden englischen Damen, welche dieses Kaffee „heimlich“ besuchen wollen. Man sitzt auf hölzernen Stühlen an hölzernen Tischen und trinkt Kaffee oder weißen „Aepfelwein“ (manzanilla) aus eigenthümlichen Gläsern (cañas).

Die Schauspielergesellschaft, ein Dutzend häßlicher Frauen und ein paar Männer (auch wohl nur halberwachsene Jungen) sitzt im Halbkreise auf der Bühne, die Frauen in

weiten altmodischen Kleidern, die Männer in hochhinaufreichenden überaus engen schwarzen Hosen und ganz kurzen Jacken. Von Zeit zu Zeit tritt einer der Leute vor und singt eines der erwähnten Lieder oder führt einen Tanz auf, zur Begleitung einer Guitarre und unter dem Zuruf der ringsum Sitzenden, welche mit den Händen zugleich den Takt schlagen. Aus ihrer Reihe ertönt es fortwährend: arre! corre! anda! Dieser Tanz läßt sich ebenso wenig schildern wie die Gesänge, welche ich schon erwähnt habe. Was sie bedeuten sollen, begreift kein Mensch. Immer ist es dieselbe Armbewegung, dasselbe Stampfen, Zittern, Drehen, Beben; Alles ungraziös, unschön, jedenfalls herausfordernd und nicht selten frech. Tanzt ein Mann und eine Frau zusammen, so läßt sich eine Art Liebesscene leicht erkennen, die nicht nothwendig unanständig zu sein braucht, es aber leicht wird und durch Uebertreibung wohl selbst ins Unfläthige ausartet. Die Spanier sind, wie früher bemerkt, keine Italiener, und vor einem Parterre von Königen spielt man hier auch nicht.

Ich habe diese Kaffees drei Mal besucht, in der Hoffnung hier wirklich ein Mal etwas ganz Besonderes, und wenn auch nicht Schönes, so doch Interessantes und Bemerkenswerthes zu finden. Vergebliches Bemühn. Anfangs stutzt man, dann wird man müde und geht in allen Fällen enttäuscht von dannen. Denn was als Improvisation und unter freiem Himmel oder in empfänglicher Gesellschaft von naturalistischem und nationalem Reiz sein könnte, wird hier zu einem aufdringlichen, werthlosen Schauspiel.

Die Zuhörer sind meist Leute aus dem niedern Volk

(Entrée wird nicht gezahlt) oder reiche Bauern mit ihren goldüberladenen Frauen, oder Roués. Die Meisten haben hinter dem Ohre etwas stecken: einen Zahnstocher oder eine Cigarre. Auch der Fremde erhält zu seinem Glase Wein oder seiner Tasse immer einen Zahnstocher.

Cadix, den 12. April 1882.

Que no me tome Usted por primo! so sagte im Stiercirkus von Sevilla mein Nachbar, als der herumgehende Händler für acht „Langostinos" eine Peseta forderte. Ich fragte denselben nach der Bedeutung dieser Redensart, das heißt, warum der primo, „Vetter", hier soviel wie „Krösus" bedeute. Er wußte mir aber keine Erklärung zu geben. Dabei spuckte er unbarmherzig auf die untere Stufe und beunruhigte nicht wenig einen braven Sachsen, der aus Furcht vor dem Spucker und zugleich aus Höflichkeit immer weiter rückte und dafür mit den Knieen seinen Vordermann belästigte. Ein Spanier hinter mir erklärte mir jedoch die Redewendung dahin, daß primo nicht bloß Vetter, sondern auch einen „Granden" bedeute, welche der König „Vetter" nenne. Uebrigens, so fügte er hinzu, rede der König Jedermann, auch diese Vettern, mit einem Du an.

Was die Situation der Zuschauer in einem spanischen Stiercirkus betrifft, so mußt Du wissen, daß man hier ganz so wie in einem altrömischen Cirkus auf steinernen Stufen sitzt, von denen eine jede dem Hintermann zugleich als Fußschemel dient. Nur die „Aficionados", die Frauen und Ver-

wandten der Toreros (diese immer in weißer Blondenmantille) und andere Interessenten sitzen in einer Art Parterre dicht an den Schranken der Arena; die vornehmen Leute aber nehmen ganz oben in den gedeckten Logen Platz. Eine große Zahl von Händlern geht in den Zwischenakten der „Corridas" umher und ruft mit kräftiger Stimme ihre Leckereien aus: hier Orangen, Fruchtkerne und Kuchen; dort Langostinos, das heißt kleine Seehummern von Puerto Real, und „Boccas", die Scheeren der Seekrebse. Die Fischer brechen den Krebsen nämlich diese Scheeren ab und werfen die Thiere wieder ins Wasser, hoffend, daß das Fehlende bald wieder nachwachsen werde, was wir ihnen gleichfalls wünschen wollen. Daß die aguadores hier nicht fehlen, versteht sich von selbst; und sie kamen uns sehr willkommen, da Freund L. gleich bei der ersten Corrida (obwohl er früher schon einem halben Dutzend dieser Cirkusspiele beigewohnt hatte und sich für abgehärtet hielt) in Ohnmacht fiel, als dem edlen Thier das Blut aus Mund und Nase floß. Und dieses Mal — es war der erste Osterfeiertag! — gab es keine tollpatschigen Novillos, wie in Madrid, wo sie blind ins Messer liefen, sondern echte, „brave" Toros, worunter die Spanier ein wildes, rasendes Thier verstehn, dem man keine Feuer-Banderillas anzuheften braucht, um es in Wuth zu bringen; dazu die berühmtesten Espadas Spaniens, ein Cúchares und Frascuelo; und überdies das glänzende Publikum Sevillas, dessen Beifall für einen Torero ebenso entscheidend ist wie der des Mailänder Publikums für einen primo tenore.

Aber trotzalledem haben die Sevillaner Corridas meine Anschauung über das Barbarische dieser Stierhatzen, die widrigste

aller Thierquälereien, nicht erschüttert, ja vielmehr bestätigt, und ich bin überzeugt, daß — im Widerspruche mit den Erfahrungen Anderer — mein Abscheu gegen diese bestialische Unterhaltung wachsen würde, wenn ich es ein drittes Mal über mich gewinnen könnte, einen Stiercirkus zu besuchen. Ich will sogar ein starkes Wort wagen: Die Spanier werden niemals ein Kulturvolk werden, wenn sie sich nicht entschließen, diesem Vergnügen zu entsagen, das sie ebenso herabwürdigt wie einst die Gladiatorenspiele die Römer, oder die Autos de Fé ihre fanatischen Vorfahren. Schon Tirso de Molina rief vor fast dreihundert Jahren:

Göttlich Gebrüll! Kann Spanien sich ergötzen,
Grausam und roh ein Thier zu Tod zu hetzen!

Ich hätte an demselben Abend — denn die Cirkusspiele nehmen immer mit dem Dunkelwerden ein Ende — noch in dem Theater San Fernando die Hugenotten, dargestellt von den ersten Kräften der italienischen Oper in Madrid, Signor Masini, Fräulein Reßke und andern Größen, sehen können, aber ich hatte nicht Lust nach der Thierschlächterei mich auch noch an dem Blutgeruch der Bartolomäusnacht zu berauschen.

So fuhr ich denn in der Frühe des folgenden Morgens nach Jerez de la Frontera, das man hier Jeré ausspricht, dem „Grenzplatz" der spanischen Monarchie im vierzehnten Jahrhundert nach dem maurischen Königreiche von Granada hin, welches schon damals, von der Mündung des Guadalquivir und dem Hafen von Cadix zurückgedrängt, im Süden erst jenseits des Alto de Trafalgar begann. Die drei andern Grenzplätze dieser Art waren Arcos, Chiclana und Vejér.

Die Eisenbahn folgt von Utrera im Ganzen dem Rande der ungeheuren Marismen, welche in meilenweiter Ausdehnung das tief ins Land dringende Delta des Guadalquivir bilden, ein baumloses, salzhaltiges, braunes, fast vegetationsloses „Unland“, welches im Winter sich in einen einzigen Morast verwandelt, darin der Wanderer versinkt, im Sommer aber eine verbrannte staubige Steppe bildet. Nach den Herbstregen bekleidet sie sich mit einer ephemeren Pflanzen- und Blüthendecke, die im Winter wieder verschwindet. Aber im Januar erscheint von Neuem der Krokus. Im Frühling dient sie großen Vieh- und Schafheerden zur Weide. Utrera allein besitzt an solchen Schafen achtzigtausend Stück. Hier und da erblickt man wohl eine einsame, mit Rohr gedeckte Hütte, oder da, wo eine geringe Anschwellung des Bodens, eine Mesa, das ist ein „Tisch“, der Ueberschwemmung wehrt, einen Hof, gerade so wie in unserer Weichselniederung: aber im Ganzen hat man doch den Eindruck einer Wüste. Weiter im Westen geht die Steppe in ein ödes Sand- und Dünenterrain, die Arenas gordas, über, deren Sandflug keine Vorrichtung der Menschen hemmt. Breite „Caños“, ursprünglich Wasserläufe der einmündenden Nebenflüsse, durchschneiden diese Marismas, welche eine interessante Parallele zu dem ähnlichen Ebrodelta bilden. Aber am Ebro ist das Delta weit in das Meer vorgeschoben, hier liegt es zwischen den unbedeutenden Hügelhöhen im Südosten und Nordwesten und wird nur im Südwesten vom Meere bespült.

Die Eisenbahn geht im Wesentlichen am Rande dieses Hügellandes im Südosten, bald einzelne Ausläufer desselben

durchschneidend, bald tiefe Einbuchtungen der Marismen und Caños überschreitend. Oft hat man zur Rechten nichts als die Wüste und zur Linken Orangen und Palmen. Aber das Ganze ist doch öde, einförmig und unmalerisch; es fehlt überall an der ordnenden und verschönernden Menschenhand. Die ursprüngliche Schönheit der Natur haben sie zerstört und nichts an deren Stelle gesetzt. In der Nähe der weit von einander gelegenen Orte giebt es wohl Getreide- und Oelbaumkulturen, in der Hauptsache herrscht aber doch die Haide vor, bedeckt mit dem Palmitogestrüpp, welches man hier Palmera nennt, und mit einem eigenthümlichen cypressenartigen Strauchwerk, das meine Genossen Preso hießen. Die Wurzel des Palmito (chamärops humilis) wird übrigens hier überall gegessen und in Sevilla sogar in den „Schnadahüpferln" (denn das sind ja doch die Coplas und Seguedillas) gepriesen.

Zuweilen berührt man eine Art Pinienwald; es wechseln Oelbäume mit Kiefern und herrlich blühenden Gleditschien ab; der rothe Mohn steht in voller Blüthenpracht zwischen den kahlen Reben; Heerden brauner Schafe beleben die Einöde; in der Marismas schweben die Gegenstände, nach Art einer Fata morgana, hoch in der Luft; in den Bahnhofsgärtchen sind alle Blumenstöcke, ja deren Aeste ganz mit Eierschalen besteckt, geradeso wie in der deutschen Schweiz; dann Kaktus- und Aloehecken vor einer Buschhaide oder einem Kiefernwäldchen; in der Ferne ein schlanker Kirchthurm; in den Rohrsümpfen ein paar Störche: — dies die Elemente dieser eigenthümlichen westandalusischen Landschaft.

Ein bunter Vogel folgte längere Zeit unserem Zuge;

„Bovilla“ nannten ihn die freundlichen Reisegenossen. Ein Mann lag in dem ganz gefüllten Wagen, eingeschlafen, mit dem Kopfe auf der Brust seiner Frau, und sie machte keine Bewegung, um ihn nicht zu erwecken. In Italien, in Frankreich wäre so etwas nicht denkbar gewesen, wohl aber in Deutschland.

Endlich fahren wir an einem großen, mitten in einer Buschhaide gelegenen Hippòdromo (die Spanier betonen, wie bei den meisten Fremdwörtern, die drittletzte Silbe) vorüber und erreichen Jerez.

Wenn ein Nordländer mit einem Zauberschlage nach Sevilla versetzt werden könnte, so würde ihm vielleicht nichts mehr auffallen als die saubere Weiße der Häuser, ja aller Gegenstände, welche sich für die brocha del blanqueador (den Pinsel des Tünchers) eignen. Werden in Sevilla doch selbst die Ränder der ausgemauerten Rinnsteine getüncht, warum nicht die Häuserfronten, die Patios und die Küchen? Erst wer Andalusien gesehen hat, begreift, warum ein Murillo alles Weißzeug, alle weißen Tücher und Gewandungen, auf seinen Bildern so unnachahmlich treu wiederzugeben vermag. Der Nordländer weiß nicht, was Weiß ist; erst der Andalusier weiß es.

Aber Sevilla ist doch ein Rabe gegen Jerez, und Jerez wiederum eine Elster, verglichen mit Cadix. Hier heißt es in der That: weiß, weißer, am weißesten! Als ich nach Jerez kam, auf die Plaza del Arenal, dann auf die Alameda und weiter in die Stadt ging, glaubte ich nicht anders, als mich

unter lauter Kalk- und Gypshändlern zu befinden, welche ihre großen Häuserfronten als Aushängeschilder benutzten. In dem hellen Sonnenschein, im Gegensatze zu diesem tiefdunklen Himmel, leuchteten alle diese Häuser wie Glühlichtlampen, mindestens wie das fürchterliche Licht, das im Sonnenschein von einem schneebedeckten Gletscher ausgeht, unsere Augen blind macht und unserem Gesicht die Farbe einer Rothhaut giebt. Vergebens suchte ich den Schatten einiger Ulmen auf den schönen Plätzen dieser sauberen Stadt des „Sherry" und der Seguidillas; vergebens weilte ich stundenlang in den wenig interessanten Kirchen; vergebens stürzte ich mich in die Bodegas der Señores Gonzalez und berauschte mich an dem Weindufte, welcher von ihren „zwölf Aposteln", dem „Methusalem", dem E. I. S. (East Indian sherry), dem N. P. U. (non plus ultra), dem „vino de Jesu Cristo" und dem der Exkönigin „Isabela Segunda" ausging: ich mußte doch immer wieder hinaus in die sonnigen Straßen, diesen Fronten gegenüber, die mir mein Augenlicht zu rauben drohten, und meinem Gesicht tiefe, nie wieder auszugleichende Runzeln eingegraben haben. Ich unterließ die Fahrt nach dem Schlachtfelde am Guadalete, von welchem ich Dir einen rührenden Bericht zu senden gehofft hatte, saß ein paar Stunden in der Victoria und segnete mein Geschick, als endlich der Lokalzug mich von Jerez, seinem Glühlicht und seinem Weingeruch, von welchem alle Straßen voll sind, befreite. Ganz Jerez ist gleichsam eine englische Bodega. Selbst die Glocken, die von den Thürmen erklingen, rufen ein verständliches negócio — business! business — negocio!

Welch hübsche Fahrt, der erfrischenden Meerluft entgegen, als ginge es in die Lagunen Venedigs hinein! In der That erinnert diese ganze Landschaft stark an das Nordende des adriatischen Meeres, das Sumpfland der Lagunen und an Venedig. Denn Cadix hat dieselbe weit ins Meer vorgeschobene Lage, wie die Lagunenstadt, und denselben sandigen Lido, welcher dem Wogenandrange wehrt. Erblicken wir die Stadt von Puerto de Santa Maria aus, also in einer Entfernung von acht Kilometer, so erscheint ihr Lido, welcher sie mit dem festen Lande verbindet, fast versunken; aber die Stadt schwimmt hoch und gewaltig auf der Meerfluth; wie ein weißes, lichtes Märchen, wenn man es poetisch ausdrücken will; wie eine ungeheure, tausendspitzige Zuckertorte, nach prosaischer Auffassung. Nie hatte ich mir dieses Bild von Cadix gemacht, dem sich an Eigenthümlichkeit, Lichterglanz, Form, Lage, Erscheinung, keine Stadt Europas vergleichen darf, selbst Venedig nicht. Denn die Königin der Adria schwimmt tief im Meere, wie eine Taucherente, aber Cadix steigt auf seinem Muschel- und Austernfelsen hoch hinauf über die Wässerfläche und hebt das Diadem ihrer Thürme stolz in die blaue Luft. In der Morgensonne ist das ein Leuchten, Glänzen und Schimmern, als erblickte man die Spitzen des in die Fluthen versunkenen Berninastocks.

Vielleicht ist die Wirkung, wenn wir von Osten kommen, schon deßhalb so groß, weil die Eisenbahn sich fast im Niveau des Meeres befindet und in weitem südlichen Bogen die prächtige Bai umkreist, über welcher diese wunderbare Stadt aufsteigt. Man fährt gleichsam um sie herum, ohne sie zu erreichen. Man denkt an das Bild von dem Licht und der

Motte. Auch wird die Wirkung verstärkt durch den eigenthümlichen Charakter der zu durchfahrenden Landschaft: ein stundenweites, braun-grünes, von tausenden von Kanälen durchschnittenes Sumpfterrain, dessen Oberfläche nur von weißlich-grauen Salzpyramiden belebt wird, dem einzigen Ertrage dieses Bodens, der halb trocken, halb mit Meerwasser bedeckt, ein seltsames Amphibium darstellt. Viele Stunden weit ist das Land schachbrettartig, oder vielmehr wie ein Waffeleisen, in tausende von flachen Salzgruben (Salinas) getheilt, die, mit einem Rande eingefaßt, das Meerwasser zur Zeit der Fluth aufnehmen und dann geschlossen werden. In der Gluth des Sommers verdunstet das Wasser schnell; das zurückgebliebene Salz bedeckt den Boden in einer einzigen weißen Schicht; es wird aufgesammelt und in die erwähnten Pyramiden gebracht. Geradeso verdunsten die Salzsee'n Kastiliens und Andalusiens, aber die Herbstregen lösen die unbrauchbare Masse immer wieder auf.

Wir passierten Puerto de Santa Maria, wohl der älteste Hafen an dieser Küste, mindestens viel älter als Cadix, den Guadalete und die Fischerstadt Puerto Real, tief im östlichen Winkel der „Bahia“ gelegen, weiter den Kriegshafen la Carraca und das Städtchen San Fernando. Man befindet sich hier schon auf der aus der neuern spanischen Geschichte bekannten Isla de Leon, welche von dem „Festlande“ (so kann man dieses Salinenterrain nur uneigentlich nennen!) durch den Kanal von Santi Petri getrennt wird. Dann aber wenden wir uns bei dem „Dicken Thurm“ scharf nach Norden und fahren auf dem sandigen Lido, einer förmlichen Nehrung, oft so nahe am atlantischen Ozean, daß der Salzschaum in unsere Wagen spritzt.

Der atlantische Ozean! So war auch das kein Name länger für mich! — Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich glitten meine Gedanken weit hinauf nach Norden, und ich gedachte des russischen Eismeeres, des eigenthümlichen Felsens von Vardö und des Fischgeruchs vor den Hütten der See-lappen. Hier aber wuchs die Aloe unmittelbar aus dem Dünensande, und auf der Bai wiegten sich Barken mit lateinischem Segel.

An einer Stelle wird die Nehrung so schmal, daß sie kaum Raum hat für die Eisenbahn und die alte Landstraße, welche mit der vielbogigen Wasserleitung (aus dem Guadalete) ununterbrochen auf einem Damme läuft. Hier sperrt das Fuerte la Cortadura den Weg. Die Eisenbahn weicht erschreckt auf den „innern Strand", wie unsere Bewohner von Hela sagen, und gestattet einen Blick auf das Kastell von Puntales und den gegenüberliegenden Trocadero. Dann tauchen die Bodegas und Fabriken der Engländer auf, der alte Stiercirkus und die Vorstadt San José mit ihren blauen, an Valencia erinnernden Azulejoskuppeln. Ueberall im Dünensande Gärtchen mit Gemüse, Kaktus- und Aloehecken. Nun steigt links der Muschelkalkfelsen an Cadix auf, mit seinen jedes sonstige Maaß überschreitenden hohen Festungsmauern; rechts öffnet sich der Hafen und wir halten am „Muelle".

Die erste Frage meines „Demandadero" — so heißen hier die Gepäckträger — lautete, ob ich nach Amerika wolle. Und das sprach der Mann so gelassen aus!

Ich habe Cadix nun wiederholt und in allen Richtungen durchwandert und muß Dir gestehn, hier ist ein Märchen verkörpert. Immer wieder muß ich an Venedig, mit dem Cadix allein verglichen werden könnte, denken: und doch sind sie wieder von einander so verschieden, daß nothwendig jeder Vergleich hinkt. Was sie einander so ähnlich macht, ist die isolierte Lage mitten im Meer, die Sauberkeit der Häuser, der Farbenreichthum der Häuserfronten, die Stille der Straßen, der lichte blaue Himmel. Aber Venedig liegt, wie schon gesagt, tief im Wasser, Cadix hoch auf seinem Felsplateau, das auf- und niedersteigt, in Höhen und Tiefen sich hindehnt und ringsum nach dem Meere steil abfällt. Venedig öffnet seine Kanäle frei nach jeder Seite hin, Cadix ist mit einem eisernen Gürtel gewaltiger Mauern umgeben und hat nur zwei Thore im Süden und Osten: das Land- und das Wasserthor. Keine Welle beunruhigt Venedig; aber Cadix umwogt der Ozean mit einer Gewalt, daß der Fremde niemals auf diesen „Recintos" und „Baluartes" gehen kann, ohne für das einstige Schicksal der Stadt zu fürchten. Und in der That, ohne die künstliche Mauereinfassung, daran die Fluth immer schlangengleich hinaufleckt, möchte das Loos von Cadix kaum für ein zweifelhaftes zu erachten sein. Sicher hat der Muschelfelsen einst eine weit größere Ausdehnung gehabt als heutzutage, wo sein Umfang etwa sieben Kilometer beträgt. Jene „Puercas" und „Cochinos" im Norden, wahre Schären, darüber das Meer immer brandet (kleine Leuchtthürme darauf warnen nachts die Schiffer), waren einst nichts als Theile der hohen Muschelbank, welche im Süden

mit den „Corrales" an der Vorstadt San José endigte und jetzt die Stadt Cadix auf ihren Rücken trägt. Zur Zeit strecken sich westlich noch zwei Felsbänke von dem Cadixer Massiv in den Ozean. Die eine kleinere im Norden bei dem Fort der heiligen Katharina, die andere im Süden mit dem Fort des heiligen Sebastian und dem großen Leuchtthurm auf ihrer Spitze. Diese Bänke, welche bei der Fluth größtentheils überschwemmt und bereits von mehreren Rinnen gefurcht werden, sind dem Untergange geweiht und werden sich einst in ebenso vollkommene Schären verwandeln wie jene Puercas, Cochinos und Corrales.

Was Cadix so gewaltig macht, ist der Blick auf den Ozean, der bald mit seiner ganzen Gewalt an diese Mauren anstürmt, bald nur in leichten Wellenschwingungen ihren Fuß berührt; dieser Ozean, welcher den Anwohnern des ruhigen Mittelmeeres immer so imponierte, schon wegen der räthselhaften Erscheinung seiner Gezeiten, für welche sie so wunderliche Deutungen ersannen. Aber auch ohne die Fluth ist der Charakter des atlantischen Ozeans von dem des Mittelmeeres so weit verschieden, daß wir wohl das Erstaunen und die Märchen begreifen, welche sein Anblick ins Leben rief. Die klugen Semiten wußten dieses Grauen zu überwinden, indem sie zu den nördlichen Zinn-, Bernstein und Fischländern und den Westküsten Afrika's schifften, aber die Griechen kehrten erschreckt um. Noch im vierzehnten Jahrhundert war der atlantische Ozean, wie uns die Dantische Beschreibung der Fahrt des Odysseus zeigt, ein Gegenstand der Furcht und des Entsetzens.

Stehst du hier auf dem einsamen weißlich glühenden

Recinto del Sur, zur Linken die Thürme und Kuppeln der beiden Kathedralen und den neuen Stiercirkus, zur Rechten das Presidio und das Fort des heiligen Sebastian, so blickst du gerade in jene Regionen hinein, aus welchen uns bekannte große Gestalten anschauen: ein Bartholomeu Diaz, Vasko da Gama, Columbus und Magalhaës. Nicht weit von uns ist Palos, von wo einst ein paar gebrechliche Fahrzeuge ausgingen, um unsere Kultur in große, ungeahnte Bahnen zu lenken. Wir denken an Lagos, das Cap São Vicente und an Heinrich den Seefahrer. Fast erblicken wir im Süden die Küste von Marokko, von wo einst die Araber und Berbern in die iberische Halbinsel einbrachen, wo aber auch die portugiesische Seeherrschaft den Todesstoß erhalten sollte, als Dom Sebastian, Portugals Karl XII., den Tod bei Alkasser Kebir fand. Wir denken an noch ältere Ereignisse: den Zug des Karthagers Hanno, den Versuch des Sertorius, die kanarischen Inseln, und folgen mit erhöhter Theilnahme einem Alexander von Humboldt, welcher vor achtzig Jahren über dieses Meer zu seiner wissenschaftlichen Entdeckung Amerikas zog.

Wir stehen hier wohl zwanzig Meter hoch über den Wogen, welche den Tang vom Grunde losreißen und die gelben Massen an die Mauern wälzen. Unzählige Vögel, namentlich Möven (gaviotas), weiden hier nach Fischen: dem San Pedro, dem Salmonete, dem Jurel und dem Mero, von welchem die Spanier lobpreisend sagen:

En la tierra el carnero,	(Auf dem Lande der Schöps,
En la mar el mero.	Im Meer der Mero).

Auch die Leute werfen hier immer ihre langen Angelschnüre aus, und wir bewundern die sprüchwörtliche „paciencia de un pescador de caña“. Die Kinder aber lassen ihre „Bariletes“ (Fäßchen, Alfe) fliegen.

In der Mauer oben befindet sich hier und da eine Art Thüre. Wiederholt habe ich gesehen, wie die Leute mit ihren beladenen Eseln oder ihren Wagen hier hielten und den Bauschutt oder allerlei Küchenabfälle und städtischen Unrath hinab in das Meer schütteten. Nun, das Meer ist ein geduldiger italienischer „Immondezzajo“; man füllt es so leicht nicht aus und beschmutzt es auch nicht. Wahrscheinlich locken diese Abfälle aber gerade die Fische an, und im Trüben ist ja gut fischen.

An diesem einsamen Recinto mit dem gewaltigen Ausblick malte vor nun gerade zweihundert Jahren der große Murillo seine Verlobung mit der heiligen Katharina in der nahen Kapuzinerkirche, fiel dabei vom Gerüst und starb den zweiten April an den davongetragenen Verletzungen. Das Kloster ist jetzt ein Irrenhaus. Wer aber einen ganz merkwürdigen Eindruck haben will, der weile in dem zur Kirche führenden Vorhofe, wo man sich rings von blendend weißen Mauern umgeben sieht und über sich nichts hat als den stahlblauen Himmel.

Man weiß in Cadix niemals, ob es schöner ist, in diesen engen, aber schnurgeraden Straßen mit den saubern buntbemalten Häusern zu wandeln, auf diesen prachtvollen schattigen Plätzen unter immergrünen Eichen, Ulmen und Akazien zu sitzen, oder hinauszublicken von den Baluertes, den erfrischenden „Delicias“ und dem „Salon der Christina“ auf die weite

Wasserfläche, auf die Bai von Cadix und das jenseitige hochaufsteigende Ufer mit Rota, dem Castillo de Santa Catalina und dem schönen Puerto de Santa Maria an der Mündung des Guadalete. Die Spanier sind Meister in der Anlage von Alamedas und stillen schattigen Plätzen mitten in ihren Städten. Aber eine Stelle, wie die Plaza de Mina, die nichts ist als ein kolossaler sevillaner Patio, überrascht doch selbst den verwöhntesten Reisenden. Und nun gar die Alameda de Apodaca, mit ihren Palmen und Statuen, und dem merkwürdigen Stieg über die Mauer tief hinab zu den Seebädern, um welche sich die Möven schaukeln; ferner der Blumengarten mitten in den Delicias, den eine hohe Mauer gegen den Seewind schützt!

Ich habe auch das Hospital mit vielen Augen- und Lungenkranken besucht, welche in großen hohen Sälen bei stets geöffneten Fenstern sich mit der Lektüre von Zeitungen und Rauchen von Cigarritos beschäftigen und sich very comfortables fühlen; ferner das Hospicio, eine musterhafte Waisen- und Verpflegungsanstalt für alte und gebrechliche Personen, deren es hier zur Zeit eintausend giebt, und Alles von einer unübertrefflichen Ordnung und Sauberkeit, so daß ich — offengestanden — ganz beschämt davon ging, unserer kummunalen und staatlichen Institute der Art gedenkend. Wohlthätigkeit entspringt dem Gemüth, nicht dem Pflichtgefühl; darum werden geistliche Orden, Vereine und von Frauen geleitete Anstalten ihren Zweck ganz anders erreichen als staatliche Einrichtungen. Vielleicht hat der protestantische Staat nichts Schlimmeres aufzuweisen als seine Gesetze betreffend das Armenwesen und seine Armenverpflegungsan-

stalten. Und nun gar der Zustand der sogenannten „Ortsarmen“! Fürwahr wenn der Katholicismus mit Grund auf den Protestantismus hinabblicken will, so braucht er nur auf seine Wohlthätigkeitsanstalten hinzuweisen. Und das gilt ganz besonders von Spanien, wo ein Deutscher in allem was Liebe, Freundlichkeit, Herzensgüte und wahre Menschlichkeit betrifft, aus der Bewunderung nicht herauskommt.

Ich besuchte nach dem Hospicio den Leuchtthurm am westlichen Ende des Forts San Sebastian und stieg in 176 Stufen bis zur „Farola“, einem Blinkfeuer, mit abwechselndem weißen und rothen Licht, und zu der Galerie (azotea) hinauf, ohne, wie mein Führer befürchtete, vom Schwindel belästigt zu werden. Dieser Führer war mir insofern merkwürdig, als er kein Trinkgeld annahm, was mir in Spanien auch sonst nicht selten vorgekommen ist. Vom Thurme blickt man rings hinab auf den flachen felsigen Meeresgrund, in welchem die Wellen unzählige Töpfe (ollas) ausgewühlt haben: der Beginn des allgemeinen Zerstörungswerkes.

Mit eigenthümlichen Empfindungen stand ich vor der Kirche des San Felipe Neri und las die Tafel, welche kündet, daß hier 1812 die Cortes tagten, „que formaron el código de 1812, fundamento de las libertades patrias, que abolieron el inicuo tribunal de la inquisicion y que con su energía defendieron el pais contra las huestes de Francia“. Dann mag die Konstitution von Cadix für Spanien immerhin verfrüht gewesen sein, ihre Bedeutung für Europa läßt sich nun ein Mal nicht unterschätzen; hat sie doch selbst dem norwegischen Grundgesetz zum Muster gedient. Ein großes effektvolles Bild in der hiesigen Gemäldegalerie an der Plaza

de Mina von Ramon Rodriquez stellt die Junta von Cadix dar, wie sie dem Volke die Antwort bekannt macht, welche sie dem Marschall Soult, auf dessen Aufforderung, Cadix den Franzosen zu übergeben, ertheilt hatte. Diese Antwort lautete:

La ciudad de Cádix, fiel á los principios que ha jurado, no reconoce otro Rey que el Sr. Don Fernando VII.

Dieses geschah am 7. Februar des Jahres 1810. Cadix vertheidigte sich sodann drei Jahre lang, bis die Belagerer zum Abzuge gezwungen wurden.

Und wie lohnte dieser Don Fernando so viele Treue? — — Nach Spanien sollte gehn, wer die Tyrannei in ihrer häßlichsten Gestalt kennen lernen will.

Glücklicherweise empfängt man hier auch andere Eindrücke und bereichert sein Wissen ganz zufällig. So habe ich hier aus einer Zeitung gelernt, daß der Ausdruck la adoracion de la Cruz (bekanntlich der Titel eines Dramas von Calderon) keineswegs wörtlich mit „die Andacht zum Kreuze" zu übersetzen ist, sondern einfach der „Gnadenweg" bedeutet. Denn wie lautete hier eine Zeitungsnotiz? — Reales decretos concediendo, en el acto de la adoracion de la Cruz, por Su Magestad el Rey, indulto de la pena de muerte impuesta à Jonquin Nadal etc. Der König verläßt also en el acto de la adoracion de la Cruz, das heißt im Gnadenwege, die Todesstrafe. In derselben Zeitung empfahl sich übrigens eine fünfundzwanzig Jahre alte ama de cria (Amme) „con leche (Milch) de 21 dias, robusta" etc., was als ein Ausdruck spanischen Lebens nicht uninteressant ist.

Cadix theilt sich augenscheinlich in zwei verschiedene Theile: den südlichen, hochaufsteigenden, mit der Kathedrale, welcher gleichsam den Griff des ausgebreiteten Fächers bildet, und den nördlichen, den Fächer selbst. Beide sind getrennt durch eine die ganze Insel (denn das war Cadix ursprünglich) durchschneidende Einsenkung, welche westlich an der Bucht Caleta und östlich am Hafen endigt; eine Vertiefung, welche einst, als ganz Cadix noch ein Stück niedriger lag, mit Wasser bedeckt gewesen sein muß. Doch das gehört der vorhistorischen Zeit an. Ueber die südliche Höhe breitet sich die alte Stadt mit engen krummen Gassen aus und mit jenen Schänken, in welchen die „improbae Gaditanae“ schon vor zwei Jahrtausenden ihre leichtfertigen Tänze ausführten; dieselben Tänze, welche die Römer der Kaiserzeit so bezauberten. Die größere nördliche Hälfte von Cadix steigt von der gedachten Einsenkung, als deren Centrum man den Platz der Isabella II. mit dem Rathhause bezeichnen kann, langsam nach Nordwesten auf, um überall zum Meere steil abzufallen. Ihren höchsten Punkt, und zufällig genau die Mitte der Stadt nimmt die Torre de la Vigía, der Wachtthurm ein, auch Torre de Tavira genannt, eine prächtige Warte, wie sie einer so großen Stadt von fünfundsechszigtausend Einwohnern ziemt; oben mit einer Seewacht, welche beständig in die Weite schaut, wenn auch nicht mit demselben Eifer wie vor Jahren, wenn man die große Silberflotte aus Amerika erwartete. Es war an einem unglücklichen Junitage im Jahre 1596, als keine Wache die Einnahme und Plünderung der Stadt durch Lord Essex zu hindern vermochte, wobei dreizehn Kriegsschiffe und vierzig große ameri-

kanische Galleonen zerstört wurden. Wäre schon damals die Gibraltar-Idee in England lebendig gewesen, die Spanier würden diesen Muschelfelsen für immer verloren haben. Zwei andere englische Angriffe von 1625 und 1702 mißlangen glücklicherweise. Aber im Jahre 1823 mußte Cadix, nach dem Fall des Trocadero, sich dem Herzog von Angouleme ergeben.

Man steht hier oben wie in einem Mastkorbe und schaut erst auf das weiße Meer der Stadt, die Tazita de Plata, die „silberne Tasse", wie die Spanier sie nennen, und weiter ringsum auf den tiefblauen Ozean. Nur im Südosten setzt sich die Stadt in dem schmalen sandigen Bande fort, das an der Isla de Leon endigt. Mein Begleiter verglich diese Nehrung mit dem Stock einer Fliegenklatsche, an welche die Gestalt von Cadix allerdings auch erinnert.

Hier oben erkennen wir staunend, daß Cadix aus zwei Städten über einander besteht; nämlich aus den Häusern, welche wir in den Straßen erblicken, und aus den darauf gestellten flachen Dächern mit ihren Ausbauten und Azoteas (Aussichtsthürmen), welche alle zusammen eine förmliche obere Stadt bilden. Bei Tage wohnen die Menschen in ihren Häusern unten. Aber gegen Abend, wenn die kühle Meeresluft weht, dann steigen sie oben hinauf und ergötzen sich in der Frische des Abends und der Nacht. Dann erschallt überall Musik und Gesang und unzählige Lichter beleuchten diese heiteren Scenen.

Natürlich sind auch diese Dächer, Erker und Thürme alle geweißt, und so blicken wir vom Thurm der Vigía gleichsam auf ein endloses Schneefeld oder auf einen in

tausende von Blöcken und Nadeln zerspaltenen Gletscher. Die dunkeln Straßen in diesem Labyrinth könnten wir mit Gletscherspalten vergleichen; freilich erblicken wir von hier oben auch nicht eine einzige.

Aber ich bin jetzt mit Cadix zu Ende, obwohl ich dir noch von meiner Seefahrt nach Puerto de Santa Maria und drei maurischen Juden aus Tánger erzählen könnte. Aber da ich die „Navajos", die Weingrubengärten in den Dünen, welche Willkomm so schön beschreibt, nicht mehr zu sehn bekam, so sage ich weiter nichts.

Ich will nur noch bemerken, daß ich in Herrn Georg Müller, dem Besitzer der Litografia Alemana, einen sehr unterrichteten Mann kennen lernte, und hier vortreffliche Pläne und Ansichten von Cadix erhielt. Es ist aber charakteristisch für Spanien, daß, wie Herr Müller versicherte, von einer Auflage der Art in vielen Jahren vielleicht nur fünfzig Exemplare abgesetzt werden. Noch immer gilt von Cadix der Ausspruch eines Franzosen:

Les lettres de change y sont les belles lettres.

Badajoz, den 14. April 1882.

Wie seltsam mir das vorkommt: Regen in Spanien! Ist er das Guadianathal hinaufgekommen über den „Wolfssprung" (Pulo do Lobo), oder über das portugiesische Hochland von Évora und Elvas? Macht es die feuchte Nähe der „iberischen Niederlande"? Es muß wohl das Letztere

sein. Denn das Guadianathal ist von einer köstlichen Frische und die üppigen Getreidefelder stehn in Aehren.

Niemals habe ich eine schönere Musik gehört, als dieses Klatschen des Regens auf die breiten Steinplatten des Platzes vor meinem Fenster. Wie da erst einem Landmann zu Muthe sein muß!

Ich verließ Cadix gestern in der Frühe mit einem freundlichen Deutschen aus Sevilla, der mir manches Interessante mittheilte, zum Beispiel, daß es in Andalusien so gut wie gar keinen Hagel gebe. Ich möchte hinzufügen, daß ich bis jetzt keine Kornblumen zu Gesicht bekommen habe; dagegen nun schon wiederholt Störche, ja sogar ein großes Storchnest auf dem Thurme von Posadas, westlich von Cordova.

Der Sakristan in der Meskita empfing mich mit dem freundlichsten Gesicht, als ich ihn bat, mir nochmals die Kapelle des Mihrab aufzuschließen.

Es kommt so selten ein Fremder wieder, — meinte er.

Am folgenden Morgen, fast noch in der Nacht, hinaus zu dem kleinen Bahnhofe der Zweigbahn nach Bélmez und Almorchon. Freilich die Stunde schlug, aber der Abgang verzögerte sich noch eine und eine halbe Stunde, so daß selbst die Spanier ungeduldig wurden, was mich in das größte Erstaunen versetzte. Die Eisenbahn steigt die Morena hinan, ein hügeliges Schiefergebirge mit frischer Vegetation. Der Nebel braute in den Tiefen und nahm uns den Blick auf Andalusien. Oben befindet man sich etwa sechshundert Meter hoch und steigt ein wenig hinab in das Thal des Guadiato und zu den Kohlenfeldern von Espiel, Bélmez und Peñaroya. Ueberall qualmen die Oefen, sind die zu Ziegeln

geformten Kohlen aufgeschichtet. An einer Steell steigt aus einem brennenden Kohlenfelde dichter Rauch auf. In Bélmez empfing eine junge Frau ihren heimkehrenden Mann mit lauten, herzdurchdringenden Schreien. Sie hielt ihn krampfhaft in ihren Armen fest und küßte und herzte ihn wie ein Kind. Ihre Freude nahm fast den Ausdruck von Wahnsinn an. Die äußere Ruhe der Spanier birgt denn doch ganz andere Tiefen, als wir flüchtig Reisenden anzunehmen geneigt sind.

Man befindet sich hier oben im Gebiet des centralen spanischen Hochplateaus; zackige Felskämme durchbrechen den sterilen Boden, die Aecker sind mit Steinen übersät. Die Vegetation beschränkt sich auf Encinen, welche, entästelt, blutrothe Wunden zeigen, und auf prachtvoll blühenden Cistus, den die Spanier „Jara" nennen. Je näher man Estremadura kommt, um so öder wird die Landschaft; große Schafheerden bezeichnen die öden Weidegebiete der Mesta. Der Guadiana fließt einsam durch diese weiten Ebenen; in der Ferne tauchen vereinzelte Bergzüge inselartig auf: die Sierra de Montanchez und Guadelupe.

Ich fuhr durch diese einsamen, uninteressanten Gegenden mit einem deutschen Ingenieur aus den Bergwerken bei Llerena, der mir mancherlei kuriose Mittheilungen machte und ebenfalls die Verwandtschaft im Charakter der Deutschen und Spanier hervorhob.

Die römischen Bauwerke in Mérida haben nichts von der Pracht und Solidität der italienischen; sie machen den Eindruck einer schlechten, flüchtigen Copie.

Badajoz, eine der stärksten spanischen Festungen, liegt

auf der Südseite des Einschnittes, welchen der Guadiana gebildet hat, indem er den von Norden nach Süden streichenden Höhenzug durchbricht. Es wird überragt von dem Castillo, dessen Felswand nach dem Fluß steil abfällt. Ihm gegenüber, auf der nördlichen Seite des Guadiana, steigt das Fort von San Cristóbal auf. Der Besitz eines dieser Punkte entscheidet das Loos der Stadt. Der spanische General José Imaz verkaufte im März 1810 die Festung an Soult. Ihre Wiedereroberung, zwei Jahre später, kostete den Engländern unter Wellington Ströme von Blut. Dergleichen Erinnerungen mitten unter all den friedlichen Scenen kommen dem Fremden immer ganz seltsam vor.

Lissabon.

Auf der Fahrt nach Lissabon, den 15. April 1882.

Wundre Dich nicht, daß ich Dir aus einem portugiesischen Eisenbahnwagen schreibe: ich habe dazu Ruhe und Zeit genug. Um nicht die Nacht hindurch zu fahren, wählte ich den Güterzug, welcher mit portugiesischer Bemannung Badajoz am frühen Morgen verläßt, und hatte die Ehre, als der einzige Passagier, die portugiesische Grenze passirend, bis Elvas, ja noch weiter nach Portugal hinein zu fahren, so daß ich — abgesehen von der Geschwindigkeit — mich in einem Extrazuge wähnen durfte. Der einzige Schaffner, zugleich Zugführer, ein menschliches Rühren empfindend, nahm sehr bald in meinem Coupee Platz, nachdem er sich überzeugt hatte, daß ich kein Spanier wäre; denn diese so nahe verwandten Völker hassen sich mit einer Konsequenz, die Achtung verdiente, wenn es nicht gar so thöricht wäre. Seinem Beispiel folgte in Portalegre ein Fiskal, ein Polizeibeamter, welcher sich herabließ, von mir eine Tasse Kaffee anzunehmen, während dem Schaffner meine spanischen Cigarritos sehr gut bekamen. Der dritte Portugiese, welcher zu mir, nicht einstieg, sondern getragen wurde, war ein auf seiner Lokomotive erkrankter Heizer, der sich im Fieberfrost schüttelte und gleichfalls meine Cigarritos rauchte, aber mit demselben entschiedenen Mißerfolge wie unsere frühreifen Quartaner.

Mit diesem portugiesischen Kleeblatt fahre ich also durch Portugal; wir vertragen uns vortrefflich, beschauen uns Land und Leute und treiben allerlei Sprachstudien. Ich erfahre hier Dinge, von denen sich weder meine portugiesische Grammatik, noch ich selber mir jemals habe das mindeste träumen lassen. Daß ão wie das französische an, oder besser wie ein zusammengeschmolzenes an-on lautet, wußte ich bereits; denn der portugiesische Til (titulus) ~ ist ein Schleifezeichen, gleichsam für einen Diphthong. Daß aber s am Ende der Wörter und vor c meist wie sch gesprochen wird, war mir ganz neu. Darum heißt die portugiesische Münze von einhundert „Reis" (reales) zwar tostão, das heißt toston; aber mehrere tostões werden ausgesprochen: tostonsch, oder vielmehr bei schnellerer Rede: stonsch, fast stoisch (die Vokale immer stark durch die Nase gesprochen). João (Johann, das spanische Juán) lautet natürlich Joan-on, das heißt mit französischer Aussprache, so nasal und so kurz als möglich; em am Ende der Wörter wie das französische in; ein trem (Wagen) lautet also trin. g ist das französische j; z. B. in estalágem, Station, parágem, Aufenthalt. Ch darf beileibe nicht wie im Spanischen, also nicht tsch ausgesprochen werden, sondern nur wie sch. Chuva, Regen, das lateinische pluvium, das spanische lluvia, lautet also schuva; ebenso chama, chorar, achar, den spanischen llama, llorar, hallar entsprechend. Ich fragte, ob man in Portugal den fallenden Schnee wirklich chuva branca, „weißen Regen" nenne, wie Willkomm erzählt; sie versicherten jedoch, daß sie diesen Ausdruck nicht kennten; man spreche höchstens von einem chuva de neve. Das ch, z. B. in: come se chama? (spanisch: llama, wie nennt man?) sprechen

die Portugiesen ganz vorn an den Zähnen aus, noch weit mehr als die Spanier ihr ch, etwa so wie das dänische sj. Das portugiesische o klingt unserem Ohre meist wie u, geradeso wie in Schweden; i ist oft auffallend lang, z. B. in isto, moinho; e hat, wie auch im Spanischen, selten den spitzen Ton des deutschen e in gehn, sondern klingt entweder ganz kurz, oder breit wie ä; also Tejo wie Tähjo, fast Taijo.

Die Bildung der Wörter nähert sich im Portugiesischen weit mehr dem Italienischen als dem Spanischen; man kennt hier nicht den gutturalen Klang des spanischen j, das hier immer sch lautet, nicht die Verwandlung des f in h, z. B. in hijo, nicht das durchgehend scharfe s. Leite, Milch, entspricht dem italienischen latte (spanisch: leche); für: sich aufhalten, sich niederlassen, braucht der Portugiese ein ficarse, wie der Italiener. Das lateinische passer (Sperling) ist im Spanischen zu einem pájaro (Vogel) geworden, aber die Portugiesen und Italiener sagen übereinstimmend: pássero.

Die Spanier werfen den Portugiesen dagegen die nasalen Vokale vor, welche Willkomm, ein Portugiesenhasser, „unkenartige Nasallaute" nennt. Mir wollen sie kaum so stark scheinen wie im Französischen. Daß sie übrigens nicht von den Franzosen hier importirt sind (ein an sich kaum denkbares Beginnen), sondern dem Portugiesischen vonhause aus eigen sind, zeigt der Umstand, daß die sprachverwandten Galicier eben dieselben Nasallaute besitzen.

Nur ein Wort haben die Portugiesen entschieden von den Franzosen übernommen: das häßliche merci! wofür man freilich auch obligao (obligado) sagt; und von den Spaniern den Fluch: caramba!

Uebrigens giebt es hier für unser bitte! den sehr bestimmten Ausdruck: com licença; permita! während den Spaniern ein solcher eigentlich fehlt.

Gelegentlich hörte ich hier auch ein Sprüchwort. das sich vor allem ein Reisender merken sollte: Não se apanham moscas com vinagre, „man fängt keine Fliegen mit Essig“.

Da die Fahrt mir genügende Zeit dazu läßt, so hole ich aus Spanien noch zweierlei nach. Der preußische Gesandte, von welchem ich bei Aranjuez sprach*), ist, wie mir Freund B. aus Madrid nach Cadix schrieb, jener Major Gualtieri, welchen einst Heinrich von Kleist als Legationsrath begleiten sollte, ein excentrischer aber geistvoller und entschlossener Mensch, von einer höchst undiplomatischen Offenheit, des Deutschen nicht sehr kundig, aber fortwährend streitend und stark in paradoxen Behauptungen. Am rücksichtslosesten war er gegen sich selbst. Er ignorirte das Klima in Madrid und Aranjuez, gehorchte keinem Arzt und starb an einem vernachlässigten Fieber. Das fanatische Volk pfiff den Leichenzug dieses „Juden“ nicht bloß aus, sondern bewarf ihn auch mit Steinen.

So weit diese madrider Notiz.

Jeder Fremde in Spanien sollte, auch wenn er selber nicht raucht, immer ein Päckchen Cigarillos bei sich führen, um sie überall, wo er mit Jemand in Verbindung tritt, ebenso

*) Band 1 Seite 286.

anzubieten, wie bei uns etwa eine Prise aus einer Dose. Die Papiercigarre ersetzt die Vorstellung; sie ist eine Einleitung zu einer Unterhaltung; man braucht nicht mit dem Wetter zu beginnen und kann sich sofort in medias res stürzen. Kein Spanier, und wäre er der vornehmste, wird je die Annahme einer solchen Cigarre verweigern, weil es als eine ungemeine Unhöflichkeit gelten würde. Aber man hüte sich wohl, einem Manne, er sei denn etwa ein Bettler oder sonst ein armer Mensch, der keinen Anspruch auf den Titel Caballero („Herr") erhebt, mehrere dieser Cigarren zum Präsent, oder als Belohnung anzubieten. Die Schildwache im Fort San Sebastian in Cadix nahm ruhig mein Päckchen Cigarren als quasi Bestechung an; aber ein Bürger in der Stadt, welcher mir den Weg zum Vigíathurm zeigte, wollte schier aus der Haut fahren, als ich ihm bona fide mehrere Cigarren aus dem Päckchen darreichte. Mein Lebtag werde ich seinen Ruf der Entrüstung nicht vergessen, dieses einzige: Señor! das halb zornig, halb traurig, jedenfalls so tragisch klang, wie ein Vorwurf aus dem Médico de su honra. Wir Deutschen nennen dergleichen Aeußerungen in Spanien Stolz: eine durchaus falsche Bezeichnung. Niemand ist weniger stolz, das heißt abwehrend und eingebildet, als der Spanier; aber er besitzt die lebhafteste Vorstellung der Menschenwürde und hält darum jeden Menschen für seinen Bruder, ja seines Gleichen, auch wenn derselbe auf der sozialen Stufenleiter weit über ihm stehen sollte. Der Spanier hat keine Vorstellung von jenem Respekt, der den Russen, ja den Engländer erfüllt, wenn er mit einem Höhergestellten zusammentrifft. Ihm ist jeder Mensch in erster Reihe nichts als ein Mensch.

Darum nannte ich die Spanier schon früher ein Mal die demokratischeste Nation, die ich kennen gelernt habe. Der Spanier hält sich ohne Weiteres für berechtigt, seinen Stuhl von Espartogeflecht mit dem Ministerfauteuil, dem escaño azul, zu vertauschen; er trägt natürlich auch die Anwartschaft auf den Marschallsstab mit sich herum. Er begreift freilich nicht, daß eine höhere Stellung auch ihre besonderen Voraussetzungen hat. Denn die ewigen Revolutionen haben in Spanien alle Unterschiede aufgehoben, alle Begriffe verwirrt. Man respektirt nichts und fürchtet nichts. Von Gehorchen ist erst recht nicht die Rede. Wie liebenswürdig aber diese Unbefangenheit der Spanier sei, lehrte mich ein Bettler in Sevilla. Als ein solcher uns bei Gelegenheit der Pasos ein Mal ansprach, sagte ich zu Freund U.: wir wollen ihn in Verlegenheit setzen, und hielt ihm mein Päckchen mit Papiercigaretten hin. Aber welche Enttäuschung! Der Bettler nahm eine einzige Cigarre mit dem Anstande eines echten Caballero, bat um Feuer, zündete die Cigarre an und dankte mit einer leichten Verbeugung.

Wir sahen uns beide lachend an.

Lissabon, den 18. April 1882.

Denke Dir die weite saubere Ebenenstadt Sevilla in eine Berglandschaft versetzt, den Fuß im Meere badend, das Haupt hoch erhoben in den tiefblauen, feuchten portugiesischen Himmel, und Du hast eine Vorstellung von diesem merkwürdigen Lis-

bóa (oa nicht nasal gesprochen), dem alten an Ulysses erinnernden Olysippo, welches die Araber später in Oloschbuna korrumpirten; dieser Königin des Tejo, welcher der breiten Meeresbucht, daran die Stadt liegt, seinen Namen gegeben hat; diesem uns durch das Erdbeben von 1755 so bekannt gewordenen Erdwinkel im fernsten Westen Europas, mit dem merkwürdigen, auf- und abwogenden Häusermeer, das in meilenweiter Ausdehnung die steilen Schieferhöhen und tiefen Bergschluchten gleichsam überfluthet und von seinen Thürmen, Praças und Terrassen einen Ausblick gestattet, wie wenige Städte Europas. Und dazu diese Luft, kommend von der Fluth des atlantischen Ozeans, gemischt mit dem Duft der Orangen aus den „Pomars“, welche die Hügel bedecken, und der Akazien, welche in langen Reihen den Promenaden Schatten geben und die breiten Kais und Aterros des „Rio“ beleben! Und weiter diese Wärme, welche in ihrer Höhe von dreißig Grad Celsius allerdings selbst für Lissabon ungewöhnlich sein mag, aber doch nun ein Mal in den Süden ebenso hingehört, wie die Winterkälte nach Petersburg.

In der That, der Portugiese in unserer Pension zu Sevilla hatte Recht, wenn er seine Vaterstadt pries. Hier ist wieder Europa, wieder heimische Luft, wieder Behagen und Civilisation. Es ist wie eine Einkehr in ein vornehmes, freundlich ausgestattetes Alpenhotel, nachdem man tagelang in Gebirgswüsten umhergeklettert und gesättigt ist von all den interessanten, aber unbequemen Dingen in Natur- und Menschenwelt. Wie viele Male wiederholt man sich nicht in Spanien täglich das Pindarische: „Wasser ist das Beste“, wenn man stunden-, ja tagelang durch diese verbrannten

Steppen fährt und sein Auge an ein wenig Grün erfrischen möchte. Hier giebt es keine Stelle, seis in den weiten Haiden Alemtejos, oder auf den weinbekränzten Höhen des gottgesegneten Estremadura, oder in den Weideflächen am Tejo, oder auf den eingedeichten Marschländern der Lezirías, wo nicht ein einziger grüner Teppich den dankbaren Boden deckt. Wir sind ja wieder in einem Lande, wo es das ganze Jahr, nicht bloß ein paar flüchtige Monate hindurch, Regen giebt; wo Wolken den Himmel überziehen und der Meerhauch allein schon die Pflanzenwelt erquickt. Wir erblicken wieder Bäume, Wälder; kurz, wir fühlen uns wieder in Europa!

Noch Ritter wundert sich darüber, wie sich einst dieses Portugal von seinem großen Mutterlande, der iberischen Halbinsel und dem so viele Male größern Spanien hat loslösen, sein Gesicht so nach Westen wenden können, daß es nach Osten abwehrend seinen Rücken kehrt; immer so feindselig gesinnt gegen seinen spanischen Bruder, daß man schier an jeder Aussöhnung verzweifelt. Nirgends ein Verkehr über die politische Grenze dieser beiden Länder hin; ein ebenso ausgesprochenes dos à dos, wie es einst zwischen Schweden und Norwegen, zwischen Deutschland und Holland, den Ost- und Westküsten der südamerikanischen Halbinsel bestand und noch jetzt wohl zu finden ist.

Dieser Gegensatz ist ein natürlicher, bedingt durch den Unterschied des Klimas; ohne ihn hätte sich niemals ein so großer Widerspruch bilden können, wie er zwischen den Völkern aller dieser genannten Länder besteht. Der Westwind bringt Regen, der Ostwind Trockenheit; der Küstenbewohner blickt auf den Ozean, der Binnenländer hinein in

sein Land: hierin liegt die Trennung. Kommt hinzu, daß ein Gebirge oder auch nur eine gebirgige Region, hochgelegene Haiden und Steppen das Küstenland von dem Binnenlande trennen, so wird der Gegensatz verschärft. Die großen Gebirgs- und Waldwüsten der skandinavischen Halbinsel sind ebenso schwer zu übersteigen, als ein Gebirge; die ungeheuren Cistushaiden Estremaduras (in Spanien) und Alemtejos (in Portugal), in denen man tagelang umherirren kann, ohne auf einen größern Ort, ja auch nur auf einen Bauernhof zu treffen, bilden zwischen beiden Ländern eine fast unüberwindliche Scheidewand. Die feuchten Westwinde bringen reichliche Niederschläge dem Hügellande Estremaduras und den Ebenen des Tejo in Portugal; sie genügen noch, um den Cistushaiden Alemtejos die Blüthenpracht zu geben, welche wir bewundern: nach Spanien hinein wehen sie meist schon als trockene Steppenwinde.

Nicht bloß die tiefere Lage, die flache Ausdehnung, die Deltabildung bestimmt den Charakter von „Niederlanden". Bei der skandinavischen Halbinsel ist das flache Schweden das Binnenland, während das gebirgige Norwegen als ein solches Niederland bezeichnet werden muß. Portugal wird von hohen Gebirgen durchzogen, die Serra d'Estrella steigt fast zweitausend Meter auf: trotzdem trägt es in jedem Zuge den Charakter eines Niederlandes zur Schau. Nicht ohne Grund bildete schon im Alterthume Lusitanien ein besonderes Land, gleichviel daß damals seine Ostgrenze sich weiter ins Binnenland hineinschob, als heutzutage; denn über die iberischen Binnenhaiden wird eine jede Grenze willkürlich verlaufen. Die arabische Herrschaft vereinigte dann beides,

das Binnen- und Niederland; aber das Abwerfen dieses fremden Joches erfolgte in Spanien und Portugal einseitig und ohne Fühlung. Das Uebergewicht an Land und Menschen führte die Spanier später wiederholt nach Portugal, immer mit demselben Mißerfolge, wie die Franzosen und Deutschen in die Schweiz. Noch jedes Heer, das nach Portugal über die spanische Grenze gekommen, hat es in wilder Flucht verlassen müssen; so 1385 nach der Schlacht von Aljubarrota die Armee Johanns des Ersten von Kastilien, und in den Sechsziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts die Heere Philipps des Vierten, als die Portugiesen das Joch der „Eindringlinge" (intrusos), abschüttelten. Nur sechszig Jahre lang, von 1570 bis 1640 hat Portugal unter spanischer Herrschaft gestanden, und ohne irgend einen Widerstand zu leisten. Aber damals war die ganze Blüthe des portugiesischen Adels sammt König Sebastian in der Schlacht bei Alkasser Kebir in Marokko gefallen, das Heer vernichtet und Portugal wehrlos, während Philipp der Zweite von Spanien auf der Höhe seiner Macht stand. Noch heutzutage giebt es für die Portugiesen keine schlimmere Erinnerung als diese „Zeit der Knechtschaft" (o captiveiro dos sessenta annos).

Einem Hiesigen von einer Verbindung mit Spanien reden, heißt Oel ins Feuer gießen. Norwegen erträgt selbst seine bloße Personalunion mit dem mächtigern Schweden nicht. Man denke sich eine Vereinigung Hollands mit Deutschland! Auch Irland (die britischen Niederlande) würde niemals seine Inkorporation in England dulden, selbst wenn es eine reinenglische Bevölkerung hätte.

Und woher kommt die Todfeindschaft aller dieser Niederlande gegen ihr Binnen- und Hinterland? Von dem Ozean und von dem bischen Ueberschuß an — Regen.

Wenn man von Badajoz in einem Tage nach Lissabon fährt, steigt man gleichsam aus dem norddeutschen Haide- und Kornlande hinab zu der reichen ozeanischen Küste des nordwestlichen Afrika. Kein Gebirge trennt die beiden Länder, nicht ein Mal ein meilenbreites Felsland wie es der Norden der skandinavischen Halbinsel hat, aber dafür ein weites ödes Hochland, das bis zu etwa vierhundert Meter Höhe anschwillt und zum größten Theile ein bloßes Weideland für Schweine und Schafe ist, bedeckt mit ungeheuren Haiden, in welchen der Ladanstrauch (Cistus ladaniferus) und der Cistus monspeliensis dominirt. Wo der Mensch eingetreten, der Boden von den Granit- und Schieferbrocken gereinigt, der Cistus ausgerodet ist, stehen vereinzelte Bauernhöfe, hier montes genannt, mitten in Korkbaumwäldern, unter deren Kronen noch der Roggen und der Hafer gedeiht. Oft gehören sie zu einer größeren Besitzung eines portugiesischen Feudalherrn, zu einer herdade, ein Wort, das an unser norddeutsches „Harde" erinnert und als eine seltsame sprachliche Versteinerung aus der Zeit der Herrschaft der Westgothen zurückgeblieben sein mag. Hat man die prachtvoll gelegene Grenzstadt Elvas, welche die Spanier Yelves nennen, mit ihren bedeutenden Festungswerken, den Forts de Santa Lucia und de Graça (auch Fort

Lippe, nach dem Grafen von Lippe-Schaumburg genannt) und mit ihren Oelwäldern und Orangengärten hinter sich, so steigt die Eisenbahn das unwirthliche Hoch- und Grenzland hinan, bald durch förmliche Haiden, bald durch dürftige Kulturen. Selten erblickt man ein Haus, noch seltner einen Menschen in seinem langen braunen Wandrock, zu welchem das Zeug, Saragaça genannt, aus den Tuchfabriken von Covilhã im Süden der Serra d'Estrella kommt. Als die in dieses Zeug gekleideten portugiesischen Seefahrer einst das sogenannte „Sargassomeer" durchschifften, gaben sie ihm diesen, von Andern so verschieden und oft so seltsam gedeuteten Namen; wenigstens scheint mir diese Deutung die natürlichste. Arbeiter auf den Feldern tragen das eigenthümliche Schurzfell, seifão, welches ich schon in Spanien gesehn hatte, ein mit Riemen über Leib und Oberschenkel befestigtes Leder. Es erinnert an einen alten eisernen Leib- und Beinharnisch.

Unser Zug geht gleichsam spurlos durch diese öde Landschaft. Auf einer Fahrt von mehr als sieben Stunden, bis Abrantes, stiegen nicht sechs Personen in die leeren Wagen. In der That dienen die öffentlichen Straßen hier nur dem Verkehr aus der Weite, den Posten und Diligencen; der Bauer fährt nach wie vor in seinem Ochsenkarren, oder reitet durch die Cistushaiden, den Fuß in dem eigenthümlichen Holzschuh, wie ihn auch die Pikadoren im Stierzirkus haben.

Der Löwe in dieser Landschaft ist aber unzweifelhaft der Korkbaum, der quercus suber der Römer, daraus die Portugiesen ein sobreiro gemacht haben. Er steht, wenn man will, in weiten, lichten Wäldern, wie die Eichen in Ungarn, das heißt jeder Baum von dem andern so weit entfernt, daß

die Kronen sich nur gerade berühren; besser bezeichnet man diesen Wald als eine Korkbaumpflanzung, oder als einen großen Obst- und Getreidegarten. Die Frucht, welche der Korkbaum trägt, ist aber nicht, wie bei den nahe verwandten „Azinhas", den spanischen Encinen, die süßschmeckende Eichel, sondern die zwei und mehr Zoll dicke Rinde, der Kork („quercus"), welchen man von dem Baum bis zu den Zweigen, oft auch bis hoch in dieselben hinein abschält. Der Scheibenkork, wie ihn der Handel der Industrie liefert, ist keineswegs ein natürliches Produkt der Korkeiche. Man muß ihr nämlich erst den riesigen und harten äußern männlichen Kork nehmen, und dadurch, — wie man es nennt — den Baum entmannen. Nun erst entwickelt sich der innere Theil der Rinde, welcher aus einer Zellenschicht und dem mit dem Holz in Berührung stehenden Baste besteht: die sogenannte Mutter. Die Zellen dieses neuen, schwammartigen Korks, in ihrer Entwicklung gehemmt, werden dichter und elastischer als die des männlichen Korks, und schwellen im Wasser auf. Dieser Kork, ein abnormes Produkt des Baumes nach der Entmannung, ist es, welcher in der Industrie Verwendung findet. Acht bis zehn Jahre sind erforderlich, damit diese Rinde sich entwickle. Vom Baume abgeschält, hat sie die Form eines hohlen Cylinders. In siedendes Wasser gebracht, schwillt und reckt sie sich unter den Füßen des Arbeiters, der sie stampft. Zuletzt wird sie zerschnitten und als Scheibenkork in den Handel gebracht.

Ganze Wagenladungen dieser cortiça wurden an den Stationen unserm Zuge angehängt, um nach Lissabon oder Oporto zu gehn und hier in die bereiten Seedampfer geladen

zu werden. Dieser portugiesische Kork ist der beste, welchen die Welt kennt. Auch Spanien besitzt viele Korkeichen (alcornoques genannt, worunter man auch einen Geizhals versteht), aber die „Mutter" ist hier infolge des trocknen Klimas hart und holzig; sie quillt nicht genügend auf, ihr fehlt jene wunderbare, schnellende Elastizität, welche den portugiesischen Kork auszeichnet.

Was wäre unser ganze Weinhandel ohne den Kork! Wir müßten uns mit dem Oelverschluß begnügen, welcher jede Versendung in kleinern Quantitäten ausschließt; wir könnten nur aus dem Vollen des Fasses schöpfen und müßten auf jenen deliciösen Weingenuß verzichten, welcher aus einer mit Spinngeweben überzogenen Flasche quillt. Kurz es gäbe keine vinhos engarrafados, wie man sie hier nennt, sondern nur Faßwein und übermäßigen Genuß aus Kannen.

Nichts sonderbarer als solch ein „entmannter" Korkbaum! Der gesunde, unberührte Baum hat eine graulich weiße, zerrissene Rinde; der abgeschälte sieht schwarzbraun aus, als hätte ihn ein Waldfeuer verbrannt. So weit die Rinde fehlt, nichts als diese glatte, braune Fläche; aber oben in den nicht abgeschälten Zweigen alles weiß und schimmernd, wie an unsern Birken. Vielleicht noch seltsamer sehn die „Azinhas" aus, wenn man ihnen die Zweige abhaut; dann bluten sie gleichsam aus der geschlagenen Wunde wie jene Bäume in der Dantischen Hölle, die eigentlich Menschen sind, und das blutrothe Holz bildet einen wunderlichen Gegensatz zu der dunklen Rinde und dem jungen hellen Grün der neu sich entfaltenden Baumblätter und Blüthen.

So fährt man aus dem Thalbecken des Guadiana meilen-

weit über das Hochland von Alemtejo (im „districto administrativo“ von Elvas), über Portalegre, hinter welchem die 1025 Meter hohe Serra de Mamede aufsteigt, über Crato, Chança und Torres das Vargens hinab in das Flußbecken des Tejo, den man bei Abrantes erreicht. Jeder Schritt hinab bringt eine andere Vegetation, eine neue Ueberraschung. Der Korkeichen- und Cistusregion, in welcher uns viele Fuß hohe Ginsterbüsche (giestios) in Erstaunen setzen, folgen die Eriken (besonders Erica umbellata und australis), weite in den herrlichsten Farben strahlende Blumenfelder, man möchte sagen: unabsehbare Teppichbeete, die an Glanz, Reichthum und Schönheit alles hinter sich lassen, was das Raffinement unserer Gärtner jemals erdacht hat. Hier ist es keine Uebertreibung, von einem Blumenmeer zu sprechen. Ist doch der April der Blüthenmonat in Portugal, und was blühte hier nicht! Wahrhaftig Links „Portugiesische Flora“ mit ihrer Farbenpracht trifft gerade das Richtige.

Hat man den Fluß Sor (das deutsche Saar, Zorn, Sauer) erreicht, dann verschwinden die Eriken; es treten unsere Wiesenblumen auf, Farnkraut, Schwarzerlen, Weiden und Pappeln; der Hollunder blüht und dicht neben ihm stehn Feigenbäume und Aloes; an tiefen sumpfigen Stellen erblickt man Reisfelder.

Wieder überschreitet die Eisenbahn eine kleine Höhe, um neben einem Flüßchen in das Thal des Tejo hinabzugleiten. Immer reicher wird die Vegetation; die großen rothen Blüthen des Mohns (papoles) leuchten mitten in den Weinbergen, und ein durchdringender Blüthenduft macht uns auf Orangen aufmerksam, welche wir seit Elvas nicht gesehn haben. Aber

auf dem Bahnhofe von Abrantes tritt auch schon der Eukalyptus auf und erinnert uns daran, daß hier so manche Pflanze aus fernen Welttheilen eingewandert ist.

Wie köstlich war nicht der erquickende Regen im Tejothal, das im Uebrigen an die Elbe oberhalb Dresden erinnert! Hier herrscht nun der Oelbaum vor; nordische Kiefern (es ist aber immer pinus maritima) stehn dicht neben Aloehecken.

Gern hätte ich in dem hochgelegenen Abrantes geweilt und wäre über seine lange Tejobrücke gewandert: aber der Reisende ist ja heutzutage wie ein Ewiger Jude, der immer weiter muß.

Der Strom durchbricht die Berge und stürzt dann hinaus in eine weite, unübersehbare Ebene, welche er zum Theil überfluthet und versandet. Es gehört kein besonderer „geographischer Blick" dazu, um zu erkennen, daß diese Flußebene des Tejo von Barquinha ab nichts anderes ist, als ein einstiger Meeresarm, eine „Ria", das heißt ein Fjord, welchen der Tejo mit dem Sande Kastiliens und Estremaduras allmählig ausgefüllt hat. Die großen „Lezirías" zwischen Azambuja und Alverca, eingedeichte Marschen und Flußinseln, und die kaum über die Oberfläche des „Rio Tejo", des noch vorhandenen Fjordes von Lissabon, tretenden mouxões zeigen uns den weitern Prozeß dieser Verlandung, welcher erst bei dem „Tief" von Lissabon einst sein Ende finden wird.

Da, wo der Tejo in seine große Flußniederung tritt, liegt Entroncamento, geradeso wie „Kreuz" an unserer Ostbahn, ein künstlich geschaffener Ort, ein Knotenpunkt für die Eisenbahnen nach Lissabon, Oporto und Abrantes. Hier befindet man sich nun endlich in einem wirklichen Nieder-

lande, wie in der Niederung des Guadalquivir bei Sevilla. Aber welch ein Unterschied! Dort trockne Luft, verbrannter Boden, eine mühsam der baumlosen Steppe abgerungene Kultur; hier alles Frische und Wasser; Grün, Wald und Wiese. Man athmet die feuchte Luft in vollen Zügen und gedenkt unwillkürlich der Heimat, wenn man die Pappeln erblickt, welche ohne Ausnahme eine Neigung nach Südosten haben. Denn Portugal liegt im Bereiche des atlantischen Nordwestpassats, der die Bäume hier ebenso beugt wie der Südwestwind in Norddeutschland.

Die Eisenbahn läuft im Ganzen immer zwischen der Tiefebene des Tejo im Osten und dem Kalkhügellande Estremaduras im Westen, bald sich dem Flusse nähernd, bald die reichen Weingelande berührend. Bei Santarem (Santa Irene), bis wohin kleinere Seeschiffe gelangen können, tritt die Höhe unmittelbar an den Fluß und bildet ein wichtiges Defilée, den Schlüssel von Lissabon. Ein künstlicher Kanal von Santarem bis Azambuja und weiter zum Tejo dient den Flußschiffern. Hier nimmt nun die Flußebene vollkommen den Charakter einer Niederung an, wie in unserm Weichseldelta: den Getreidefeldern folgen Weiden, diesen Sümpfe und die zahlreichen, der Salzgewinnung dienenden Marinhas. Man blickt weit über die Lezirías und den „Rio Tejo", das ist die Meeresbucht, in welche der Tejo mündet; in Wahrheit nichts anderes als ein Salzwasserhaff, welches durch das Tief von Lissabon, die „Entrada do Tejo", mit dem Meere in Verbindung steht. Die Niederung setzt sich im Osten dieses Haffs weiter fort, aber im Süden steigen die Höhen von Lissabon auf und wohl auch der Burgberg von

Palmella bei Setúbal, das geographische Wahrzeichen in dieser breit stylisirten Landschaft.

Von dem Ende meiner Fahrt habe ich nicht viel gesehn, denn es dunkelte stark und in Lissabon war es vollkommne Nacht. Beim Eintritte im Osten der Stadt hielt der Zug eine Weile, in der Nähe eines Hauses, aus dessen Fenster ein Posaunenduo erscholl, wie ich noch niemals eines gehört hatte. Heyse läßt seinen Helden in der Braut von Cypern zwar auch die Posaune blasen, aber zwei dieser Blechungeheuer — das übertrifft doch noch selbst zwei Flöten!

Lissabon, den 19. April 1882.

Das Hotel Central, in welchem ich wohne, bildet einen Häuserkomplex mit mehreren Pateos, die Römer würden sagen eine insula, am Caes (Kai) de Sodré und der Praça dos Remolares. Es gehört zu den sogenannten „französischen" Hotels der pyrenäischen Halbinsel, in welchen pariser Sitte und Küche vorwaltet; doch ist der Besitzer (Pächter) und ein Theil der Bedienung deutsch. In Spanien, wo die meisten Handelsreisenden Franzosen sind, heißen diese Gasthäuser gewöhnlich Hotel de Paris. Hier kehren aber ebenso viele Deutsche wie Engländer ein; nur daß bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten jede Nation gern ihren eigenen Platz einnimmt. Man lernt hier mancherlei Leute kennen und erfährt die Klatschgeschichten von Frankfurt, Mannheim, Zürich

und Berlin aus erster Hand. Niemand kann liebenswürdiger sein, als die hiesigen französischen Reisenden, auch wenn man sich ihnen als Prussien vorstellt. Denn in Lissabon befindet man sich auf neutralem Boden und blickt gleichsam aus Europa hinaus.

In der That, man braucht ja nur auf der Praça do Comercio die verschiedenen Dampfschiffsrouten zu lesen, die nach Madeira, nach Ostindien, dem Pacific und anderswohin lauten, um einen freiern Blick zu erlangen, als er sonst dem Binnenländer eigen ist.

Welche unvergleichliche Weltlage hat nicht diese Tejostadt! Wie naturgemäß ging nicht einst die Entdeckung Amerikas, des Seeweges nach Ostindien gerade von diesem weit nach Südwesten vorgestreckten Haupte Europas aus. Denkt man sich die iberische Halbinsel für sich allein, losgelöst von Europa, so läßt sich nicht verkennen: sie blickt nach Westen. Portugal bildet dann das im Profil gesehene Gesicht, und in diesem wiederum Oporto das Auge, die Bai von Lissabon aber den Mund, und das Kap des heiligen Vinzent das Kinn. Der nach der Spitze von Gibraltar hin stark sich verjüngende Hals ist allerdings muito encravado, wie der Portugiese sagen würde, ja sogar mitten durchgeschnitten und so der Kopf von seinem natürlichen afrikanischen Rumpfe getrennt. Es ist die Frage, ob nicht einst, wenn große Dampferlinien und eine Eisenbahn von Tanger über Timbuktu den Verkehr mit dem Kongobecken vermitteln werden, diese iberische Halbinsel einen gleichen Ausgangspunkt für Europa nach Afrika bilden wird, wie einst Italien es für den Orient war.

Zur Zeit hat freilich England seine Hand auf Portugal gelegt und benutzt den Hafen von Lissabon als Station für seine Langfahrten, deren Ausgangspunkt natürlich England selber ist. Bis dahin, daß der Schwerpunkt sich verschiebt, begnügen wir uns mit einer Wanderung durch dieses sonnenhelle Lisboa, das zwar weder einen Vergleich mit Konstantinopel noch mit Neapel aushält, aber zu schön ist, als daß wir es überhaupt mit einem andern Orte der Welt vergleichen möchten.

Was die Lage Lissabons so eigenthümlich macht, ist der Umstand, daß über der schmalen, längs dem Rio Tejo sich hinziehenden Unterstadt, der „Baixa" mit ihren Caes und Aterros, sich auf zwei weit hervortretenden Bergen, den Ausläufern des Hochplateaus von Estremadura, plötzlich eine doppelte Oberstadt erhebt: die Lisboa oriental und occidental. Aber keine abschüssige Felswand, wie etwa bei Alikante oder Sagunt, begrenzt diese beiden Städte nach dem Wasser zu; hier ist keine Stelle des Abhanges, und wäre er noch so steil, unbebaut geblieben; die Häuser steigen in großen Terrassen hinter und über einander auf, stehen einander auf den Schultern, oder blicken sich gleichsam über die Köpfe hinweg. Es ist gewiß ein höchst eigenartiges Bild, wenn wir über einander erblicken: zwei fünfstöckige Häuser, eine große Kirche, wie die „Carmo", und darüber noch neue Häuser. Denn diese beiden Berge Lissabons erheben sich etwa einhundert Meter über dem Meere, und ihre ganze Höhe ist (oft beinahe senkrecht) mit Gebäuden bedeckt, welche sie noch weit bedeutender erscheinen lassen.

Zwischen diesen beiden Höhen des östlichen und west-

lichen Lissabon, — und das verstärkt den architektonischen Eindruck — befindet sich aber ein tiefes Thal, in Form eines Halbkreises, ursprünglich wohl eine Meeresbucht, dessen Mittelpunkt im Norden der Rocío bildet, zur Zeit in eine Praça de Dom Pedro IV. umgetauft (denn diesen Unsinn hat Portugal mit Spanien gemein), während das Thal im Süden, am Wasser, mit der Praça do Comercio endigt.

Lisboa oriental ist das alte eigentliche Lissabon, das Aloschbuna der Araber (der „Gute Hafen", Ulis Ubbo der Punier), ein von dem Kastell des heiligen Georg gekrönter Häuserklumpen, dessen Eroberung durch die Portugiesen, unter deren erstem König Affonso Henriques, und das zur Hülfe herbeigezogene Heer der Kreuzfahrer aus dem nordwestlichen Europa, den Beginn der portugiesischen Monarchie bezeichnet. Dieses in das Jahr 1147 fallende Ereigniß war freilich eine nothwendige Folge jener blutigen Schlacht auf dem Campo d'Ourique (1139), welche die Macht der Araber in Portugal ebenso gebrochen hatte, wie die Schlacht auf den Navas von Tolosa siebenzig Jahre später den Spaniern Andalusien öffnen sollte.

Lisboa occidental entstand, weil der Raum auf dem Burghügel des östlichen Lissabons nicht länger genügte; es wuchs namentlich, als die Residenz der portugiesischen Könige von Coimbra und Cintra hieher verlegt wurde und die Weltstellung Portugals die neue Hauptstadt zu einer der größten Handelsstädte Europas umschuf. Aber das alte Lissabon mit seiner Kathedrale galt doch immer als der eigentliche Kern der Stadt. Erst 1717 erhielt Westlissabon den Rang eines Patriarchats; während der Sitz des Erzbischofs in Ost-

lissabon verblieb. Aber schon 1740 verblich dieser alte Glanz, das Erzbisthum hörte auf und Westlissabon mit seinen Palästen und neuen Kirchen wurde der glänzende Mittelpunkt dieses merkwürdigen Konglomerats, das man heute Lisboa nennt.

Zu diesem, durch das Erdbeben vom November 1755 großentheils zerstörten, aber seitdem aufgebauten und ungemein erweiterten Lissabon gehören außer der Ost- und Weststadt nunmehr noch andere bedeutende Stadttheile. So ist die Tiefe zwischen diesen Städten, die „Baixa“ mit dem Rocío, seit 1755 in Form einer ganz neuen Stadt mit rechtwinkligen Straßen, nach Art von Turin oder Berlin, entstanden, oder doch neu aufgebaut; aber an die Stelle des alten königlichen Palastes, welcher auf dem Terreiro do Paço dicht am Wasser stand, ist die weite Praça do Comercio getreten. Diese Baixa bildet die eigentliche City Lissabons; nach dem Plane Pombals, des großen Ministers und Neuerbauers der Stadt, sollte sogar jedes Gewerbe hier in einer besondern Straße Unterkunft finden: die Goldschmiede in der Rua d'Ouro, die Silberschmiede in der Rua da Prata, die Tuchhändler in der Rua dos Capellistas, und so weiter. An ihrem Kai, genannt das Columnas, welcher einst mit tausenden von Menschen in den Erdbebenwirbel des Meeres versank, ankern die Seeschiffe. Hier sind die Arsenale, Börse, Telegraph und die Comtoire der großen Kaufleute. Nach Norden hin verläuft die Baixa in prächtige Promenaden und die Höhe hinansteigend zu herrlichen Quintas mit ihren „Pomares“. Aber im Osten und Westen ragen immer die gewaltigen Häusermassen der beiden Schwesterstädte auf und blicken fast erdrückend und beängstigend in diese Tiefe.

Denn in dieser wunderbaren, so frohen und so hellen Stadt wird man niemals die Erinnerung los an jene Katastrophe, wie sie furchtbarer keine zweite Stadt der Welt erfahren hat; ich meine jene erste Novemberwoche des Jahres 1755.

Während man durch die Straßen der Baixa in einer vollkommenen Ebene wandelt, steigen die Straßen zu dem östlichen und westlichen Lissabon immer steil auf, oft so steil, daß kein Wagen sie passiren kann. Auch oben ist es ein ewiges Auf- und Abwogen; sogar die Plätze bilden schiefe Ebenen; und wenn man im westlichen Lissabon von hoch oben, mehr als hundert Meter, die gerade Rua do Alecrim mit der Pferdebahn (o Americano, „der Amerikaner“ genannt) hinabfährt, muß man sich weit hinten überbiegen, um sich auf dem Wagensitze zu behaupten. Aber der Blick überschaut durch das schmale Perspektiv dieser Straße das blaue Tejohaff und drüben die Berge bei Setubal. Wahrhaftig man kann hier schwindlig werden aus zwiefacher Berechtigung.

Nicht wahr, das klingt ganz wunderbar, zumal wenn wir daran denken, wie denn die Pferdebahn hier hinaufgelangt. Das ist freilich ganz einfach. Sie fährt nämlich unten vom Tejoufer erst in westlicher Richtung, dann biegt sie in einem leichten Bogen durch eine Art Thal nach Nordwesten zum Largo do Rato und schließlich, sich nach Osten wendend, zu der Höhe Westlissabons, dem Largo do Principe real. Hier auf dem höchsten Punkte der Stadt ist das große Centrum der Pferdebahnen für das obere Lissabon. Wer wieder hinab will, fährt nach Süden durch mehrere stets fallende Straßen, zuletzt durch die genannte Rua do Alecrim, und landet wieder unten am Tejo.

Aber in diesem Thal, durch welches „der Amerikaner" nach Westlissabon hinauffährt, müssen wir noch einen Augenblick verweilen; nicht weil sich hier der Palast der Côrtes (die Portugiesen sagen Cortsch) und anderes Merkwürdiges befindet, sondern weil topographisch dieses Thal hier eine ähnliche Rolle spielt wie die „Baixa" zwischen dem Lisboa oriental und occidental.

Um es zu wiederholen: Ostlissabon steht auf dem ersten östlichen Ausläufer des Hochlandes von Estremadura; dann folgt weiter westlich die Baixa und neben derselben Westlissabon; alle mit dem Blick nach Süden auf die „Outra banda", das südliche Ufer des Tejo, im Norden dagegen sich in das Hochland, ohne eine bestimmte Grenze, verlierend.

Nun hat in früherer Zeit das eigentliche Lissabon wohl an dem Thale im Westen ein Ende genommen, durch welches gegenwärtig die Rua de San Bento zum Largo do Rato hinaufführt. Dieses Thal bildet aber nur einen ganz kurzen, cirkusartigen Ausschnitt in dem Bergmassiv; das letztere setzt sich nach Westen hin weiter fort, umschließt hier den Cirkus und fällt westlich mit steilen Wänden nach einem andern wirklichen Thale ab, welches der aus dem Innern des Landes kommende Alkántara-Bach gebildet hat. Auf dieser in Form eines Halbmondes sich von Westlissabon ab hinziehenden Höhe ist nun das neueste Lissabon, das fashionable Viertel dieser Großstadt entstanden, wegen seiner herrlichen gesunden Lage Buenos Ayres genannt, mit den Palästen verschiedener Granden, den Wohnungen der Gesandten und manchen Bildungsinstituten. Seinen kommerziellen Mittelpunkt bildet der Largo do Rato, seinen geistlichen und zugleich höchst

malerischen die Estrellakirche mit ihrem prachtvollen Passeio. Am südöstlichen Abhange dieser „Guten Lüfte“ liegt der Palast der Necessidades, die Residenz des Königs Vater, Dom Fernando; an seinem Ostabhange, mit dem Blick über große Getreidefelder und den Paço das Côrtes, der englische Kirchhof, os Cyprestes, die Cypressen, genannt, und der Cemiterio dos Prazéres. Ein Witzbold möchte sagen, so schön sei es hier, daß selbst die Todten ein „Vergnügen“ daran fänden, sich hier begraben zu lassen.

Am Alkantarabach, der die Buenos Ayres im Westen begrenzt, hat aber doch — so wirst Du denken — Lissabon endlich ein Ende! Denn schon sind wir von der Eisenbahnstation ganz im Osten der Stadt, unten am Tejo, wohl eine Stunde gewandert. Ein großer Irrthum! An der Alkantara, „der Brücke“, welche ebenso wie die „Prager Bruck“ einen heiligen Nepomuk besitzt, endigt wohl das octroipflichtige Lissabon (das derecho de puertas, wie die Spanier sagen), nicht aber das politisch-topographische Lisboa. Und das hat seinen ganz besondern Grund. Es besteht nämlich auf allen Gebieten zwischen den Spaniern und Portugiesen eine merkwürdige Rivalität, die sich in verschiedenen Dingen äußert, und sonderbarerweise auch darin, daß jedes der beiden Länder eine größere, nämlich volkreichere Hauptstadt zu besitzen sich bemüht. Madrid hat bekanntlich so gut wie gar keine bewohnte Umgegend, keine Vorstädte und Extramuros, wie Barcelona; nur mit dem größten topographischen Zwange kann es sich die paar Dörfer inkorporiren, welche in der trostlosen Steppe Neukastiliens ein trauriges Dasein fristen. Lissabon liegt dagegen in einer der fruchtbarsten und schönsten

Gegenden der Welt; es streckt weit ins Land hinein seine Fühlhörner aus und dehnt sich an der Meeresküste kaum weniger weit hin als Neapel. Wenn nun die Einwohnerzahl des centralen, alles verschlingenden und aussaugenden Madrid wächst, wenn es sich ein und das andere Dorf in seiner Nähe annektirt, so kommen flugs die Portugiesen und erweitern auch ihr Lisboa. Klug operirend überflügeln sie sogar Madrid, um sich plötzlich wieder eingeholt zu sehn. Man kann einem Portugiesen keinen größern Gefallen thun, als wenn man sein Lisboa für größer als Madrid erachtet, oder es überhaupt lobt und Madrid herabsetzt; und da dieses dem Fremden nicht schwer wird, — denn Lissabon ist eine Königin, Madrid eine Salondame, oder Schauspielerin, oder Aehnliches — so kann man überall die freundlichsten Stimmungen hervorzaubern.

Einer solchen Rivalität mit Spanien verdankt Lissabon seine politische Vergrößerung durch Belem („Bethlehem"), das bald jenseits des Alkantarabachs beginnt und mit seinen großartigen Bauten: dem Hieronymitenkloster, der Torre de Belem, dem Palaste von Ajuda, der Residenz des Königs Dom Luiz I. (der höfliche Portugiese läßt dieses Dom niemals aus), vor Allem mit seinem Blick auf die „Entrada do Tejo", den Ozean und die lange Sandzunge im Süden, darauf der Festungsthurm Bugio steht, uns selbst die herrliche Lage des „eigentlichen" Lissabon vergessen macht.

Aber auch hier hat die Welt, ich meine der lange Saum der städtischen Bauten, noch kein Ende; es folgt Dorf um Dorf, Schloß um Schloß; mächtige Festungswerke, darunter das Fort São Julião, beherrschen die Entrada; im Sommer

wohnen hier Tausende von Menschen, welche der heißen Luft Lissabons entfliehn und Kühlung in den Seebädern suchen. Dieser Kranz von Menschenbauten erinnert ganz an den Meerbusen von Neapel.

Fragst Du aber, ob Lissabon an Schönheit Neapel gleichkomme, so muß ich dieses, wie schon früher gesagt, verneinen. Lissabon hat keinen Vesuv, keinen Monte Angelo, überhaupt kein Gebirge von dem es sich abhöbe, zu welchem es einen Gegensatz bildete. Ihm fehlt überhaupt der Hintergrund, vor allem das, was dieses unabsehbare Häusermeer erst interessant machen kann: emporragende Massen, Kuppeln und Thürme. São Vicente im Osten, die Estrella im Westen steigen prächtig auf; aber in der Mitte herrscht eine beängstigende, ich möchte sagen demokratische Monotonie. Wie kann es auch anders sein, da das Erdbeben alle Spitzen und Thürme nivellirte und die folgenden Zeiten weder die Begeisterung noch das Geld besaßen, um neue zu errichten.

Stehn wir auf dem südlichen Ufer des Tejo bei Almada, — und nur von hier umfassen wir das eine deutsche Meile lange Stadtpanorama mit einem Mal — so erblicken wir wohl ein glänzendes Diadem, das sich scharf von dem tiefblauen Himmel abhebt, aber der Stern in diesem Diadem, ein Dom von Sevilla, eine Giralda, eine Peterskuppel, fehlt. Im gewissen Sinne macht Lissabon, von hier gesehn, den Eindruck eines ungeheuren Kirchhofs mit unzähligen, dichtgedrängten Marmordenkmälern.

Wieder die Erinnerung an die schreckliche Katastrophe!

Lissabon bildet in seiner am „Rio Tejo“, über Berge und Thäler lang hingedehnten Küsten-Position den stärksten Gegensatz zu den centralen Städten des Continents, namentlich zu dem künstlich geschaffenen Centrum der spanischen Monarchie. Wenn man bei Madrid an eine Spinne in dem spanischen Spinnennetz denkt, so geht man nicht fehl; auch Madrid selbst gleicht einem solchen Netze. Lissabon erinnert in seiner Lage ganz an Konstantinopel; aber ihm fehlt, — und das ist entscheidend — das herrliche Gegenüber von Scutari. Die Outra banda, das „andre Ufer“ im Süden, mit dem freundlichen Cacilhas, dem Fort von Almada und den Weingeländen der Capa rica, dem „reichen Mantel“, ist sicher nicht ohne Interesse, aber unmalerisch und ohne Größe. Wie Sevilla am Guadalquivir, so endigt Lissabon am Rio Tejo; es fehlt das imposante Gegenüber.

Die Längenausdehnung am Rio Tejo macht Lissabon nicht zu einer großen Stadt, sondern zu einer Reihe von Städten. Daher hat es wohl mehrere Centren, in welchen das Leben einer jeden dieser Städte pulsirt, aber ihm fehlt ein entscheidender Mittelpunkt, wie sie selbst die größten europäischen Städte haben; es hat kein Herz. Die Lissaboner bezeichnen gern den Chiado als ihre „Puerta del Sol“. Aber der Chiado ist eine Straße, kein Platz, eine Arterie, kein Herz. Wir treffen daher in Lissabon nirgends das gewaltige centrale Pulsiren des Lebens, welches uns auf der Puerta del Sol in Madrid imponirt. Der Fremde möchte annehmen, jene herrliche neue Kaianlage, welche von dem Caes de Sobré sich ein paar Kilometer nach Westen erstreckt, die „Chiaja“ Lissabons, mit dem Blick auf das Wasser,

den Hafen, die Outra banda, müßten wenigstens immer von Menschen wimmeln: wie seltsam! Dieser prachtvolle Aterro de Boa Vista ist immer öde und menschenleer; die Hunderte von Gaslaternen bescheinen keine fröhlichen, die frische Meerbrise einathmenden Menschen; die Pferdebahn wählt den Weg durch die dunklen Parallelstraßen der Stadt. Aber oben auf der Höhe, wo die Straßen auf- und abwogen und es so steil hinauf- und hinabgeht, daß ein Fremder an kein Fahren denken mag, da stehn und tummeln sich Tausende von Menschen, da ist der große Corso der lissaboner Geburts- und Geldaristokratie, da werden die Pferde zum schnellsten Trabe bergauf angetrieben (denn so will es der Chic), und beim Vorfahren vor eine Thüre sofort im rechten Winkel zum Wagen gestellt, damit derselbe feststehe; da wird konversirt, geraucht, bewundert, gelästert. Gestern Abend spielte hier Sarah Bernhardt, man hatte das Teatro de Trinidade mit unzähligen Lampen beleuchtet und Tausende von Leuten standen draußen und „nahmen die Frische". Mittlerweile lag unten der Aterro vollkommen öde da; nur dann und wann huschte der Schatten eines verspäteten Wanderers vorbei und ein Ruderer pries sein „bote" an.

Freilich soll der Strand des Rio Tejo im Sommer hier Gerüche ausathmen, die peinlicher Natur sind. Denn hier münden alle Abzugskanäle der im Uebrigen vortrefflich kanalisirten Stadt, und das Seekraut fault in der Sonne, sobald die Ebbe den Grund bloßlegt. Am schrecklichsten soll es im Jahre 1857 gewesen sein, als das gelbe Fieber, welches die Portugiesen febre amarella, die Engländer aber den yellow Jack nennen, Lissabon verheerte. So flach ist

der Strand, daß die Seeschiffe alle weit draußen im Hafen liegen müssen, während Fischer- und Lastboote am Kai das Wasser unter ihrem Kiel vollkommen verlieren. Hier wären große, allerdings auch sehr kostspielige Baggerarbeiten geboten.

Daher mag es wohl kommen, daß die Lissaboner ihre Höhen vorziehn, mit dem Fernblick auf das südliche Ufer, auf den Burgfelsen von Palmella und den Ozean; oder mit dem Gegenüber einer der andern, durch tiefe Stadt- und Gartenthäler getrennten Städte. Ich kenne keine zweite Stadt Europas, welche eine Promenade hätte wie den Jardim de São Pedro de Alcantara, wo man sich in schwindelnder Höhe (daher immer hohe, unübersteigbare Eisengitter!) über der Baixa befindet, und drüben den herrlichen Bergzug hat, welcher mit dem Kastell des heiligen Georg in Ost-Lissabon beginnt und mit der Ermida de Nossa Senhora de França (die ellenlangen Namen verstehen sich hier immer von selbst) endigt. Wie wunderbar der Blick von dem Largo do Principe real auf die Cypressenhöhe mit der Estrellakirche; und nun gar die Aussicht von der Terrasse des Wasserdepots (Mãe d'aguas livres), wo man das ganze ungeheure Panorama Lissabons vom Rücken erschaut und zugleich in das Innere des Landes bis zur Serra von Cintra blickt; oder die Schau von der Höhe bei Ajuda, oder von den Necessidades und dem merkwürdigen Festungsthurm Belem auf den Ozean.

Es giebt Leute, die sich darüber beklagen, daß Lissabon keine eigentlichen Sehenswürdigkeiten besitze; es sind wahrscheinlich dieselben, welche in Interlaken eine Gemäldegalerie

vermissen. Sie übersehen aber auch, daß die Kirche, der Klostergang und der Thurm von Belem ersten Ranges sind; daß keine Stadt sich einer so gewaltigen Wasserleitung rühmen kann, welche das ganze Alkantarathal überbrückt, in Bogen, darunter die größten Kriegsschiffe der Welt hindurchfahren könnten; daß die Ruinenkirche der Carmo, welche mit ihren Marmorpfeilern und Bogen geisterhaft von der Höhe blickt (mich erinnert sie an die Katharinenkirche in Wisby), und vor Allem die Domkirche (Sé) ersten Ranges sind. Die Pombalschen Paläste an der Praça do Comercio und das seltsame Triumphthor nach der Rua Augusta hin tragen allerdings den Stempel des nüchternen Aufklärungsjahrhunderts an ihrer Stirn; die kostbare Estrellakirche ist lediglich eine mißlungene Nachahmung der Peterskirche; São Vicente de Fora hat nichts als seine Gräber des Hauses Bragança, São Roque nichts als die überreich ausgestattete Kapelle des Täufers Johannes, welche so manches „Conto" (so wird hier eine Million genannt) verschlungen hat: aber von hohem Interesse bleibt doch der marmorne Pelourinho („Galgen", die Rolandssäule der deutschen Städte), die Façade der Congregationskirche, die Casa dos Bicos, die Sammlung im „Palaste mit den grünen Fenstern" und im Akademiegebäude hoch oben auf „Westlissabon" mit ächten Raffaels und Michel Angelos; die Reiterstatue Josephs I. auf der Praça do Comercio und die des Herzogs von Terceira, welcher am 24. Juli 1833, siegreich gegen die Migueliten, in Lissabon einzog und — zum großen Aerger der hiesigen (Frankfurter) Deutschen — eine frappante Aehnlichkeit mit Bismarck hat; ferner die Statue Dom Pedros IV.; vor Allem die schönge-

lungene Statue des großen Camões (man spricht diesen Namen nicht Cámoens, sondern Camoisch, und zwar äußerst nasal und mit dem Ton auf der zweiten Silbe aus), welche, in Erz gegossen, auf einer großen achteckigen Steintrommel steht, daran sich die Marmorstatuen von acht portugiesischen Geschichtschreibern, Entdeckern und Dichtern aus dem Zeitalter Camões' anlehnen. Camões war, wie Cervantes, in erster Reihe Soldat, dann Dichter; sein Mißgeschick, sein abenteuernder Sinn trieb ihn in die Ferne, nach Afrika, nach Ostindien; fechten und dichten war ihm ebenso eins, wie bei den einstigen nordischen Skalden; darum hat er mit Recht in der Rechten ein Schwert und in der Linken sein großes Gedicht von den Lusiaden (os Lusíadas), den Söhnen des mythischen Lusus*). Als ächter Sohn des Zeitalters der Renaissance mischt er antikes und modernes, heidnisches und christliches Wesen mit einer merkwürdigen Unbefangenheit in einander; wie Dante singt er die Ereignisse seiner Zeit, die Thaten seines Volks, von der Liebe Leid und Lust. Seine Inez de Castro ist ein schönes Seitenstück zur Francesca von Rimini. Aber um ihn in eine Reihe mit Dante, Ariost oder Tasso zu stellen, dazu gehört doch der Patriotismus der Portugiesen. Auch die Dänen können auf einen Holberg stolz sein, aber darum braucht er noch nicht mit Molière in eine Reihe gestellt zu werden; ein Thorwaldsen verliert nichts an seinem Werth, auch wenn man den Vergleich mit einem Phidias zurückweist.

Es liegt etwas Tragisches in dem Gebahren dieser klei-

---

*) Dextra tenet calamum,
Strictum tenet altera ferrum. Ovid, Heroid. XI.

nen, aber tüchtigen Nationen, der Dänen, der Holländer, der Belgier, der Portugiesen und anderer, welche sich so gern neben die großen Kulturvölker stellen möchten, sich recken und dehnen und ihren Fuß auf ellenhohe Socken stellen, und doch immer bleiben — was sie sind. Um nur das Nächstliegende zu nehmen: was ist ein Camões gegen einen Cervantes oder Calderon! Und nun gar in der Kunst! — In der „Retrospektiven Ausstellung für portugiesische und spanische bildende Kunst", welche seit kurzem in dem Hause mit den grünen Fenstern (Casa das janellas verdes), in Veranlassung des frühern Besuches Königs Alphons XII. eröffnet worden, stehn die aufrichtigen Portugiesen mit ganz besonderem Schmerze vor einem Hauptbilde der neuspanischen Malerschule, einem „Otélo y Desdémona" von A. Muñoz Degrain, gegen welches alle Versuche der portugiesischen Maler in der Akademie und in den Palästen der Necessidades und Ajudas sich nur wie ein Stammeln verhalten. Der Portugiese scheint ohne Beanlagung für die Kunst, selbst ohne Geschick für eine solide Konstruktion. Fast alle seine Bauwerke sind von Fremden ausgeführt; und wo man sich in neuerer Zeit zu eigenen Schöpfungen verstanden hat, wie bei der Erweiterung der Belembauten, bei den Bauten des Campo Grande und anders wo, sind sie entweder verfehlt, oder nachträglich eingestürzt. Der neue Belemthurm liegt in Trümmern. Die neue Kirche auf dem Cemiterio occidental fand ich von draußen und drinnen gestützt, weil auch sie den Einsturz drohte. So etwas wäre in andern Ländern doch kaum möglich.

Dagegen muß ich gestehn, daß ich bis jetzt nirgends den portugiesischen Hochmuth, von welchem manche Reisende so

sonderbare Züge erzählen, bestätigt gefunden habe. Irgend ein Thor mag allerdings ein Mal ein Kanonenboot „o destrucdor do mundo“ genannt, ein Publizist die portugiesische Kavallerie nach „piés de cavalho“, das heißt mit viermaliger Vergrößerung, gezählt haben: jedenfalls gehört dieses der Vergangenheit an, als Portugal noch außerhalb Europas lag und man sich noch nicht mit andern Ländern vergleichen konnte. Während einer Verhandlung der Cortes und nach erfolgter Abstimmung fragte mich allerdings mein Nachbar: was wohl „Europa“ dazu sagen werde; aber im Ganzen weiß man doch, daß Portugal heutzutage in Europa nicht mitzählt, und empfindet es mit begründetem Schmerz. Freilich hat man noch immer in der Erinnerung, was der Dichter einst mit Recht von den Thaten der „Lusiaden“ sang; und aus dem Gedichte eines großen nationalen Dichters, wie Camões, steigt es fortwährend wie ein berauschender Duft auf, der den Menschen das gesunde Urtheil verwirrt und sie über Ziel und Streben täuscht.

Lissabon, den 20. April 1882.

Es kann wohl sein, daß ich noch ein Mal in meinem Leben eine schönere Stadt schauen werde, aber wohl kaum jemals eine gleich reinliche, geputzte, sonntägliche. Wir haben nun so lange über den notorischen Schmutz des Südens gesprochen, daß wir nicht merkten, wie uns dieser Süden in allem, was Sauberkeit und Reinlichkeit betrifft, bereits den Vorsprung abgewonnen hat. Ich meine nicht bloß die Hos-

pitäler und Krankenanstalten, nicht die prachtvollen Hotels und Kaffeehäuser, die glänzenden Läden und Aehnliches, sondern die Straßen selbst, die mit Fayenceplatten (Azorejos) von oben bis unten, tapetenartig bedeckten Häuser und alles, was sonst sein Gesicht dem öffentlichen Leben zuwendet. Hier macht alles, Plätze, Straßen und Häuser den Eindruck, als würde es jede Nacht von freundlichen Wichtelmännchen gereinigt. Nirgends schmutzige und übelriechende Rinnsteine, keine Straße ohne Kanalisation; das Trottoir meist eine prächtige Mosaik; in Entfernungen von wenigen hundert Schritt an irgend einer Ecke immer ein bequemes Oertchen zum Abtreten; die Polizei überall vorhanden, nirgends aufdringlich; die Gallegos, jene stillen geschickten Straßenarbeiter und Gepäckträger aus dem spanischen Galicien, die denselben Dialekt, Verzeihung! — dieselbe Sprache wie die Portugiesen reden, überall dienstwillig zur Hand. Einst gingen sie vorzugsweise als Aguadores durch die Straßen, jetzt ist deren Zahl bedeutend verringert, da ein halbes Hundert „Chafarizes", das sind immerrauschende Brunnen, die Stadt mit dem herrlichsten Wasser versorgt. Aber auch noch jetzt füllen die Gallegos hier immer ihre kleinen Wasserfässer, wandern damit durch die Straßen und stoßen den Ruf agua! mit einer höchst charakteristischen Tonfolge aus, indem sie das a auf einen langgezogenen Ton in der Mittellage der Stimme, das ua aber plötzlich wohl zwei Oktaven höher mit der Fistelstimme geben. An den meisten der Chafarizes (ein arabisches Wort) hängt ein messingener blank geputzter Becher, von dem so mancher Vorübergehender Gebrauch macht, und daraus auch ich immer mit Genuß getrunken habe.

Wahrhaftig, nie werde ich die Stunden vergessen in dem Jardim de São Pedro de Alcantara, neben der Quelle mit dem Trinkbecher, unter tiefschattigen Bäumen sitzend, mit dem Blick auf ein köstliches Blumenparterre, darin antike und neuere Büsten stehn, von Mark Aurel und Homer ab bis zu „héroes dos descombrimentos dos Portuguezes“, einem „Prinzen Heinrich, Cabral, João de Barros, Vasco da Gama, João de Castro, Affonso Albuquerque und Andere. Denn man steht diesen Menschen hier doch mit ganz andern Gefühlen gegenüber als zu Hause, wo ihre Erscheinung immer etwas Nebelhaftes hat.

Und die Menschen sitzen hier alle so still, so friedlich, ich möchte sagen: so sonntäglich. Immer geben sie auf Fragen bereitwillig Auskunft, und fragen ihrerseits, halb schüchtern, halb neugierig nach dem Woher und Wohin. Niemand spuckt hier, wie in Spanien; kein Mensch bettelt uns an. Als ich einst, auf dem Castello de São Jorge eine Apfelsine (hier laranja geheißen) aß und die Schalen auf das Straßenpflaster warf, machte mich ein junger Mensch in der höflichsten Weise darauf aufmerksam, daß dieses in Lisboa nicht gestattet wäre. In der That hatte ich kurz vorher einen Herrn gesehn, welcher mit einer Handvoll Apfelsinenschalen durch die Straßen ging, um sie wahrscheinlich im Tejo zu deponiren. Ich würde mich durchaus nicht gewundert haben, wenn er sie ängstlich und bescheiden in seine Rocktasche gesteckt oder gar aufgegessen hätte. Und nun gar welche Complimente und Umschweife in den Kaffees, den Verkaufsläden! Wünscht der Herr (o Senhor), befiehlt der Herr, so geht es in einem fort; denn aus lauter Höflichkeit wagt der Por-

tugiese einen Andern nicht direkt anzureden. Und das Alles kommt mir gar nicht so neu, so fremdartig vor.

Und da habe ich's: die Portugiesen sind die iberischen Sachsen.

Die Parallele könnte beliebig weiter fortgesetzt werden. Ich dürfte nur an die Sprache denken, welche einem spanischen Ohre gerade so klingt wie uns das Sächsische, oder wie einem Schweden das Dänische. Die Lustspieldichter haben von diesem linguistisch-phonetischen Gegensatz auch immer einen ausgiebigen Gebrauch gemacht; und noch jetzt darf ein Madrider in seiner „Zarzuela" nur einen Portugiesen den Mund aufthun lassen, um des Lacherfolges gewiß zu sein.

Freilich die Portugiesen weisen auf ihren Gil Vicente, den Vater der portugiesischen Bühne hin, welcher seine Personen bald spanisch, bald portugiesisch reden läßt, anscheinend ohne damit einen komischen Gegensatz hervorheben zu wollen. Denn in den frühern Jahrhunderten, wo häufige Heirathen unter einander die beiden Königshäuser verbanden, wo überhaupt der nationale Gegensatz, welcher heutzutage in Europa den Krieg Aller gegen Alle hervorgerufen hat, durch die katholische, alle Völker umfassende Kirche gemildert wurde, gestand man sich noch gern eine gegenseitige Gleichberechtigung zu. Zur Zeit sucht man den Abgrund, der zwischen Spanien und Portugal besteht, diplomatisch zu überbrücken. Aber das Volk ist voll von allerlei Geschichten, welche geeignet sind, den Nachbar, herabzusetzen. Der Portugiese stellt den Spanier als hochmüthig, hart und rücksichtslos dar, dieser verspottet die Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit des Por-

tugiesen. Er ist ihm fast der dumme Hans in dem deutschen Märchen.

Ich meinerseits habe keinen Zweifel darüber, daß die Portugiesen in allem, was wir europäische Civilisation nennen, die Spanier bereits weit überholt haben.

Die Deutschen hier führen, nach ihrer Versicherung, ein höchst gemüthliches Leben. Mit einem Frankfurter Reisenden (der mir übrigens versicherte, daß die deutschen Fabrikate hier und auch in Spanien die englischen und französischen überall verdrängten) nachts durch die Rua do Alecrim wandernd, vernahm ich einen leisen, fernen Donner. Ei, das ist die deutsche Kegelbahn, sagte Herr M. lachend. Wir stiegen mehrere Treppen hinauf zu einer hohen Terrasse, neben dem Hotel Bragança, und fanden in dem deutschen Klub die Herrn in Hemdärmeln bei vortrefflichem Hamburger Bier sitzen. Natürlich wurde erst politisirt. Das Urtheil über die Portugiesen lautete im Ganzen günstig genug. Immer gemüthlich — sei hier die Devise. An einem Festabend hätten sie ein Mal einer Schildwache das Gewehr fortgenommen und ihr dafür einen Besen gegeben, damit sie damit exercire; und alles im Beisein des Publikums und lachender Polizeibeamten.

Konsul J., unser gefälliger Landsmann, wohnt in einem prachtvollen Hause in der Rua da Emenda. Seine Frau, eine geborene Holländerin, empfing mich mit ungesuchter Herzlichkeit und schenkte mir kunstvoll aus Orangenholz ge-

schnitzte Zahnstocher, eine Spezialität von Coimbra. Wie sonderbar uns ein solcher deutscher Abend in der Fremde vorkommt! J.'s Diener, welcher schon seit ein paar Jahrzehnten dem Herold'schen Hause (dieses die Firma, die schon über einhundert Jahre besteht) seine Dienste widmet, versteht und spricht kein Wort deutsch, obwohl er im Hause nur diese Sprache zu hören bekommt. Ja, wenn er ein Neger wäre, dann lernte er wohl deutsch! Aber ein Portugiese fallar allemão —? nunca!

Nach Konsul J.'s Mittheilung besteht noch jetzt in Portugal und Brasilien eine Sekte der „Sebastianistas", so genannt nach dem in der Schlacht von Alkasser Kebir 1578 gefallenen König Sebastian, welche auf eine Wiederkunft desselben, als eines befreienden Messias wartet. Die furchtbare Niederlage, welche die portugiesische Macht brach und Portugal von seiner Höhe stürzte, der Tod des Königs, dessen Leichnam verschwunden blieb, erzeugte damals die Vorstellung, der König lebe noch immer und werde einst zurückkehren, um Ordnung in das zerrüttete Staatswesen zu bringen und Portugal seine alte Größe wiederzugeben. Falsche Sebastians traten auf und nährten den Wahn, so ein Schuster Bandarra von Trancoso. Später ging der Sebastianismus allmählig in einen unbestimmten Messiasglauben über; und so ist es denn gekommen, daß die Sekte der Sebastianistas noch immer durch neue Gläubige verstärkt wird. Denn die Hoffnung auf einen Messias wird niemals ein Ende nehmen, so lange es Menschen giebt.

Bei den Deutschen in Lissabon gedenke ich auch gern ihres Kirchhofes weit im Westen der Stadt. Unter „Pro-

testantes“ versteht man hier die Engländer und Holländer, unter ihrem Kirchhofe das schöne Cypressen-Viereck nahe der Estrella, mit dem Denkmal Henry Fieldings, des Dichters des Tom Jones. „Aliis non sibi vixit“ — notirte ich mir aus der langen Inschrift. Der „Allemão“ aber umfaßt alle andern Protestanten, die Deutschen, Dänen, Norwegen, Schweden, geradeso wie in Malaga. Wie wüst erscheint der portugiesische Cemiterio occidental mit seinen „jazigos“ (Ruhestätten) und kalten Marmordenkmälern gegen diesen deutschen Kirchhof, wo alles blüht und duftet und unzählige Vögel in den Bäumen singen. Ueberall dieses kurze: „hier ruht“, das schwedische „här hvilar“ oder das portugiesische „aqui jaz“. Eine freundliche Frau führt die Aufsicht über diesen Kirchhof, von welchem man auf Ajuda und den Ozean schaut. Wie deutsch war hier Alles: die Küchlein liefen am Hause frei umher, eine Katze sonnte sich auf dem ganz mit Epheu und Rosen umzogenen Fenster; Schmetterlinge wiegten sich auf den Blumen und die Bienen summten in der weichen Meeresluft.

Der evangelische Geistliche Antonio Terreira de Miranda hat hier auf seinen Grabstein folgende Betrachtung geschrieben:

Só Deos é grande	Nur Gott ist groß
En quanto ha tempo,	Von Ewigkeit her,
O mundo é nada;	Die Welt ein Nichts;
E depois d' elle a virtude	Und weiter dachte und sann ich
Meditai e pensai	Die Tugend,
O ceo e tudo.	Den Himmel und Alles.

Lissabon, den 21. April 1882.

Von Cintra sagt Robert Southey in seinen Letters on Portugal (1814): the most blessed spot in the habitable globe; und ein spanisches Sprüchwort meint: Dejar á Cintra y ver al mondo entero, es, con verdad, caminar en chapucero. Es ist das Brighton Lissabons.

Früher wanderte man, um Cintra zu erreichen, längs der Tejoküste über Belem und Cages nach Cascaes, dem sogenannten „Fin do mundo", und dann nördlich über das Cabo da Roca und Collares; jetzt schlägt man lieber den Landweg über Bemfica und Queluz ein und erreicht das sechsundzwanzig Kilometer entfernte Cintra in drei Stunden. Ich fühlte mich in Lissabon in so gehobener Stimmung, daß ich für meine Fahrt nicht den billigen Omnibus wählte, sondern einen eigenen Wagen nahm, für welchen ich fünfundzwanzigtausend Reis, oder besser, fünf Milreis, also etwa zweiundzwanzig Mark, zu zahlen hatte. Bei dieser Reis-Rechnung operirt man immer mit fabelhaften Summen. Ein Almuerzo bezahlt man mit sechs- bis siebenhundert Reis, eine Comida mit achthundert Reis. Wer in Portugal ein jährliches Einkommen von eintausend Milreis hat, verzehrt eine Million. Wir befinden uns im Vaterlande der Millionäre.

Mein Kutscher war ein spanischer Gallego aus der Gegend von la Coruña und lachte übers ganze Gesicht, als ich ihn spanisch anredete; ich profitirte dafür von seinem Portugiesisch. Er fuhr vortrefflich und fütterte gelegentlich seine Pferde mit gelben Carotten.

Lissabon sendet nach Nordwesten hin ein fünf Kilometer langes Straßenband aus, eingefaßt von Häusern, Gärten und den herrlichsten Villen, eine via triumphalis eigenster Art. Erst in Bemfica befindet man sich endlich im Freien, zwischen Weizenfeldern, die in Aehren stehn, Aloehecken und blühenden Wiesen. Von Zeit zu Zeit meldet ein durchdringender Orangengeruch eine neue Quinta an. Man erblickt an den Bergen die weißen eigenthümlichen „Archen" der Wasserleitung und unzählige moinhos de vento, kleine aber aus Mauerwerk erbaute Windmühlen. Auch hier sind die Bäume alle nach Südosten gebogen; denn der Nordwestwind, — so sagte mir Konsul J. — weht in Portugal elf Monate lang.

Welche unbeschreibliche Blüthenpracht rings! Solche Blumenfelder mit Futterkräutern, rothem Mohn, blauen Convolvolus, Malven und Hunderten von anderen Blüthen habe ich noch niemals gesehn! Die Landschaft ist hügelig, nirgends groß, aber sie wogt auf und ab wie ein leicht bewegtes Meer, oder wie ein großer Teppich, den man ausschüttelt. Der Boden besteht aus Kalk und Basalt.

Hinter dem königlichen Schlosse Queluz (Kelúsch, mit langem u) und Massamá erblickt man südlich die Tejomündung und das Meer, bald darauf auch die Serra de Cintra, ein graues, unscheinbares Granitgebirge, welches uns hier den Rücken zuwendet. Deutlich erkennen wir es als eine Granitinsel mitten in der welligen Schieferlandschaft, die hier dürftig und unfruchtbar ist. Sie roden hier, wie in Norwegen, die Steine aus dem Boden aus und setzen sie in langen Mauerwällen auf.

Ein junger Mensch, — die Portugiesen sagen um rapáz — Leben und Gesundheit in jedem Glied, mit prallen Schenkeln wie ein Tiroler, kam uns entgegen und bot uns seinen borrinho (Esel) für die Penha an. Ich engagirte ihn gern; er aber wollte im Wagen nicht Platz nehmen, sondern lief immer neben uns her, wie ein Schnellläufer, wandte sich später auf einem Richtwege seitwärts und lachte uns beim Hotel Nunez schon freundlich entgegen.

Bei Ramalhão in dem historisch gewordenen Schlosse des Visconde de Valmor, einem „reaktionären Brutnest", wie mein Kutscher meinte, von welchem einst (1832) der spanische Don Carlos die Brandfackel des Bürgerkrieges in sein Vaterland schleuderte, wird die Landschaft parkartig. Welch herrliche Ulmenallée! Dazu Lorbeeren, Feigen und Pinien. Dann öffnet sich nach Nordwesten ein weiter Blick auf die Hügellandschaft bis nach Mafra hin, dem portugiesischen Escurial, welches hoch am Horizonte aufragt; wir erblickten die Westküste mit dem Ozean; und plötzlich, indem wir den nördlichen Ausläufer des Gebirges mit dem Maurenschloß umfahren, liegt Cintra vor uns, sein Königsschloß und das Städtchen selbst, unzählige Villen mit reichstem Blumenflor; alles gleichsam eingebettet in den Schoß des Gebirges, das zur Linken mit seinen Fels- und Waldterrassen aufsteigt, der höchste Gipfel gekrönt von dem Schlosse der Penha, weiter durch dichte immergrüne Eichenwälder sich zur Villa Monserrate und ganz zuletzt zum Cabo da Roca hinziehend, das seinen Fuß im atlantischen Ozean badet. Zu unserer Rechten aber breitet sich bis zum Meere, dessen Wellen wir von hier deutlich erblicken, eine herrliche Fruchtebene, mit den

Weingeländen von Collares aus, unterbrochen von Flüssen, Thalfurchen und dunkelschattenden Wäldern. Das Ganze eine Vereinigung von Allem, was die Seele füllt, unsren Geist erhebt und die Erde zu einem Paradiese macht, wie es schon Byron genannt hat.

Wer erinnerte sich hier nicht seiner berühmten Verse auf Cintra, seines glorious Eden!

Ich ritt mit meinem „Rapaz" José Rodriguez, auf dem höchst braven Borrinho, der den Namen Querquería führte, hinauf zur Penha, dem einstigen Hieronymitenkloster Don Manoels, jetzt von König Dom Fernando in ein Kastell verwandelt, darin zu weilen eigenthümlich genug sein mag. Denn man befindet sich hier auf der Höhe einer der bedeutendsten Granitkuppen der Serra (nur der „Kreuzberg" ist etwas höher, nämlich 488 Meter hoch) und umfaßt mit einem Blick diese ganze Landschaft, von der Serra de Arrabída im Süden mit dem Cap Espichel, bis zu den Granitbergen im Norden, welche die Provinz Estremadura so eigenthümlich durchsetzen. Im Osten schweift der Blick bis zu den Höhen Alemtejos, im Westen hat man das Meer. Es zogen von Zeit zu Zeit Nebelschwaden über das Land und hüllten die Bergkuppen ein, aber die Sonne zertheilte sie immer wieder. Ich hatte den Muth, von außen hoch hinauf auf die Kuppel zu steigen, welche die Sala de viagens deckt, und saß hier wie in einem Storchnest.

Ein herrlicher Park von Cedern, Pinien, Taxus, Edeltannen, Ulmen und Eichen umgiebt das Schloß. In dem eigentlichen Jardim gehen wir durch eine Sammlung von Camellien und Rododendren, deren Blüthenpracht uns einen

Schrei der Bewunderung entlockt. Und nun gar diese Bougainvillien in dem Gewächshause! Eine gleiche Blüthenfülle (wenn auch andre Blumen) besitzt nur noch das schöne Kahlberg auf unserer Frischen Nehrung.

Von der Penha geht es etwas hinab zu den Ruinen des alten Maurenschlosses mit seiner Cisterne und seiner noch gut erhaltenen Meskita: ein orientalisches in einen Blüthenteppich gehülltes Märchen. Denn hier ist, wie in Granada, der ganze Boden mit blühenden Erdmyrthen bedeckt, auf den Mauerstufen ist es voll von duftenden Hyazinthen und im Grase steht überall unser Gänseblümchen. Wir überschauen von hier besonders gut die Penha und die andern ganz mit ausgewaschenen Granitblöcken bedeckten Kuppen der Serra, des „Montje", wie der Gebirgszug hier auch genannt wird, deren eine die Statue Vasco da Gamas trägt.

Auf einsamem Gebirgs- und Waldwege ritten wir weiter, immer hinabsteigend, bis wir zu dem von uralten Korkbäumen eingefaßten vielfach an Albano erinnernden Wege kamen, der zu dem weinberühmten Collares und vorher zu dem eigentlichen Wunder Cintras, der Villa Monserrate führt. Ihr Besitzer, ein reicher Engländer, Mr. Cook, aber portugiesirt und zu einem Visconde de Monserrate erhoben, hat hier ein ganzes Gebirgsthal in einen Park verwandelt und die mit den reichsten Kunstwerken gefüllte Villa mit einer Pflanzenwelt umgeben, zu der in Wahrheit die ganze Welt beigesteuert hat. Cintra mit seiner Meer- und Höhenlage befindet sich genau an der Grenze, wo sich Nord und Süd die Hand reichen. Es wächst hier Alles, von der Edeltanne Thüringens ab bis zu den Palmen Afrikas, der Kaktus und die

Aloe Mexikos. Die Feuchte des Ozeans ermöglicht das Wachsthum der japanischen Camellien, riesiger Farnkräuter und Hortensien. Der Pisang steht dicht neben Blutbuchen und Eichen; Magnolien, Cedern, Wellingtonianien, Edeltannen, Araukarien bilden ein buntes Gemisch. Und Alles von welcher Ueppigkeit und welcher Größe! Ich fand das Blatt einer Aloe zweiundvierzig Centimeter breit. Und dazu weite englische Rasenflächen, wirklicher Rasen, welcher die Bergabhänge überzieht! Denn an Wasser zu seiner künstlichen Bewässerung fehlt es nirgends. Und in diese wundervolle Kultur blickt immer von hoch oben der schweigende dunkle Wald und das ernste granitene Gebirge. Im Westen aber rollt der Ozean seine weißschäumenden Wogen an die felsige Küste.

Ich könnte Dir noch von dem Königspalaste in Cintra erzählen, so einfach in seiner Ausstattung, daß ein Banquier in einer unserer Großstädte Anstand nehmen möchte, ihn zu beziehen. Trotzdem bewohnt ihn nicht selten der Hof. Cintra war vor Lissabon die Residenz der portugiesischen Könige. Oft stieg von hier König Manoel auf das Kloster der Penha, um nach der Flotte Vasco da Gamas auszuschaun; Don Sebastian unternahm von hier aus den unglücklichen Kriegszug nach Marokko. Mir waren das Interessanteste an diesem Schlosse die beiden hohen thurmartigen Schornsteine, welche das Dach weit überragen und über den beiden Küchen sich kuppelartig wölben. Denn hier fand ich eben jene Küchenhallen wieder, welche man mir in Avignon einst so seltsam gedeutet hatte.*)

*) Band 1 Seite 28.

Caldas da Rainha, den 22. April 1882.

Diese „Bäder der Königin" wirst Du wahrscheinlich ebenso wenig kennen, als ich sie bis vor wenigen Tagen gekannt oder jemals nennen gehört habe. Suche sie auf der schönen Stielerschen Karte etwa neunzig Kilometer nördlich von Lissabon, etwas östlich vom Cap Carvoeiro (Peniche) oder ein Stück nordwestlich von Santarem.

Wie ich aber hieher gelangt, nahe dem Atlantico, fern der Eisenbahn? — Das ist so gekommen. Ein Herr an der „Mesa redonda", welcher nach den kanarischen Inseln reist (das liegt hier Alles so nahe!), erzählte mir, daß er, von Oporto kommend, die Landtour von Pombal über Batalha und Alcobaça gemacht habe, um die dortigen großen Bauwerke kennen zu lernen. Alcobaça? — Batalha? — fragte ich. — Das Großartigste, was Portugal besitzt, lautete die Antwort. Mir fiel zwar eine kurze Notiz aus Lübkes Geschichte der Architektur ein, aber ich schüttelte doch den Kopf und fragte Konsul J. — Gewiß, erwiederte dieser, das Gewaltigste was in Portugal zu finden, an Schönheit keinem Bauwerk in Europa nachstehend. Nun wurde ich erst recht stutzig; ich ging zu Rochini, einem portugiesierten Italiener, und kaum hatte ich seine Photographieen gesehen, so war auch mein Entschluß gefaßt.

Ich bin also auf dem Wege nach Batalha und schlafe die erste Nacht in diesem Schwefelbade; zur Zeit jedoch der einzige Fremde, da das Bad erst am fünfzehnten Mai (in Lissabon badet man in der See sogar kaum vor dem August) eröffnet wird. Im Bahnhofe zu Lissabon gab ich meinen

Koffer nach Coimbra als Eilgut — „con grande velocidade“ — auf, und verließ die Bahn in Carregado. Nach der fieberhaften Aufregung der Großstadt gewährte es einen besondern Genuß, hoch oben auf der kleinen Diligence zu sitzen und, dem feuchtbeschwingten Westwinde entgegen, in die reiche Landschaft Estremaduras zu fahren. Eine Mutter nahm weinend von ihrem vier Jahr alten José Abschied, welcher Verwandte in einer kleinen Stadt besuchte, sich jedoch bald bei meinem für einen Vintem gekauften Apfelsinen beruhigte, dann auf meinen Knien saß und schließlich, von meiner Manta bedeckt, einschlief.

Alemquer liegt hoch über einem Gebirgsthal an dem westlichen Bergabhang; noch ein Mal überblickt man die Tejoniederung, dann geht es hinab in eine öde Kalklandschaft mit ein paar Pinien, Cistus und Eriken. Nur die blendend weiße Straße unterbricht das düstre Braun der Haide, oder gelegentlich ein Kalkofen und die monotone Lissaboner Wasserleitung mit ihren kleinen weißen „Archen“. Ueberall wächst hier wild das Gaisblatt und eine Art kleiner Rosen, welche wir in unsern Gärten kultiviren. Aus der hügeligen Kalklandschaft ragen die eigenthümlichen Granitberge auf, welche, von der Estrella herkommend, in lauter vereinzelten Bergrücken, den Kalk durchbrochen haben: die Serra do Aire, der Lua, die Candieiros, die Serra Junta und der Monte redondo. Als den letzten in dieser Bergreihe kann man die Serra von Cintra ansehn. Man darf sie aber keinesfalls als die Fortsetzung jenes Gebirgszuges bezeichnen. Denn alle diese Bergrücken sind, unabhängig von einander, nur auf einer und derselben geologischen Spalte herausgequollen.

Es kamen böse Regenschauer; trotz der neunzehn Grade Celsius wurde es uns kalt; mein José fing zu weinen an. Aber der Kutscher reichte uns dafür einen ungeheuren chapeo chuva („Regenhut") und so saßen wir wie in Abrahams Schooß.

In Cercal (die Portugiesen sprechen l am Ende der Wörter wie die Polen, also fast o aus) wurde in der Hospedaría reformada de Ibernardino Nunes zu Mittag gegessen. Nach langer Fahrt, immer auf breiten Bergrücken, mit dem Blick in fruchtbare Thäler, auf das Städtchen Obidos und andere Orte, kamen wir endlich nach Caldas.

Dieses Bad ist, wie eine Inschrift besagt, im Jahre 1488 von Dona Leonor, der Frau Don Joãos II. gegründet, später von Don João V. im Jahre 1747 erweitert. Der größte Theil der ausgedehnten Gebäude dient als Hospital, darin vierhundert arme Kranke Auf- und Unterhalt finden. Die zahlenden Gäste wohnen in der kleinen aber reinlichen Stadt. Dunkelschattende Promenaden mit herrlichen Platanen und Ulmen (man denkt an England!) umgeben das sauber und praktisch eingerichtete Bad. Wo gäbe es in irgend einem andern Lande ein gleiches, in erster Reihe für Arme eingerichtetes Bad! Nein, ich wiederhole es: in allem, was die Kranken- und Armenpflege betrifft, sind wir nichts als Barbaren!

Ich besuchte noch zwei Fabriken für Majoliken (louça), welche die Bewunderung Europas erregen möchten, wenn sie je aus Portugal herauskämen; wenn sie — namentlich in ihren feinsten und zierlichsten Erscheinungen — den Ferntransport aushielten. Ich wünschte, Du könntest diese herr-

lichen buntgemalten Kannen, diese Krüge und Schüsseln sehn, die ich schon in Lissabon bewundert hatte, die an Form, Farbe und — ich möchte sagen — Grazie ihres gleichen suchen; diese Blumen und Nachbildungen von Thieren, welche bald als organische Glieder, bald als bloße Ornamente verwendet sind. Zuweilen haben sie Schüsseln mit allerlei kriechenden Schlangen, Eidechsen, Käfern und anderem Gewürm angefertigt, bloß um die größten Schwierigkeiten spielend zu überwinden und gleichsam einen Trumpf auszuspielen. Denn so treu ist die Darstellung, daß man unwillkürlich die Hand zurückzieht.

Ich begegnete in meinem „Hotel Caldense" alten Bekannten, nämlich einem Schächtelchen schwedischer Säkerhets Tändstikkor, und fragte die flinke Kellnerin Emma, welche mir abscheuliche Hammelnieren als eine Delikatesse anpries, was denn jene fremden Worte bedeuteten. Sie meinte, es hieße: Verbrenne Dir nicht die Finger! So habe es wenigstens neulich ein Engländer gedeutet. — —

Nun sind die Lichter heruntergebrannt, und ich sitze ganz allein in dem großen, dunklen Speisesaal, müde und frierend. Kennst Du den lithauischen Ausdruck: szaukszta palikti, — den Löffel hinlegen?

Batalha, den 23. April 1882.

Das Wechseln meiner „Libra", nämlich eines englischen pound, machte den Leuten am Morgen viel Mühe. Bei größern Summen rechnet man in Portugal oft nach Pfunden;

denn die englische Goldmünze von zwanzig Schilling hat in Portugal nicht bloß Cours, sie ist thatsächlich die Goldmünze des Landes und wird an allen Kassen, gleichwerthig, für viertausendfünfhundert Reis angenommen. Allerdings hat Portugal eigene Goldmünzen von ein-, zwei- und fünftausend Milreis, aber man prägt nur wenige aus, weil es vortheilhafter ist, — so meinen die Portugiesen — wenn sich fremde Goldmünzen abnutzen. Uebrigens haben die Kupfermünzen, die Zwanzig- und Vierzig-Reisstücke (die „Vintens" und „Patacos") eine Größe, daß sie mit Erfolg als diskusartige Wurfgeschosse benutzt werden könnten. Und dabei gilt ein Vintem etwa einen und der Pataco zwei Sou. Aber sie werden nun in Bälde eingezogen sein; ils vont à disparaitre — wie ein Franzose in Lissabon äußerte.

Wieder war es eine feuchte, aber dieses Mal sehr heitere Fahrt in den frischen Sonntagsmorgen hinein. Ich saß auf meinem hohen Coupeeplatz, mitten unter muntern, ja ausgelassenen „Rapazes"; der einzige alte, aber nicht grämliche Mensch unter all dieser Jugend. Welch ein Rufen, Scherzen, Singen und Necken! Hunderte von Leuten zogen nach Caldas zum Sonntagsmarkte, die meisten auf ihrem „Borrinho", die jungen Leute mit einem langen, mit Messing beschlagenen Stock (pal, gesprochen pao) in der Hand; die zu Fuße gehenden Frauen große Eierkörbe auf dem Kopfe balancirend. Von allen diesen Personen wurde keiner verschont; jeder erhielt sein Neckwort, oder sonst einen lauten Zuruf; selbst die Hunde ließ man nicht ungeschoren vorbei. In die üppige Landschaft mit ihren Getreide- und Weinfeldern, den Aloe- und Rohrhecken (biteiras, canizes), der Boden der Fichten-

wälder oft mit den prächtigen weißen Blüthen des Sedums (bálsamo bravo) bedeckt, blickte durch einen Gebirgseinschnitt, mit der „Concha“, an welcher São Martinho do Porto liegt, der Ozean; immer der alte circumlatrator, der „hochaufrauschende, bellende“, wie ihn schon Avienus nennt.*)

Dann hinauf, und auf langen Höhenrücken, mit verschwommenen Blicken in die halb neblige, halb sonnige Ferne weiter, bis sich die Straße wieder in die herrliche, mit Eichenwäldern bedeckte Thaltiefe senkte, und Alcobaça mit seinen Klostergebäuden und Quintas in einer Lage, die an Thüringen erinnert, vor uns erscheint. Das schöne Hotel Alcobacense von Antonio Sousa Galinha gewährte wünschenswerthe Erquickung und namentlich vortrefflichen Thee, den die Portugiesen bekanntlich „Cha“ (die originale chinesische Bezeichnung) nennen.

Vor der Kirche war auch hier ein vollkommener Jahrmarkt etablirt; hunderte von Eseln warteten auf ihre Herrn, die sich noch drinnen befanden, schwarze Schweine auf die betreffenden Käufer. Gerade jetzt öffneten sich die Thüren und es erschienen auf der breiten Terrasse vor der Kirche wohl tausend Menschen, die Männer fast alle mit schwarzen Jacken und Zipfelmützen und mit ihren spitzen, messingbeschlagenen Stöcken, die Frauen um den Kopf ein Zipfeltuch geknüpft und darauf einen flachen Männerhut gesetzt. Daß die Kinder hier, wie in Deutschland und der Schweiz, den Dünger von der Straße auffsammeln, will ich

---

*) Ora maritima V. 129. 130: — — orbis effusi procul circumlatrator, iste pontus maximus.

nicht unerwähnt lassen. Solche Kleinigkeiten dienen als bester Kulturmesser.

Alcobaça — der Name kommt von den Flüßchen Alcoa und Baça —, angeblich das größte Cisterzienser-Kloster der Welt, wurde von Affonso Henriques gleich nach der Eroberung Lissabons gegründet (1148). Seine Besitzungen, seine Reichthümer waren immer ungeheuer. Die Zahl seiner Mönche überschritt zwar niemals die von 999, aber auch diese reichten aus, um in der Reihe der Gebete und Messen keine Pause eintreten zu lassen. Der Abt hatte Bischofsrang, war eo ipso Großalmosenier, General der Cisterzienser in Portugal und Meister des Christusordens. Wenn der König Alcobaça besuchte, so waren ein paar neue Stiefel alles, was man ihm als Huldigung darzubringen hatte. Aber das Kloster verwendete bis dreißig Prozent seiner Einkünfte zum Besten des Staats; es stellte in der Schlacht von Aljubarrota elf Fähnlein; die Mönche unterrichteten die Jugend und unterhielten täglich Hunderte von Bedürftigen. Noch Murphy, welcher Ende des vorigen Jahrhunderts hier war, spricht mit Enthusiasmus von der Wirksamkeit dieser „Frades“. Aber der schwarze Tod dezimirte sie, ihre Einkünfte verringerten sich; die Franzosen endlich zerstörten den ungeheuren Häuserkomplex des Klosters, das fünf Höfe umfaßte, und nur die Stärke ihrer Pfeiler rettete die herrliche Kirche vor der Vernichtung. Denn die rings um die Pfeiler herum geschichteten Holzstöße vermochten nichts weiter, als die Basen sechs bis acht Zoll tief in Kalk zu verwandeln. Seit der Aufhebung der Klöster ist dieser Riesenbau nunmehr Staatseigenthum und sinkt mehr und mehr in Trümmer.

Die von 1148 bis 1222 im frühgothischen Style, nach dem Vorbilde der Abteikirche von Pontigny bei Auxerre erbaute Kirche, hat zwar ihre ursprüngliche Façade (mit Ausnahme des Hauptportals) eingebüßt, aber ihr Inneres macht noch immer einen mächtigen Eindruck. Hier ist alles groß, wuchtig und streng bis zum Uebermaß. Ungeheure Pfeiler, zwölf auf jeder Seite, trennen das Hauptschiff von den beiden gleich hohen Seitenschiffen; nicht die mindeste Zierrath bedeckt sie; sie stehn so nahe an einander, daß die Zwischenräume kaum den Durchmesser eines Pfeilers betragen. Tritt man in die Kirche, so bilden diese Pfeiler eine einzige Wand, welche keinen Durchblick gestattet. An den Wänden der Seitenschiffe entspricht immer ein Halbpfeiler dem Pfeiler des Hauptschiffs. Diese Seitenschiffe sind bei einer Höhe von vierundsechzig Fuß so schmal, daß sie eher Korridore oder hohe Pyramidengänge zu nennen sind. Daher verbinden sich auch die gothischen Bogen oben ungemein spitz, wie die Hallen eines Buchenwaldes, während die Gewölbe im Hauptschiffe sich fast dem Rundbogen nähern.

Die dreihundert und sechzig Fuß lange Kirche hat ein Querschiff, einen Chor und die Fortsetzung der Seitenschiffe als Chorumgang.

Das Querschiff bildet nicht ein einziges Schiff, sondern wird von dem Langhause durch ein besonderes Seitenschiff getrennt. Es hat sechs Pfeiler auf jeder Seite. Der Chor, eigentlich nur eine große Apsis, wird von neun Fenstern erhellt. Am Südende des Querschiffs fällt das Licht durch eine große Fensterrose. An den Chorumgang schließen sich vier Capellen auf der Nord- und drei auf der Südseite an.

An Stelle der vierten befindet sich hier ein Durchgang mit beachtenswerthem Deckengewölbe und schönen Konsolen. Er führt durch ein Portal, dessen reiche Einfassung (von zwei sich verzweigenden Baumstämmen) bewundernswerth ist.

Aber all diese herrliche Architektonik findet ihren rechten Abschluß doch erst in der Capelle dos Tumulos, welche sich an das Querschiff im Südwesten anschließt und die Grabdenkmäler von Pedro I. und der unglücklichen Ignez Castro, sowie anderer portugiesischer Könige enthält. Ihre Architektur, die strenge Gothik des vierzehnten Jahrhunderts, wäre allein schon des höchsten Preises werth. Wie herrlich diese beiden schweren Pfeiler, welche das gothische Gewölbe tragen, und die drei Fenster im Westen, durch welche ein gedämpftes Licht auf den grünlichen Sandstein fällt! Aber was ist all diese strenge Pracht im Vergleich mit den Tumuli, darauf die beiden Liebenden ruhn! König Pedro hatte es ausdrücklich so bestimmt: diese Grabdenkmäler sollten sich Fuß an Fuß (nur durch einen kleinen Zwischenraum getrennt) gegenüber stehn, damit bei der Auferstehung einst sein erster Blick dem der Geliebten begegne. Kennst Du ihre Geschichte?

Pedro hatte als Kronprinz die schöne illegitime Tochter eines aus Spanien geflohenen Edelmannes de Castro am Hofe seines Vater Affonso IV. kennen gelernt und sich mit ihr heimlich vermählt. Als andere kastilische Edelleute nachfolgten und Ignez dem Kronprinzen drei Kinder geboren hatte, wodurch der Einfluß der schönen „Spanierin" am Hofe wuchs, verschworen sich die portugiesischen Adligen gegen sie und wußten den König zur Einwilligung in den Tod derselben zu gewinnen. Man ermordete sie am siebenten Januar

1355 in jener Quinta das Lágrimas bei Coimbra, wo die „Fonte dos Amores" noch jetzt von der Grauenthat Kunde giebt. Pedro, als er den Tod seiner geliebten Ignez erfuhr, erregte einen Aufstand gegen seinen Vater und wurde nur mit großer Mühe durch den Bischof von Braga zu einer Aussöhnung vermocht.

Als er dann im Jahre 1357 den Thron bestieg, berief er eine Versammlung der Edlen nach Cantanheda, schwur auf das Evangelium, daß Ignez seine ihm angetraute Gemahlin gewesen, ließ sie aus deren Grabe nehmen, sie krönen, und zwang die Adligen, der Todten durch Handkuß (Baija mãos) zu huldigen. Zwei der Mörder, Pedro Coelho und Álvaro Gonçalves, hatte der kastilische König ihm ausgeliefert (Diego Lopez war entflohn); diese ließ der König unter den grausamsten Martern in Coimbra hinrichten; die todte Ignez aber, „Königin erst nach dem Tode", wurde in einem glänzenden Zuge, auf den Schultern der Würdenträger der Krone, von Hunderten von Fackelträgern begleitet, siebenzehn Legoas weit, nach dem Kloster Alcobaça gebracht.

Hier ruht sie nun, mit der Krone auf ihrem Haupte, „geliebt, wie nie ein Weib geliebt worden", auf jeder Seite von drei Engeln bewacht, zu ihren Füßen ein Hündchen (das letzte von den drei ursprünglich vorhandenen), als Sinnbild der Treue. Auch Dom Pedro hat seine Krone, die Engel und den Hund zu seinen Füßen. Der Sarkophag des Königs ruht frei auf sechs Löwen, der der Königin auf sechs sphinxartigen Gestalten. Prachtvolle Reliefs mit hocherhaben gearbeiteten, oft ganz frei stehenden Figuren, Scenen aus der heiligen Schrift darstellend umgeben beide Tumuli. Am

Kopfende des Sarkophags Dom Pedros liest man die Worte: Fin do mundo.

Der Sakristan hatte mich hier ganz allein gelassen, um andere Fremde zu führen. Ich notirte mir die Inschriften auf den Gräbern der Könige Affonso II., aus dem Jahre 1220, und Affonso III. von 1304, welche mit ihren Frauen Urraca und Brites hier beigesetzt sind, und der Tochter des Letztern, Sancia, vom Jahre 1302. Auch diese, vom Rost der Zeiten ganz grün gefärbten Denkmäler sind von der größten Wirkung. Aus dem Dämmerlicht der Grabkapelle blickte ich in die von den Sonnenstrahlen ganz durchleuchtete, leere Kirche. Es blieb vollkommen still. Nur von Zeit zu Zeit erklang ein ferner Glockenton, wie eine leise Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Der Klosterhof auf der Nordseite der Kirche, zum Theil zerstört und mit grünlichem Schimmel überzogen, im Styl streng romanisch, ist ebenfalls von der größten architektonischen Schönheit. Wie malerisch auf der Nordseite das sechsseitige, aus dem Kreuzgange heraustretende Brunnenhaus! Die Kapelle im südlichen Kreuzgange mit einer andern Quelle ist zwar neuren Ursprungs, aber kein unwirksamer Zusatz.

An diesen Klosterhof schließt sich im Westen die von vier mächtigen Pfeilern getragene gothische Sala dos Reyes, eine herrliche Halle, welche an so viele ähnliche Bauten in den Niederlanden und in Norddeutschland erinnert. Wir erstaunen doch immer von Neuem über diese Uniformität der Bauwerke in Europa. Und wie lange, so wird nur ein einziger Baustyl die ganze Erde beherrschen. Hier hat man

noch einen jener mächtigen ehernen Kessel (caldrão) aufbewahrt, welchen die Spanier in der Schlacht bei Aljubarrota (1385) zum Kochen ihrer Speisen benutzten. Als zur Zeit der spanischen „Knechtschaft" Philipp II. hier durchfuhr, bat der Abt, mehr taktlos als höfisch, um die Erlaubniß, diesen Kessel in eine Glocke umgießen zu dürfen. Philipp, dem die Erinnerung an jene Niederlage der Spanier unangenehm war, half sich mit einem Scherze, indem er äußerte: „Lassen wir das! Denn hat schon der Kessel so viel Lärm in der Welt gemacht, was wäre nicht erst von einer Glocke zu erwarten!"

Ich hatte im Hotel Alcobacense für ein vorzügliches Almuerzo nur drei „Tostoisch" (tostões) zu bezahlen und fuhr bald nach Mittag, wiederum mit einer großen Zahl lustiger Burschen ab. Die portugiesischen Diligencen haben nur einen Platz (nicht drei, wie in Spanien), man sitzt also, wo es Einem gefällt. Ich wählte natürlich wieder meinen hohen freien Coupeeplatz. Ganz zuletzt brachte der Kutscher noch einen großen Armvoll grünen Hafers für die Pferde, der bereits zwei Meter hoch war. Wie wunderbar ist doch dieser portugiesische Frühling!

Es geht von Alcobaça, das in der Thaltiefe liegt, wieder eine Anhöhe hinan; oben erblickt man im Osten ein kahles Gebirge „Valle grande" nach der Stielerschen Karte, aber Serra d'Albardos von meinen Burschen genannt. Es ist 613 Meter hoch. Im Westen sieht man die großen Fichtenwälder, welche sich bis jenseits Leiria hin erstrecken, durch-

brochen von einzelnen blendend weißen Meeresdünen, welche sich in den Wald ebenso stürzen wie auf unserer Kurischen Nehrung. Nur der kuppenförmige Monte de São Bartolomeu überragt die weite Waldlandschaft.

Die ganze Westküste Portugals ist, recht im Gegensatz zu der gebirgigen Küste Galicias mit ihren tiefeingeschnittenen „Rias“, flach, sandig und hafenlos, bis auf die drei durch den Douro, Tejo und Rio Sado gebildeten Häfen von Oporto, Lissabon und Setúbal. Wo ein Vorgebirge in das Meer hinein tritt, wie die Cabos de Mondego, Carvoeiro, da Roca, Espichel, de Sines und de São Vicente, ist es immer der Ausläufer einer der von Nordosten nach Südwesten streichenden Gebirgsketten.

Die sandige, oft sumpfige Küste ist die eines Niederlandes. Die Meeresströmnungen bilden, namentlich an der Mündung der Flüsse, große Barren, Sandbänke, Nehrungen, oft mit einem „Tief“, wie bei den Salzsümpfen von Aveiro. So ist es gekommen, daß „Barra“ in Portugal, namentlich in Algarbien, überhaupt Einfahrt, Hafen bedeutet; doch vermögen immer nur kleine Seeschiffe dieselbe zu passiren.

Wir kamen bald nach Aljubarrota, einem kleinen aber in der portugiesischen Geschichte weitberühmten Orte, bei welchem am vierzehnten August 1385 die große Schlacht geschlagen wurde, welche definitiv die Unabhängigkeit Portugals von Spanien besiegelte. Es herrschte und herrscht zwischen diesen beiden Völkern noch immer ein unausgeglichener Gegensatz, eine Art von Bruderhaß, wie einst zwischen den Dänen und Schweden. Aber im Norden hat man sich ausgesöhnt; man

spricht von einer skandinavischen Union; den Portugiesen kann man aber kein größeres Leid bereiten, als wenn man ihre Zukunft in enger Verbindung mit Spanien malt. Ist doch fast ihre ganze Geschichte ein Ringen mit dem mächtigern Nachbar, ein Kampf auf Tod und Leben um eine selbständige Existenz! Sie können das nicht vergessen. Ja, wenn Spanien der schwächere Theil wäre! Aber sich unterwerfen, mit all ihren glorreichen Traditionen in dem ungeordneten, ewigen Revolutionen ausgesetzten spanischen Staatswesen aufgehn — nunca!

So ist denn auch Aljubarrota, wo Dom João I., eigentlich sein jugendlicher Feldherr, der spätere große „Condestabre" Nuno Alvares Pereira, die Spanier vollkommen auf's Haupt schlug, (trotz deren anfangs großen Schrecken verbreitenden „Trons", Kanonen), noch heutzutage eine Losung für die Portugiesen, und ich habe keinen Zweifel, daß man im Jahre 1885 die fünfhundertjährige Wiederkehr des Tages mit großem Pompe feiern wird. Errichtet man doch zur Zeit ein großes Denkmal am Passeio publico in Lissabon zur Erinnerung an die Vertreibung der spanischen „Intrusos" im Jahre 1640.

In Aljubarrota fand übrigens nur die letzte Entscheidung der Schlacht statt; denn der vom Norden kommende Dom João I. griff die Spanier bereits bei dem Dorfe Canoeiro, dem heutigen Batalha, an, während deren Centrum sich zwischen Aljubarrota und Canoeiro in Cruz da Légoa befand. Viele der fliehenden Spanier fanden in Aljubarrota ihr Ende von den rasenden Bürgern und deren Weibern. So wird namentlich von einer Bäckerfrau (padeira), Namens Brites de Almeida, erzählt, daß sie mehrere Kastilier mit

ihrer Ofenschaufel (pá) erschlagen habe; eine That, welche zu dem Sprüchworte Veranlassung gab: endiabrado como a padeira d'Aljubarrota, „verteufelt wie das Bäckerweib von Aljubarrota".

Zufällig stieg ich hier vom Wagen und stieß ebenso zufällig (denn ich hatte noch nirgends hierüber eine Notiz gelesen) auf das kleine Haus der Brites, an welchem folgende lateinische Distichen stehen:

En patria urbs olim celebri memoranda triumpho,
  Cujus erit Brittes inclyta semper honor.
Stat sine morte decus vivacis machina mortis,
  Qua affecit validos mira virago viros.

Die Stadt hatte übrigens, infolge dieser Großthat, in ihrem Wappen später eine Frau mit einer Ofenschaufel in silbernem Felde. Auf dem Marktplatze steht aber noch jetzt ein kleiner eisengrauer, granitener „Pelourinho", von dessen juristischer Bedeutung ich schon bei Lissabon gesprochen habe.

Die Weiterfahrt von Aljubarrota geht durch eine ziemlich einförmige Landschaft. An der Serra d' Albardos erblickt man kleine runde, von Steinwällen eingehegte Ackerstücke, wahre Zauberkreise, im Westen weite Sandflächen. Aber auch hier stehn noch vereinzelte Oel- und Feigenbäume und Aloes; später nur noch Pinien und immergrüne Eichen in öder, mit Steinen übersäter Landschaft. Dann senkt sich der Weg und man erblickt, mitten in einem herrlichen Thal, Batalha, das frühere Canoeira, so plötzlich und überraschend, daß man einen freudigen Ausruf nicht zu unterdrücken vermag.

Wir fuhren über eine hohe schöne Brücke. Auf der andern Seite des Thales stieg ein Pinienwald mit unver=

gleichlich schönen Bäumen auf; überall blühte der Cistus mit herrlichen großen weißen Blumen, darin die rothen Flecken wie Blutstropfen leuchteten. Der Wagen hielt und ich stieg den mit Steinen neu beschütteten Weg hinab, gerade auf die große Kirche zu, deren Thüren weit offen standen; dann ging ich um die „Kapelle des Stifters“ im Süden herum, zwischen Kirche und Dorf, zuletzt an den gewaltigen Pfeilern der „Unvollendeten Kapelle“ im Osten vorbei, zur stillen Hospedaría des João Monteiro Pereira. Das alles war so wunderbar, ich möchte sagen so traumhaft, als hätte ich das schon ein Mal irgend wo erlebt. Und in der That, es war ganz die Situation aus den goethischen „Geheimnissen“, die Du nachlesen magst, um Dich ganz in meine Stimmung zu versetzen. Selbst der Gruß der Leute, dieses trauliche á Deos, war doch nichts als jenes herzliche „Willkommen“, das der Greis dem müden Wanderer zuruft.

Ich klopfte — es war ein Sonntagabend — „und man empfing mich gerne, mit offnen Armen und bereiten Händen.“

Batalha.

Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen.
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Goethe, die Geheimnisse.

Als Dom João I. die Schlacht von Aljubarrota gewonnen hatte, blieb er, der Sitte der damaligen Zeit gemäß, drei Tage auf dem Schlachtfelde. Camões singt:

O vencedor Joanne esteve as dias
Costumados no campo, em grande gloria;
Com offertas despois, e romarias
As graças deo a quem lhe deo victoria. —

Drei Tag' im Lager, nach gewohnter Weise
Ruht, groß an Ruhm, der Siegesheld Johann,
Weiht Gaben dann und manche Pilgerreise
Und dankt dem Gotte, der ihm Sieg gewann.

(Donner).

Hier keimte ihm der Gedanke, auf der Stelle, wo die Schlacht begann und die Portugiesen die feste Stellung der Kastilier mit Erfolg erstürmten, ein Denkmal zu errichten, welches Gott die Ehre, den fernsten Zeiten aber Kunde geben sollte von der Großthat seines Volks. Batalha ist, aus der Anschauung des vierzehnten Jahrhunderts heraus betrachtet, ein Gotteshaus, ein Kloster und ein Mausoleum. In der Kirche sollte Gott verehrt, sein Wort verkündet, in den Klosterräumen die christliche Lehre durch Heiligung, Studium und Wohlthun bethätigt werden. Es wurde nicht den Bernhardinern, — obwohl der König ihrem Stifter seinen Sieg zuschrieb — übergeben, sondern den damals besonders mäch-

tigen Dominikanern. Im Schatten des Heiligthums erbaute er dann „für sich und seine Erben", wie wir so oft auf deutschen Grabmälern lesen, die herrliche Kapelle, welche man die des „Fundador" nennt, in welcher er denn auch mit seiner Gemahlin ruht. Der Versuch Dom Manoels im sechszehnten Jahrhundert, all diese Pracht überbietend, dem Ostende der Kirche ein großartiges Mausoleum des portugiesischen Königshauses anzufügen, scheiterte an der Ungunst der Verhältnisse. Die Capella Imperfeita in ihrer maaßlosen Pracht und Ueberladung ist eben „unvollendet" geblieben.

Canoeira, jetzt Batalha genannt, liegt am Fuße der schönen, mit Oliven-, Johannisbrodbäumen, Pinien und reichen Kulturen bedeckten Höhe, welche das Thal des Lena im Westen einschließt. Die Landschaft ist nicht großartig, aber freundlich und von üppiger Fülle. Ihr Charakter ist ein ungemein friedlicher. Die Kirche mit den sich anschließenden Klostergebäuden und Kapellen beginnt so unmittelbar am Fuße dieser Höhe, daß erst durch Ausgrabungen für ihre Mauern und Fundamente hat Raum geschaffen werden müssen. Doch mögen die herabstürzenden Bergwasser, nicht selten das Innere der Kirche überschwemmend, im Laufe der Zeit das Erdreich erheblich erhöht haben. Jedenfalls steigt man jetzt auf zwölf Stufen zu dem Haupteingange der Kirche hinab. Die Hauptaxe der Kirche nebst Kloster und Kapellen geht von Westen nach Osten. Das Dorf im Süden der Kirche ist unbedeutend (nur seine Misericordiakirche besitzt ein schönes Westportal) und erscheint neben diesen gewaltigen Bauwerken wie ein werthloser Trümmerhaufe.

Batalha ist eine hohe Schule der Gothik. Sie beginnt

mit den strengsten Formen in der Kirche, entwickelt sich glänzend in der Capella do Fundador, und in dem Kapitelsaale, steigt in den Klostergängen zu einer schwindelnden Höhe auf und fällt von ihr, sich übernehmend, in der Capella Imperfeita plötzlich herab. Es ist gleichsam ein Bild aller Kultur in ihrer Entwicklung und ihrem Verfall.

Vollkommen märchenhaft wirkt der Gesammtanblick dieser mit Hunderten von Zinnen, Fialen, Strebepfeilern, Thürmen, gewaltigen Façaden, Fenstern und Thoren, auch langen monotonen Klostermauern sich aus der Thaltiefe erhebenden Architekturen; das Ganze wie eine ungeheure, fremde aber wunderbare Blume, oder wie eine jener indischen Wasserpflanzen, deren Blüthe, immer nur nach langen Zwischenräumen, aus der Tiefe aufsteigt. Wir sind so daran gewöhnt, Dome und andere große Bauwerke nur aus der Mitte großer Städte oder doch anderer Häusermassen aufragen zu sehn, daß es uns Mühe macht, nicht an ein Wunder zu glauben, wenn wir diese weißen, von der Zeit goldbraun gefärbten Mauern und Thürme mitten in der herrlichen Baum- und Blüthenfülle dieser Landschaft erblicken, wo sie doppelt fremdartig und zugleich so groß und erhaben wirken.

Ich wenigstens muß gestehn, ich bin anfangs wie scheu um diese Bauwerke herumgegangen, ohne einzutreten. Ich stieg auf ein paar Höhen, ich schaute durch die gewaltigen Stämme des Pinienwaldes im Nordwesten, über Laubkronen hinweg auf dieses Wunderbild, angehaucht von den Strahlen der sinkenden Sonne. Ich konnte es immer nicht recht erfassen. Erst dann wagte ich mich in die hohen Hallen der offenen Kirche hinein, in denen kein Seitenaltar, kein Sitz,

kein Bild, nicht der geringste Gegenstand, den Eindruck der architektonischen Glieder und Formen beeinträchtigt, oder die Aufmerksamkeit von ihnen ablenkt. Die verschlossene Kapelle des Gründers schwamm in einem einzigen Sonnenpurpur und ich blickte still durch das prachtvolle Portal auf die Grabmäler des Königspaares, ihrer vier Söhne und hinauf zu dem unvergleichlichen Gewölbe.

Ein paar Kinder waren mir gefolgt; sie fingen zu singen an, erst bloße Dreiklänge, dann die Septime, oder einen ganz hohen Ton anfügend, wie die Wasserträger in Lissabon, und die Akkorde klangen durch die weiten leeren Hallen, sich stoßend und verdoppelnd, wie ein wunderbarer harmonischer Schrei im Gebirge, welchen die nahen Felswände wiedergeben.

Auch den Klostergang ließ ich mir aufschließen. Man betritt, von Osten kommend, erst den neuern aus der Zeit Affonsos des Fünften, der architektonisch nicht bedeutend ist; aber in seiner Mitte steht ein ungeheurer Rosenbusch mit Tausenden von weißen Rosen, ein Pflanzenwunder wie es nur dieser schöne portugiesische Himmel ins Leben zu rufen vermag. Dann durch einen dunklen Gang, und plötzlich liegt der Klosterhof Dom Manoels vor uns, sich an das nördliche Seitenschiff der Kirche anlehnend, überragt von ihren Mauern, Zinnen und Thürmen; er selber ein einziger architektonischer Hymnus; die Grundform, die Hauptglieder in reinster Gothik, aber die Ornamente in einer Mannigfaltigkeit, Ueppigkeit, Fülle und Grazie, so reich wie unser Auge es niemals noch geschaut hat. Ich trat in den dunklen, ernsten Kapitelsaal, blickte durch die Bogen des Brunnenhauses auf die Blüthenpracht

des Hofes: ein einziges herrliches portugiesisches Teppichbeet, darin wieder die weißen Rosen vorherrschten. Das Sonnenlicht traf sie nicht mehr; aber der große Thurm über dem Nordende des Querschiffs und der Zinnenkranz des Daches ragten im vollen Abendglanz in den hellen Himmel.

Batalha ist in Europa so gut wie unbekannt; ich selber, auf dem Gebiete der Architektur nicht unbewandert, hatte seinen Namen vor meinem Besuche in Lissabon kaum nennen hören. Die große Eisenbahn von Lissabon nach Oporto läßt es seitwärts liegen. Aber die alte große Straße, auf welcher einst alles zog, was von Coimbra über Leiria nach dem Süden wollte, ging über Batalha. Freilich, schon ist eine zweite Eisenbahn durch diese fruchtbaren Bezirke Estremaduras projektirt; dann wird auch Batalha wieder in seine Rechte treten, und der Wirth unserer Hospedaria wird ein großes Hotel erbauen.

In England ist Batalha bekannter. James Murphy, welcher Portugal 1789 und 1790 bereiste, veröffentlichte seine History and Description of the Royal Monastery at Batalha mit Ansichten, sowie seine Travels in Portugal (London 1795). Zu seiner „Geschichte“ benutzte er die Chronica de San Domingos des Don Luis de Sousa. Ein andres Buch: Visit to Alcobaça and Batalha schrieb Beckford. Graf Raczynski in seinem etwas konfusen Werk: Les arts en Portugal, Paris 1846, benutzte für Batalha die „Memorias Historicas sobre as obras de real Mosteiro de Batalha von

Dom Francisco de San Luis in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften, Band 10, Theil 1, S. 160. Anderes enthält sein zweites Werk: Dictionnaire Historico-Artistique de Portugal, pour faire suite à l'ouvrage ayant pour titre „Les Arts en Portugal", 1847.

Von den Baumeistern Batalhas wissen wir urkundlich nur Folgendes. Man begann den Bau, zu welchem Dom João selbst den Grundstein legte, 1388. Der erste Baumeister war Affonso Domingues, welcher 1402 mit Tode abging. Seinem Nachfolger, einem Irländer, David Aquet (auch Ouguet, Huguet und Huet genannt, offenbar Hacket), verdankt man wahrscheinlich den Plan zur Capella do Fundador. Es folgte dann Martim Vasques, welcher vor 1448 starb, und Fernão d'Evora, der noch 1473 als lebend bezeichnet wird. Der 1515 gestorbene, am westlichen Eingangsthor der Kirche beigesetzte Mattheus Fernandez ist der Schöpfer des großen Klosterhofes und wahrscheinlich auch der Capella Imperfeita. Man nennt schließlich noch den jüngern Mattheus Fernandez, dessen Unfähigkeit sich bei dem Weiterbau der Capella Imperfeita herausstellte, den Antonio Gomes (etwa 1550 thätig) und den noch im Jahre 1578 erwähnten Antonio Mendes.

Von welchem Baumeister der Plan der Kirche, die vor 1416 vollendet worden, ist, herrührt, hat nicht festgestellt werden können; es muß entweder Affonso Domingues oder David Hacket gewesen sein; doch macht die an englische Baumuster erinnernde Grundform den Letztern als Baumeister wahrscheinlich.

Die Façade der Kirche, gegenwärtig mit Geschick restau-

rirt, hat nichts besonders Bemerkenswerthes, als ihr reich gegliedertes Hauptportal. Das Innere zeichnet sich durch die ungewöhnliche Höhe des Hauptschiffs von neunzig Fuß, bei zweihundert und sechsundsechzig Fuß Länge, seine gewaltigen hohen und schmucklosen Pfeiler (je acht auf jeder Seite) und den kurzen Chor aus. Die beiden Seitenschiffe endigen am Querschiff; doch deutet je eine Kapelle neben dem Chor die Fortführung der Seitenschiffe an. An jede dieser Kapellen und an das Querschiff schließt sich dann noch eine Kapelle, so daß sich auf jeder Seite des Chors zwei befinden. Keine Kirche in Portugal, also auch diese nicht, hat den abscheulichen Coro, welcher in den spanischen Kirchen, dem Hauptaltar gegenüber, einen großen Theil des Hauptschiffs einnimmt. Das ganze Innere liegt frei und groß vor den Augen des Beschauers.

Von den herrlichen Glasfenstern, welche einst die Kirche schmückten, sind nur noch die im Chor vorhanden; auf ihnen sind dargestellt: die Anbetung der Könige, die Flucht nach Aegypten, Mariä Verkündigung und Heimsuchung. Der Chor hat einen fünfseitigen Schluß mit einer gleichen Zahl Fenster und je zwei in den Seitenwänden.

In den beiden Kapellen neben dem Chor befanden sich einst Gräber von Mitgliedern des portugiesischen Königshauses; sie wurden von den Franzosen 1808 zerstört. Die beiden äußern Kapellen sind die Begräbnißstätten der Familien de Sousa und des Duque de Aveiro. Der Letztere wurde 1758, weil angeblich in ein Complott gegen den König Joseph I. verwickelt, unter grausamen Martern in Belem hingerichtet; sein Haus niedergerissen und der Boden mit Salz bestreut; in dieser Begräbnißkapelle aber wurden die Inschriften auf

der in die Wand eingelassenen Tafel zerstört, damit auch dieses Andenken an die verhaßte Familie nicht übrig bleibe.

An der Kirche, mit der Hauptfront in einer Linie angebaut, befindet sich die herrliche Capella do Fundador, ein je sechsundsechzig Fuß großes Viereck, welches oben in ein von acht prachtvollen Pfeilern getragenes, vierzig Fuß im Durchmesser haltendes Achteck übergeht. Reich steigt sie schon im Aeußern auf, mit je drei Fenstern auf jeder der freien Seiten, deren steinernes Maaßwerk immer die Kleeblattform festhält. Die Ecken sind von Fialen gekrönt, deren drei Spitzen mit einer Art Kreuzblumen geschmückt. Acht Strebebogen sind von den Spitzen der gleichen Zahl Strebepfeiler hinüber zu dem Laternen-Oktogon geschlagen, das, oben horizontal abgeschlossen, von einer durchbrochenen Galerie mit Fialen umgeben ist. Seine Fortsetzung bildete einst ein hoher gothischer Thurm, aber das Erdbeben von 1755 zerstörte ihn.

Das Innere der Kapelle, vielleicht das Hellste und Geistvollste, was Batalha besitzt, erhält sein Licht von den neun großen Fenstern des Vierecks unten und den acht Fenstern oben in der Laterne. Wundervolle Schatten bringen in dieses Licht die acht graziösen, reichgegliederten Pfeiler, deren gothische Bogen ganz mit doppelten Kleeblattformen eingefaßt sind. Oben vereinigen sich die Gratbogen in einer Rosette von feinster durchbrochener Arbeit.

In der Mitte, auf einem einfachen, von phantastischen Thieren getragenen Tumulus, ruht König João I. und Philippa von Lancaster, beschirmt gleichsam von einem großen Baldachin, die Gesichter mit statuarischem Ausdruck

und würdevoll. Die Stelle der Hündchen in Alcobaça vertreten hier zwei Konsolen. Rings um den obern Rand läuft in Wiederholungen das Motto: il me plait und por bem. An den vier Ecken stehn große Leuchterfüße zum Aufstecken von Wachsfackeln. Die Königin hielt ursprünglich mit der Linken die rechte Hand des Königs, aber die Franzosen haben ihm seinen ganzen rechten Arm abgeschlagen.

An der Südwand der Kapelle stehn die Sarkophage von vier Söhnen dieses Königspaares. Der in der Schlacht von Alcácer do Sal 1442 gefallene Infant Dom João mit dem Motto: je ai bien reson, sowie der in der Schlacht von Alfarrobeira 1449 gefallene Dom Pedro, Herzog von Coimbra, wird nicht Vielen bekannt sein. Aber hier ruht auch der Infant Henrique, Herzog von Vizéu, jener „Heinrich der Seefahrer", welcher einst wie ein Adler vom Cap Vicente auf das Meer schaute und die merkwürdige Generation portugiesischer Seefahrer, deren Ruhm Camões unsterblich gemacht hat, ins Leben rief. Talan de bien fer lautet sein Wahlspruch; wahrhaftig, er hat dieses Talent im reichsten Maaße besessen!

Noch merkwürdiger, noch mehr verklärt, ist der Vierte in dieser Reihe, der Infant Dom Fernando, welchen das Volk noch heute den Principe santo nennt, weil er eher als Geißel im marokkanischen Lande sein Leben beschließen mochte, als in die Uebergabe Ceuta's an die Mauren zu willigen und dadurch sein Vaterland und die Christenheit zu schädigen. Dieser Fernando ist der Held der Calderonschen Tragödie, jener Principe constante, welcher mitten unter all den tragischen Helden des spanischen Dramas mit

einem seltsamen, starren Ehrbegriff, so groß dasteht, weil er frei und echt menschlich empfindet. Lessing in seinem Philotas hat später dasselbe Thema behandelt, wenn auch nicht erschöpft. Das portugiesische Volk sah in ihm den christlichen Heiligen (alle großen, elementaren Empfindungen des Volks sind ja religiöser Art); und noch jetzt stecken die Leute gern ihre Rosenkränze durch ein Loch (burraco) des Sarkophags, um sie den heiligen Reliquien so nahe als möglich zu bringen.

Aber so ganz anders ist unsere Zeit geartet: der Sakristan lächelte, als er mir dieses Loch zeigte.

Die neben der Kirche befindliche Sakristei mit einem von zwei Pfeilern getragenen Gewölbe ist architektonisch nicht von hervorragender Bedeutung. Man bewahrt hier den Helm und das Schwert auf, welches König João in der Schlacht bei Aljubarrota trug.

Wir verlassen nun die Kirche, obwohl man von der Sakristei unmittelbar in den Kapitelsaal und in den großen Klosterhof gelangen kann, und kehren um die Kirche im Süden und die Capella Imperfeita im Osten derselben zurück, um diesen Klosterhof mit einem Male in seiner ganzen Pracht zu erschauen. Wenn ein Engländer die Bauwerke von Batalha als the most striking edifice in the world bezeichnet, so darf man wohl den Klosterhof, diesen grandiosen Patio, in welchem die Gothik ebenso ihre höchsten Triumphe feiert, wie die so unendlich dürftigere maurische Architektur im Löwenhofe der Alhambra, als die Spitze dieser erhabenen Kunst, oder als den Kern jener Frucht bezeichnen, welchen die Baumeister Batalhas der staunenden Nachwelt

überlieferten; das Ganze in seiner märchenhaften Marmorpracht ein Wunder der Architektur, wogegen die berühmtesten Bauwerke gleicher Art, der Camposanto in Pisa, die Certosa bei Pavia, die Klosterhöfe in Barcelona und Terragona verschwinden, und vielleicht einzig und allein die Piazzetta einen Vergleich aushalten möchte, wenn wir überhaupt vergleichen wollten, was doch einzig in seiner Art ist. Nicht durch ungeheure Maaße imponirt dieser auf allen vier Seiten von einem gothischen Bogengange umgebene Klosterhof; denn er mißt nur einhundertundachtzig Fuß auf jeder seiner gleichlangen Seiten; aber er lehnt sich im Süden in ganzer Länge an die imposant aufsteigenden Mauern der Kirche mit ihren gewaltigen Fenstern, Galerien und Strebebogen an; er wird in der Südostecke überragt von dem über hundert Fuß hohen Querschiff der Kirche, das gerade hier den mächtigen Thurm trägt, den einzigen zwar, welchen Batalha hat, aber gleichsam dorthin gestellt, wo die idealen Radien des Kunstwerks wie in einem Centrum zusammentreffen; und er wird ebenso im Osten überragt von dem gewaltigen Kapitelhause. Immer schweift der Blick vom Hofe hinauf zu diesen imposanten Architekturen; immer kehrt er zur Stille des Hofes zurück. Der große Klostergang mit seinen hohen sieben Fensteröffnungen bildet neben der Kirche, deren Fenster im Seitenschiff oben genau denen des Klosters entsprechen, gleichsam ein besonderes Schiff, das sich nach dem Klosterhofe hin öffnet. Wir erblicken daher über einander, doch immer hinter einander zurücktretend: erst den Klostergang, dann das Seitenschiff und zuletzt das Mittelschiff, jede Abtheilung von der andern durch eine von Pfeilern und Fialen unter-

brochene Marmorgalerie getheilt, in welcher die mannigfachsten Kleeblattmuster vorherrschen.

Der Blick der Fremden haftet aber in erster Reihe an den Fensteröffnungen in den Klostergängen, deren ein jeder sieben hat; nämlich fünf größere Bogen in der Mitte und je ein kleinerer in den Ecken; die großen Bogen immer durch vier, die kleinern durch zwei äußerst graziöse Säulen getheilt. Aus diesen Säulen, die man zugleich als eine Art architektonischer Baumstämme ansehen könnte, wächst in wundervollen Pflanzen- und Blattmustern das Maaßwerk heraus, welches die ganze Bogenöffnung spitzenartig ausfüllt. Unten stehn die Säulen auf einer Art Steinbalustrade, welche den ganzen Gang vom Hofe trennt. Nur in der Mitte jedes der mittelsten Bogen fehlt diese Balustrade, auch die eine der vier Säulen, um den Verkehr zwischen Gang und Hof herzustellen.

Die Arabeskenspielerei der Alhambra hält, — auch abgesehn von dem Material, denn hier ist Alles schwere Steinarbeit, nicht bröckliger Gyps — keinen Vergleich aus mit den Schöpfungen im Maaßwerk der Bogen, diesen hundertfachen Verschlingungen, Knoten und phantastischen Formen, denen man nur mit Mühe zu folgen vermag. Das mittelste Fenster hat immer eine kleine Armillarsphäre (eine Darstellung der Himmelskugel mit Aequator, Wende- und Polarkreisen und dem Thierkreise) inmitten einer Ornamentik, welche an Eichen- oder Akanthusblätter erinnert. Die beiden Fenster rechts und links zeigen das eigenthümliche Doppelkreuz des portugiesischen Christusordens, umgeben von einer Art Blattwerk und langen Stengeln, welche in ihren Ver-

schlingungen und Verknotungen den Lotospflanzen gleichen. Ich halte dafür, daß jene Pflanzenwelt mit der Armillarsphäre die portugiesische darstellt, die andere aber mit dem Kreuz die ostindische. Dort weist diese Sphäre aus dem Vaterlande hinaus in den fernen Osten, hier wird dieser symbolisirt unter dem Einfluß des Kreuzes. Denn wir dürfen nicht übersehn, daß dieser Klosterhof zu einer Zeit entstand, als der Ruhm der portugiesischen Entdeckungen und Eroberungen in Ostindien die Welt füllte.

Aehnlich wie das Maaßwerk der drei mittelsten Fenster ist das der übrigen Bogen. Die gleichen Muster und Formen kehren immer wieder.

Sollte man es wohl für möglich halten, daß der Klosterhof, dieser Triumph Batalhas, sich noch zu einer besondern Ueberraschung zuspitzen ließe? In der That ist es so. Diese Krone ist aber das Brunnenhaus in der Nordwestecke, ein dieselbe ausfüllender Kapellenbau, zu welchem von den beiden Klostergängen im Norden und Westen je ein großer und ein kleiner führt, während nach dem Hofe, also nach Süden und Osten hin sich je zwei hohe Fensterbogen öffnen. Denn so wundervoll sind diese Bauwerke angelegt, daß immer nach dem gefälligen Bedürfniß, nirgends mit ermüdender Symmetrie oder nach der Schablone gearbeitet ist. Dieses Brunnenhaus steigt kapellenartig noch über den Klostergang hinauf, gedeckt von einem schönen Gewölbe mit fünf Rosetten. Die vier Bogenöffnungen nach dem Gange sind mit doppelten Kleeblattbogen eingefaßt, die vier Fenster in ihrer obern Hälfte ganz offen, in ihrer untern durch Pfeiler getheilt, welche ein reiches Lotos-Maaßwerk, nach Art der

übrigen Fensterbogen in den Kreuzgängen, tragen. In der Mitte befindet sich der Brunnen, eine große, vielfach ausgebauchte Schaale, welche an die alten Taufbrunnen in den italienischen Baptisterien erinnert. Zwei andere Schaalen, muschelartig gegliedert und mit Köpfen, aus denen das Wasser strömt, steigen etagenartig über der untern auf.

Der Blick von diesem Brunnenhause auf den Klosterhof mit seinen Blumenbeeten, die Kirche und das Kapitelhaus ist im höchsten Grade phantastisch. Noch sonderbarer ist die Schau aus einem der Klostergänge im Norden oder Westen, durch das Brunnenhaus, auf die Pfeiler und Oeffnungen des andern Ganges. Hier giebt es ein Vor- und Zurücktreten, ein Verschieben und Sichdecken, daß uns die Augen übergehn.

Einen starken Gegensatz zu dem Klosterhofe, in welchem Alles Licht und Sonne ist, bildet der nur dämmerhaft beleuchtete Kapitelsaal, zu welchem ein großer Thorbogen aus dem östlichen Kreuzgange führt. Dieser herrliche Saal, welcher mit seiner einfachen und doch so groß wirkenden Gothik an die Remter der Marienburg erinnert, bildet einen viereckigen Raum von je siebzehn Meter Länge, gedeckt von einem Gewölbe, das aus dem Viereck zu einem wundervollen Achteck aufsteigt. Aber während bei der Marienburg immer mindestens ein Pfeiler das Gewölbe trägt, wodurch ganz von selbst der Eindruck einer Palmenkrone, oder einer hoch aufsteigenden Fontaine erzeugt wird, ruht hier das Gewölbe über dem großen Raume stützen- und pfeilerlos, gleich der Wölbung des Himmels. Es ist eine Art raffinirten Genusses, sich

seine Konstruktion klar zu machen. An jeder der vier Wände steigen nämlich zwei Halbpfeiler auf, aus diesen schießen aber fontainenartig die unglaublich schlanken Gratbogen auf, aus jedem Pfeiler drei, von denen die beiden äußern sich mit den entsprechenden des folgenden Pfeilers in einer Rosette vereinigen. Aus dieser Rosette läuft dann weiter ein Bogen bis zur Mitte des Gewölbes. Der mittlere Gratbogen steigt von dem Halbpfeiler ab ohne Unterbrechung bis zu dieser Mitte auf. Hier vereinigen sich alle sechzehn Bogen und werden von einer großen Rosette mit reicher Skulptur zusammengehalten, in deren Mitte man die Figur des Teufels erkennt.

Sein Licht empfängt diese Casa do Capitulo durch ein mehrfach gegliedertes Fenster im Osten mit modernen Glasgemälden. Ein mehr gedämpftes Licht fällt aus dem Kreuzgang im Westen durch die große Eingangspforte zwei Fensterbogen und zwei runde Oeffnungen. Diese Bogen und Oeffnungen, deren große und keusche Bauformen vielleicht zum Erhabensten gehören, was die Gothik in Batalha geschaffen hat, bilden mit den dazwischen gestellten Pfeilern die Front des Kapitelsaals. Eigentlich sind diese Pfeiler nichts anderes als die Säulen und Basen für die Laibungen der Thür- und Fensterbogen. Sie ruhn theils auf dem Boden des Kreuzganges, theils auf der Mauer, in welche die Fenster nischenartig vertieft sind. Von hervorragender Schönheit sind die Kapitäle der Säulen, aus welchen die feinprofilirten Bogenrippen aufsteigen, und das kleeblattförmige Maaßwerk in den Bogen, immer von schwerer, wuchtiger Form; recht im Gegensatze zu dem leichten, spitzenartigen Gewebe der Bogen des

nahen Klosterganges. Ueber den beiden Fensteröffnungen, in gleicher Höhe mit dem höher aufsteigenden Thorbogen, befinden sich dann noch zwei, ebenfalls mit schweren Kleeblattformen ausgefüllte runde Oeffnungen von formvollendeter Schönheit.

Dieser Kapitelsaal mag in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut sein; aber der Baumeister ist uns unbekannt. Keinesfalls kann es Affonso Domingues sein, dessen Bild angeblich in eine der Konsolen eingemeißelt ist, der erste, schon 1402 gestorbene Baumeister Batalhas. Aber wie auch immer die Menschen den Künstler nannten, er war ein Genie; sein Werk athmet einen hohen und strengen Charakter, weit entfernt von den gewagten Konstruktionen und der reichen Ornamentik des fünfzig bis hundert Jahre jüngern Klosterhofs; und von der erdrückenden Fülle der Capella Imperfeita vielleicht ebenso verschieden, wie von dem großen Gedicht Ariosts die Divina Commedia.

Dagegen ist diese Capella Imperfeita, zu der wir uns zuletzt wenden, eine natürliche Entwicklung des reichen, ja bunten Styls, welchen wir im Klosterhofe bewundern; aber mit einer unerhörten Dreistigkeit, ja fast mit Uebermuth behandelt; ein großartiges Virtuosenstück, das seines Gleichen an Schwierigkeit, Kühnheit und genialen Zügen sucht. Hier genügen nirgends mehr die großen ursprünglichen Formen der Gothik; sie sehen sich überwuchert von einer unerhörten Fülle von Zierrathen; man bekleidet nicht, man schmückt nicht mehr die Mauerflächen und die hervorstehenden Bauglieder: man spielt mit ihnen, höhlt sie aus,

vergeistigt die Massen, wandelt sie in Spitzengewebe um, kurz man variirt das gegebene einfache Thema und überladet es mit Rouladen und Koloraturen.

Es war in der Zeit der großen Entdeckungen, als man sie zu erbauen begann. Vasko de Gama hatte den Seeweg nach Indien aufgefunden (1497), die Reichthümer des Orients füllten den portugiesischen Staatsschatz. Nichts schien mehr zu gewagt oder zu kostspielig. Das kleine Portugal war damals unzweifelhaft das reichste Land der Welt. Der König, Dom Manoel, selber ein Mann von Geschmack, ein Freund von Bauten, wie dreihundert Jahre später König Ludwig von Baiern, fand keine Grenze für sein Wollen, für seine halb phantasievollen, halb phantastischen Projekte. Noch immer hat der Reichthum die Ueberladung und das Virtuosenthum im Gefolge gehabt. Man begnügte sich in der Architektur nicht mehr mit den einfachen Formen, man schmückte sie aus, man bedeckte sie mit Stickereien, wie ein Gewand, dessen Kostbarkeit schon allein ausgereicht hätte für einen bedeutenden Eindruck. Dieser „Estilo Manoelino“ tritt am stärksten hervor an den großartigen Belem-Bauten bei Lissabon; seine Entwicklung beginnt aber bereits in Batalha.

Die Capella Imperfeita sollte ein Mausoleum des portugiesischen Königshauses werden. Sie steht dicht hinter der großen Kirche im Osten, doch ohne die geringste organische Verbindung mit dem polygonen Chorschluß. Diese Lage erinnert an ähnliche Kapellenbauten in Spanien, namentlich an die des San Ildefonso und Santiago in Toledo, und die Capilla del Condestable in Burgos. Man braucht daher nicht noth-

wendig auf die Kapelle Heinrichs des Achten in der Westminsterabtey zurückzugehn. Ihre Grundform ist das Achteck. An jede der acht Seiten, mit Ausschluß des Eintrittsbogens schließt sich eine dreieckige Kapelle an, zu welcher ein hoher, fast die ganze Wand einnehmender, mit Kleeblättern eingefaßter, reich geschmückter Bogen führt. Jede Kapelle, welche ihr Licht durch drei hohe Fenster empfängt, ist von der andern durch einen zur Zeit vermauerten Raum getrennt. Hier sollte der königliche Todte beigesetzt werden. Diese Räume, mit einer kleinen Nische für kirchliche Gefäße, befinden sich immer rechts vom Eingange zur Kapelle und wurden durch ein Fenster erleuchtet. Rings um das ganze Oktogon läuft über den Bogen und den Pfeilern ein doppelter, reich skulptirter Fries mit verschiedenen Wappenschildern, die sich auch an der Spitze der Kapellenbogen befinden. Die großen, die Kapellen von einander trennenden Pfeiler finden ihre Fortsetzung über jenem Friese in andern Pfeilern, welche nur bis zu einer Höhe von zwei bis drei Metern gediehen sind, und offenbar dazu bestimmt waren, das Gewölbe und die große Laterne zu tragen, welche den ganzen Raum des Oktogons überdachen sollte. Jetzt ist dasselbe offen und die Wasserlachen stehn auf dem ungepflasterten Boden. Auch diese Pfeiler sind mit Skulpturen überreich bedeckt. Unter den Wappen erblickt man an den beiden Kapellen neben dem Haupteingange die früher erwähnten Armillarsphären.

Das eigentliche Wunder der Kapelle ist aber der Eingangsbogen, dessen sieben Laibungen nicht bloß skulptirt, sondern vollständig ausgearbeitet und in ein einziges, merk-

würdiges Spitzengewebe aufgelöst sind, so daß man immer hinter dasselbe tief in den Kalkmarmor fassen kann. Niemals ist eine gleiche Arbeit, eine solche „Vergeistigung der Materie" gewagt worden, wie an diesem Bogen. Keine Phantasie reicht an diese Wirklichkeit. Hier wechseln Blatt- und Pflanzenformen, Mäanderlinien, die wunderlichsten Stengel- und Rosettenverschlingungen mit rein mathematischen Mustern ab; als ob es im Plane gelegen hätte, die Arabeskenwelt der Alhambra zu überbieten, in erhabener, frei stehender Arbeit, und im Marmor, wiederzugeben, was dort nur mechanisch, mit Eisenformen in den weichen Gyps gepreßt ist. An diesem Bogen liest man in gothischen Buchstaben wiederholt die Worte: tanas erey; man deutet sie als ταναας ερει, das heißt: Länder erforschen, doch bleibt der Sinn dunkel.

In der That solche Arbeiten konnten niemals vollendet werden; diese Art von Kunstfertigkeit mußte sich nothwendig überschlagen. Es kam dazu, daß Manoel sich für die näher liegenden Belembauten, — welche im Uebrigen keinen Vergleich mit Batalha aushalten —, vorzugsweise interessirte, mehr für den Schmuck seines „königlichen" Lisboa, als für das einfache Dorf in Estremadura Sorge trug. Aber die Hauptsache war, daß die Gothik sich überlebt hatte, daß das Jahrhundert der Renaissance auch in Portugal hereingebrochen war, und daß die neugeschulten Baumeister sich weder für die Gothik zu erwärmen, noch nach alten Mustern weiter zu bauen vermochten. Voll Entrüstung gebot König Manoel Einhalt, als er einst bei einem Besuche Batalhas zwei schwere griechische, mit Sternen bedeckte Bogen und eine triviale

Balustrade vorfand, welche der jüngere Mattheus Fernandes so eben hatte errichten lassen.

So ist denn Batalha unvollendet geblieben.

Wird einst das zu neuem Leben erwachte Portugal das Begonnene vollenden und das Mausoleum des Hauses Braganza-Koburg ausbauen? Vielleicht ist dieses dem kunstsinnigen König Ferdinand beschieden, dessen leitende Hand hier überall Verfallenes wiederhergestellt, Wankendes gestützt und Batalha seinen alten Glanz wiedergegeben hat.

Coimbra. Oporto.

Coimbra, den 25. April 1882.

Ich verließ Batalha in einem kleinen, rings von Vorhängen geschlossenen Wagen, und machte immer von Neuem die Augen zu, um das große Bild mehr und mehr meiner Seele einzuprägen. Aber die Gegenwart behielt schließlich recht und ich schwelgte entzückt in dieser grünen, duftigen Landschaft, in welcher die Bohnen und der Hafer fast zwei Meter hoch standen und die Roggenfelder in Aehren wogten. Berg und Thal, Pinienwälder, uralte Eichen (besonders bei Azoia), Wein- und Oelbaumkulturen wechseln mit einander ab. Im Westen erblickt man den großen Pinienwald (Pinhal Real) des Königs Diniz mit der Glasfabrik Marinha grande. Er hemmt den Sandflug vom Meeresstrande und versieht ganz Portugal mit ausgezeichnetem Holz. Die hier dominirende Kiefer (Pinus maritima) stammt aber aus den Wäldern der südfranzösischen „Landes".

Leiria, herrlich tief unten im Thale des Lys gelegen, überragt von dem in Ruinen liegenden Schlosse und mehreren mit Kirchen gekrönten Bergen, war einst die Residenz des Königs Dionysius (1279—1325), welchen das Volk den „guten Ehemann" und den „Bauer" (lavrador) nannte. Die portugiesischen Könige rückten mit ihren Residenzen, die Mauren besiegend und vertreibend, langsam von Norden nach Süden

von Braga über Leiria nach Coimbra, dann nach Cintra und Lissabon. In Leiria gab es die erste wirkliche Buchdruckerpresse in Europa; es erschienen hier (1466) die Coplas des Infanten Dom Pedro und später eine große Zahl hebräischer Bücher, welche ihren Weg über ganz Europa nahmen. Die Vertreibung der Juden, welche großentheils nach Holland auswanderten (man denke an Spinoza und Uriel Acosta), bereitete dieser Industrie ein plötzliches Ende. Hier ist auch Rodrigues Lobo geboren (1590), der Dichter des etwas weitschichtigen Gedichts: O Condestabre de Portugal, dessen Held der Sieger von Aljubarrota, Nuno Alvares Pereira ist.

Ich besuchte die große Sé, am Fuße des Schloßberges, und stieg hinauf zu dem malerischen Kastell, von welchem man im Osten, über die Stadt hinweg, den Monte Junto, im Westen aber den Pinhal Real und den Ozean erblickt. Im Nordosten steht hier die Ruine der alten Schloßkirche mit gut erhaltenem gothischen Südportal und Chor. Alle andern Bauwerke liegen vollkommen in Trümmern. Wandert man hier oben zwischen den Mauern und dem Granitgestein des Felsens, so läuft man oft Gefahr in eine der von Pflanzen halbverdeckten Tiefen zu stürzen, aus denen man ohne fremde Hülfe kaum wieder hinaufgelangen möchte. Ueberall wächst der Epheu und die Raute, prangt mit ungepflückten Blüthen die Erdmyrthe, der Hollunder und das Gänseblümchen.

Oben raste ein Sturm, der mich in die Tiefe zu schleudern drohte; von unten tönte das der portugiesischen Landschaft so eigenthümliche Knarren (chilreada) eines Ochsen-

karrens hinauf, welches aus geringer Entfernung wie der Schrei von Schwänen klingt, wenn sie im März hoch in der kalten Luft, über unsern aufthauenden Haffen dem Norden zufliegen. Hier oben erinnerte das fortwährende, ununterbrochene Wimmern an das Summen eines Telegraphendrahtes im Winde. Dem Portugiesen aber ist dieser Ton, welcher einen Fremden rasend machen kann, gleichsam die liebgewordene Stimme seiner Landschaft; und nach der Ansicht der Bauern vertreibt dieses melodische Kreischen sogar die Wölfe und — den Teufel.

Im Hotel central machte ich die mir liebe Bekanntschaft eines portugiesischen Obersten, dem sein ganzes Herz aufging, als der „Spanier" sich als Deutscher und Freund der Portugiesen entpuppte. Es half nichts, ich mußte eine Flasche Portwein mit ihm trinken; wir schütteten gegenseitig unsere Herzen aus, sprachen von unsern „bösen Nachbarn" und stießen auf Deutschland und Portugal an, ein stilles Pereat für die Machinationen und Revanchegedanken der „vezinhos" damit verbindend. Als ich dann gegen Abend in die Diligence nach Chão de Maçãs stieg, schieden wir mit dem herzlichsten Händedruck.

In der That diese Stunde in Leiria steht fortan roth angestrichen in dem Kalender meiner Erinnerungen.

Das Glück war mir günstig. Mein Reisegenosse, ein junger Mann aus Oporto, mit einer rothen „Boina" auf dem Kopf, studentisch in jedem Zuge, hatte kaum den Musikfreund in mir gemerkt, als er seine musikalischen Erinnerungen aufzutischen begann. Er hatte in Spanien und in Paris gelebt; er sprach alle Sprachen, er kannte alle Opern,

von Rossini herab bis auf Gounod. Er sang den Verschwörungschor aus den Hugenotten „mit begleitendem Orchester", das Schlummerlied aus der „Stummen", die Variationen aus dem Haydnschen Kaiser-Quartett sammt den Zwischenspielen, kurz er stand auf der Höhe seiner Zeit. Selbst „Wagnér" war ihm nicht unbekannt und der Faust unseres Goethe, den er bonito, das heißt „niedlich" nannte. In Ourem tranken wir schwarzen Kaffee mit feinem Zucker (bekanntlich eine Eigenthümlichkeit der Holländer) und erreichten am späten Abend die Station Chão de Maçãs („Apfelfeld") noch zeitig genug, um mit der Eisenbahn nach weitern zwei Stunden in Coimbra einzutreffen.

In den „Amerikaner" wurden nicht bloß wir, sondern auch unsere Gepäckstücke eingeladen, denn Coimbra besitzt neben seiner Pferdebahn keine „Trens" (Droschken). Aber die Betten in unserem Hotel dos Caminhos de Ferro waren steinhart wie bei unserem guten Bosien in Rauschen, und ich stand morgens so zerschlagen auf, als hätte ich die Nacht auf einer Soldatenpritsche zugebracht.

Coimbra liegt auf einem Kreidevorsprunge der Serra de Lavrão, gerade da, wo der Mondego das Bergland der Estrella und Serra de Lousã verlassend, in die weiten Ebenen im Westen eintritt. Sie ist eine Höhenstadt. Der etwa einhundert Meter hohe, nach allen Seiten steil abstürzende Hügel wird im Süden und Westen vom Mondego umflossen und überdies im Nordosten von einer tiefen Schlucht begrenzt;

mit dem Massiv des Gebirges ist er nur durch einen ganz schmalen Isthmus verbunden. Es giebt kaum eine zweite Bergstadt von größerem Umfange, welche sich einer gleichen natürlichen festen Lage rühmen könnte. Die Bebauung dieses Festungsberges (denn das römische Conimbriga lag zwölf Kilometer südlicher bei Condeixa) stammt von den Arabern her. Es ist ein gar wunderlicher Anblick, dieser fast kuppenförmige, ganz mit Häusern, Kirchen und Klöstern bedeckte Berg, an welchem die Häuser sich noch mehr auf den Schultern stehn als in Lissabon; diese ungeheure weiße Zuckertorte, welche sich aus dem grünen Campo des Mondego erhebt, eingerahmt gleichsam von andern grünen Bergen; ein glänzender Edelstein in einem Ringe. Denke Dir eine vollkommen weiße arabische Bergstadt auf eine der Thüringer Höhen versetzt und Du hast eine Vorstellung von dieser merkwürdigen Lage. Aber unten rauscht hier in gewaltiger Wasserfülle der breite Mondego, jetzt bedrohlich angeschwollen, während er im Sommer mit mehr Wahrheit als „rio das Musas" bezeichnet werden mag, und auf seiner Westseite erhebt sich auf einem andern parallelen Bergzuge das Kloster der heiligen Klara, während an seinem Fuße die Cedern der Quinta das Lágrimas die Quelle beschatten, welche von dem unglücklichen Ende der vielbesungenen Ignes de Castro Kunde giebt.

Was die portugiesische Vegetation so eigenthümlich macht, die innige Verbindung der nordischen und subtropischen Pflanzenwelt, findet ganz besonders bei Coimbra statt. Kaum fehlt hier einer unserer nordischen Waldbäume; aber dicht neben ihnen stehn Orangen und Palmen; Aloehecken schließen Roggenfelder ein. Viele dieser Bäume und Pflanzen sind

aus Ostindien gekommen, so die Portugiesische Cypresse und sogar die Orangen, deren Früchte in Oberitalien noch jetzt „Portogalli“ genannt werden, weil sie einst über Portugal dorthin gelangten. Andererseits kommt in der Estrella und sogar in den Tiefniederungen des Mondego, — wie Rivoli mittheilt — noch unsere Birke vor, eine gewiß merkwürdige Erscheinung.

In früherer Zeit galt Coimbra als einer der feuchtesten Orte Europas; man fabelte von zweitausend Millimeter und mehr jährlicher Regenmenge, während Bergen in Norwegen nur eintausendachthundert Millimeter aufzuweisen hat. Neuere Beobachtungen haben die Regenmenge Coimbras auf 863,1 mm festgestellt, also nur 32,1 mm höher als in Lissabon, während in Oporto jährlich 1430 mm Regen fällt, und in Santiago (dem „Orinal de España“) 1729 mm.

Coimbra ist eine heilige und zugleich gelehrte Stadt. Einst Residenz der portugiesischen Könige, wurde sie mit Stiftungen und Klöstern bedacht, wie keine zweite Stadt des Landes. Aber König Diniz errichtete hier 1308 auch die weit berühmte Universität, indem er die sogenannten „Schulen“, welche seit 1290 in der Alfama zu Lissabon bestanden, hieher verlegte. Unter Alphons IV. von Neuem in Lissabon eröffnet, wurde die Universität 1537, unter João III., definitiv nach Coimbra verlegt. Pombal reformirte sie und beseitigte manchen alten Schlendrian. Die weitläufigen Gebäude nehmen den höchsten Punkt des Stadtberges ein. Die Einrichtung der Universität mit ihren fünf Fakultäten für Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Mathematik und Philosophie und öffentlichen Vorlesungen (lições) erinnert an die deutschen Univer-

sitäten. An ihrer Spitze steht der vom Könige auf drei Jahre ernannte rector, über ihm ein nomineller reformador. Die Verwaltung ruht in den Händen des Concelho dos Decanos, zu welchem, außer dem Rektor und den fünf Dekanen, noch zwei Syndici: der conservador und ouvidor, und ein Sekretär gehören. Die Professoren, Lentes cathedráticos genannt, haben ein jeder noch einen substituto, Stellvertreter. Die Studenten, deren Zahl etwa eintausend beträgt, müssen fünf Jahre studieren, die Mediziner sogar acht Jahre. Nach fünf Jahren erhalten die Juristen den Grad eines bacherel formado, zum „Doktor" gehört aber noch ein sechstes Jahr.

Als die beste Fakultät gilt in Coimbra von jeher die medizinische. Die hiesige Theologie frondirt; manche der hier erschienenen Schriften steht auf dem Index. Infolge dessen besuchen die Theologen, namentlich die ärmeren, gern das orthodoxe Seminar in Santarem.

Die Studenten tragen immer einen langen, togaartigen schwarzen Mantel, den Zipfel oft über den Arm geschlagen, und gehen fast immer baarhäuptig, indem sie die sackartige Zipfelmütze (gorro, ursprünglich ein Bettelsack) in der Hand halten. Ihr Aussehen ist ungemein frisch und munter, ihr Haarwuchs erstaunlich. Hierher sollten die Leute kommen, welche alle Portugiesen für schwächliche kleine Menschen halten und sie sich nicht anders als von olivengrüner Gesichtsfarbe denken können. Aber solche Vorurtheile sind nun ein Mal unausrottbar.

Nahe der Universität, — mit welchem Blick in das Mondogethal! — hat man in neuerer Zeit auch den großen Camões, der hier studierte, ein Denkmal errichtet, bestehend

„n einer Säule mit einem Lorbeerkranz, davor ein Löwe ruht. Die Verse darunter:

> Melhor é meregel-os sem os ter
> Que possuil-os sem os merecer. —
> Gesse tudo o que a musa antigua canta,
> Que outro valor mais alto se levanta.

sind aus den Lusiaden.

Wenn man aus der Calçada da Sophia unten, in welcher sich die meisten Hotels befinden, hinauf zu der Oberstadt wandert, so gelangt man durch das Thor der „Uebergabe" (da traicão) und den Arco de Almedina gehend, zu der einst den Arabern unter schweren Kämpfen und unter Beihülfe des „Cid", im Jahre 1064, abgerungenen obern Stadt. Kein Wagen vermag diese steilen Straßen zu passiren, es sei denn ein Ochsenkarren; selbst der Fußgänger bedarf einer guten Lunge, um nicht entathmet oben anzukommen. Der Name der Straße Quebra Costas („Rippenbrecher") erweckt auch nicht eben die angenehmsten Vorstellungen. Hier, in der nahen Rua de Subripas, steht der mit vielen Medaillonportraits geschmückte Palast der Telles; hier ermordete Don João, ein Sohn der unglücklichen Ignes de Castro, sein Weib Maria Telles, auf Anstiften von deren eigenen Schwester, der ehebrecherischen Königin Leonore Telles. Graf Raczynski sagt von diesem Palaste: C'est là que vécut Donna Maria Tellez, c'est là que, emporté par une injuste jalousie, son époux lui donna la mort. J'ai vu l'escalier sur lequel le crime fut commis. L'entrée de la maison est richement ornée etc. Auf der Treppe wurde nun allerdings der Mord nicht begangen, vielmehr in einem

Thurmzimmer, in welchem Maria schlief; aber das thut wenig zur Sache, das ganze Haus hat etwas Spukhaftes und wir werden das Grauen nicht los.

Auf halber Höhe steht die alte Kathedrale, die Sé velha, ein ganz merkwürdiger romanischer Bau; mit Strebepfeilern und Zinnen, „halb Kirche, halb Burg“; an der Hauptfronte ein höchst interessanter, weit vortretender Mittelbau; das Innere häßlich getüncht, aber die Pfeiler und Gewölbebogen mit Fayenceplatten (azorejos) bekleidet. Würde diese Kirche restaurirt und von den modernen Zuthaten, zum Beispiel der Kuppel über der Vierung, befreit, so würde sie ein Muster des frühen romanischen Styls abgeben.

Oben auf dem Largo de Feira, dem Marktplatze, steht die Sé nova, eine Jesuitenkirche; auf dem Platze aber strömt aus den drei Maskenköpfen eine Fontaine, beschattet von einer großen Trauerweide, köstliches Wasser. Dieses wird der Stadt durch einen Aquädukt zugeleitet, an dessen mächtigen Bogen vorbei der Weg zum botanischen Garten mit herrlichen Palmen und zu dem Penedo da Saudade („Sehnsuchtshügel“) und de Meditacão führt. Hier ist Coimbra sonnig warm und von südlicher Schönheit.

Das Mondegothal hat etwas Feucht-Nordisches; es herrscht hier die Pappel vor und von dem Wasser weht es kalt. Aber Geschichte und Dichtung haben gerade diese Regionen verklärt. In dem alten, vom Strom jetzt halb zerstörten Klarakloster lebte einst Ignes de Castro, und Dom Pedro sandte ihr Liebesworte zu, indem er in die „Quelle der Liebenden“ in der „Thränenquinta“ beschriebene Papierstücke warf, welche durch eine Wasserleitung dem Kloster zugeführt wurden.

Später mit Ignes heimlich vermählt, wurde jene Quinta der Schauplatz ihres Glücks und jener schon bei Alcobaça gedachten Katastrophe.

Ich traf hier einen Mann, einen Viehtreiber aus dem Innern des Landes, um seinen Kopf ein Tuch gebunden, und darauf einen flachen Hut gesetzt. Gegen den strömenden Regen aber schützte ihn ein eigenthümlicher Mantel von Espartogras, der gleichsam aus vier losen Abtheilungen zusammengesetzt war, doch so, daß der höhere dieser vier Mantelkragen noch einen Theil des untern bedeckte. An diesem Espartomantel floß das Wasser ab wie von einem Strohdache. Sicher sind diese Mäntel ebenso uralt wie die Ochsenkarren, welche schon im römischen Alterthum genau dieselbe Form hatten wie heute.

Soll ich dich noch zu dem Convento de Santa Cruz führen, mit den Gräbern der Stifter der portugiesischen Monarchie: Affonso Henriques und Sancho I.? Man bewundert hier einen schönen gothischen Klosterhof, in der Kirche aber eine Kanzel von Stein mit Skulpturen, so fein, als wären sie in Elfenbein oder doch in Holz geschnitzt. Und nun denke Dir das Sanktuarium, einen großen ovalen Saal, ganz mit hohen Schränken und diese wiederum ganz mit Reliquien und andern heiligen Dingen gefüllt! Hier wird einem „Ungläubigen" doch gar seltsam zu Muthe. Aber in einem kammerartigen Verschlage hauste eine Katze mit ihren Jungen und schaute ganz behaglich in diese heilige Welt hinein.

Oporto, den 26. April 1882.

Ich hatte in Coimbra die Bekanntschaft eines ältern Engländers gemacht, der in einem Kasten ein Cello mit sich führte und ganz Südeuropa auf alte Instrumente dieser Art bereiste. Er lief in jedes Haus, in welchem er ein solches wußte, sprach kein Wort Portugiesisch und verständigte sich trotzdem leicht. Auf der Eisenbahnstation mußte der Courierzug seinethalben fünf Minuten warten, was der Zugführer, auf mein Ansuchen, auch ohne Weiteres that. Die portugiesischen und spanischen Bahnen sind dreißig Centimeter breiter als die europäischen, so daß in der ersten Klasse immer bequem fünf Personen, in der zweiten aber sechs neben einander Platz haben; aber die Bedienung geschieht in Spanien à la française, hier à l'anglaise; dort Trompetensignale, hier Pfeifen; dort Abnehmen der Billete am Ausgange, hier Coupiren beim Einsteigen; nur in Portugal haben die Wagenfenster Riemen zum Aufziehn; die spanischen „caballeros“ und „señoras“ sind hier zu „homens“ und „senhoras“ geworden. Auch sonst trifft man überall auf Gegensätze: so biegt man in Spanien rechts aus, in Portugal aber links. Die spanische Postkarte heißt tarjeta, die portugiesische bilhete postal; dort kauft man den numero suelto einer Zeitung, hier einen numero avulso.

Coimbra liegt im Gebiet der Kreideformation, später tritt Granit auf, und so geht es weiter, abwechselnd mit Schiefer und Alluvium. Denn hinter der Serra de Bussaco betreten wir bald jenes eigenthümliche Hügel-, Sumpf- und Dünenland, welches „Beira Mar“ genannt wird und in

einer merkwürdigen Abwechslung von herrlichsten Kulturen und öden Sandstrichen mit Fichtenwäldern besteht. Oft sind die Böschungen der Eisenbahn mit Gaisblatt, Rosen und andern Blumen bedeckt, als wären es große Teppichbeete. Aber die Birnen- und Apfelbäume blühen erst jetzt. Roggen, Hafer und Gerste dienen, grün gehauen, meist zum Viehfutter. Vor Aveiro treten Reisfelder auf. Nun wird die Landschaft flach und vollkommen norddeutsch; dann öffnen sich die meilenlangen Sümpfe (algadiças) von Aveiro, im Westen begrenzt von einer hellleuchtenden Nehrung und dem Ozean; das Ganze ein von tiefen Gräben durchzogenes Lagunen- und Sumpfterrain, theilweise mit Weiden bepflanzt und mit einer selbst für Portugal unerhörten Blüthenpracht. Auf einem großen Kanal liegen ein paar Dutzend Boote, genau von der Form der venezianischen Gondeln. Die Bahn überschreitet mehrere Flüsse, darunter den Vóuga (Vacua der Alten) und bei Estareja, wo die Sümpfe endigen, den Antúa.

Nun folgen große „Pinhaes" deren Kiefern immer stark ausgeästelt sind; darauf Ovar, bedeutend als Holzstapelplatz. Man befindet sich in einer förmlichen Dünenlandschaft; der weiße Dünenwall wandert in das fruchtbare Land und verschüttet den Wald, geradeso wie auf unsern Nehrungen. Dann, die Dünen durchschneidend, kommt man dem Meere ganz nahe, daran die Seebäder Espinho und Granja liegen, im Sommer viel besucht von den reichen Portuensern. Die Leute bauen hier viel Gemüse in kleinen, durch einen Wall und hohes Rohr geschützten Gärtchen, wie in unserm Sarkau oder Nidden. Hinter Valladares steigt dann

plötzlich Oporto auf, ein unvergleichliches Bild. Wir halten mitten in der hohen Villenstadt über Villa Nova de Gaia, auf dem Südufer des Douro. Dann geht es auf der Höhe östlich weiter, und das große Stadtpanorama drüben rollt sich ab. Zuweilen hindern Felsdurchstiche und kleine Tunnels den Blick; dann schauen wir wieder weit hinab auf den Douro, oder ganz nahe auf das Kloster do Pilar, in terassirte Gärten mit Orangen, Cedern und unzähligen Camellienblüthen. Zuletzt rollen wir über die eiserne Brücke, welche die beiden hohen Ufer des Flusses verbindet, und haben den Wasserspiegel des Douro einundsechzig Meter unter uns. Im Westen erblicken wir die gewaltige Bergstadt und das Meer, im Osten schauen wir tief hinein in das Dourothal mit seinen Weinbergen, bis zur Serra de Marão, hinter welcher das Land „jenseits der Berge". (traz os montes) liegt. — Noch ein Mal der ganze Garten- und Blumenflor herrlicher Villen; dann halten wir auf dem Campo de Sirne im Nordosten der Stadt.

Oporto, den 28. April 1882.

Schon in Lissabon hatte mir ein deutscher Kaufmann gesagt: Kommen Sie nur erst nach Oporto! — In der That, hier ist mir eine ähnliche Ueberraschung zutheil geworden wie in Cadix. Aber wie ist es nur möglich, daß von diesem Oporto (das man hier übrigens immer Porto nennt) und von seiner wunderbaren Lage, die mit dem Schönsten wetteifern kann, was Europa besitzt, noch so gut wie gar keine

Kunde zu uns gedrungen ist! Warum ist die Lage Barcelonas, Valencias, Sevillas weltbekannt, und warum wird Oporto, gegen welches keine dieser Städte, auch nicht entfernt, aufkommen kann, nur als die Stadt genannt, aus welcher ein vortrefflicher Wein bezogen wird?

Vergebliche Frage! — Machen wir uns dafür diese merkwürdige Lage klar!

Oporto ist keine Küstenstadt wie Lissabon oder Barcelona, keine Ebnenstadt wie Sevilla, sondern eine Flußstadt. Sie zieht sich über die steilen Felshöhen des Douroufers auf beiden Seiten hin, breitet sich oben auf dem Plateau im Norden unbegrenzt aus und steigt wieder überall bis zum Douro hinab. Denke Dir die Kleinseite Prags von mehr als dreifacher Höhe, aber auf beiden Seiten der Moldau, den Abfall der Ufer äußerst steil, zum Theil in senkrechten Felswänden, oben immer mit dem Blick auf das etwa fünf Kilometer entfernte Meer im Westen und auf die blauen Gebirge im Osten, und Du hast eine Vorstellung von der prachtvollen Lage Oportos. Das alte Cale (jetzt Villanova de Gaia), vielleicht phönikischen, mindestens römischen Ursprungs, lag auf dem Südufer des Douro, da wo der Fluß in bedeutender Erweiterung sich ein wenig nach Nordwesten wendet und eine Art Hafenbucht bildet; das neue, das heißt das bis auf die Westgothen zurückzuführende Oporto, „der Hafen", nimmt in einer Ausdehnung von fünf Kilometern das nördliche Ufer des Douro ein. Anfangs zwischen Fluß und Fels eingeklemmt, hat es sich allmählig die Höhen hinaufgearbeitet und zuletzt sich über die langsam zur Lapakirche aufsteigende Fläche ausgebreitet. Wie bei Lissabon lassen sich zwei durch

ein Thal getrennte Höhen erkennen: im Osten der Felshügel der Sé, ganz mit hohen Häusern, engen und steilen Straßen bedeckt, von eben solcher maurischen Physiognomie wie Ostlissabon oder Coimbra; im Westen die Höhe mit der Victoriakirche, weniger alt, weniger winklig, aber immer noch von alterthümlicher Erscheinung. Wie in Lissabon die beiden Höhen durch das Thal der Baixa getrennt werden, so hat hier der Rio da Villa ein gleiches Thal gebildet, durch welches man zwischen der Höhe der Sé und der Victoria zu der Ribeira und dem Hafen hinabsteigt. Und wie dann Lissabon im Westen an einer andern Thalsenkung endigt, so fällt auch hier der Victoriahügel im Westen plötzlich zu einer tiefen Felsschlucht mit steilen Felswänden ab; drüben aber erhebt sich sofort ein neuer Bergvorsprung, welcher auf seinem Scheitel den Krystallpalast trägt, geradeso wie in Lissabon der Bergzug der Buenos Ayres die Estrellakirche.

Nun setzt sich weiter nach Westen, in dem sich allmählig abdachenden Höhenzuge, dieselbe Erscheinung von abwechselnden Höhen, Felswänden und Einschnitten fort, bis zuletzt der Fluß bei San João da Foz das Meer erreicht. In gleicher Weise begleitet auf der Südseite, von Villanova ab, der Bergzug das linke Ufer des Douro bis zur Landzunge Cabidello. Und da alle diese Höhen mehr oder weniger mit Häusern, Kapellen, Magazinen, Villen und Gärten bedeckt sind, so kann man sagen: Oporto erstreckt sich von dem Padram de Campanhã im Osten bis an das Meer.

Der Beginn der Stadt ist aber eigenthümlich genug. Der Hügel der Sé ist nämlich nichts anderes als der süd-

liche Ausläufer eines Bergzuges, welcher sich von Norden nach Süden erstreckt und vom Douro durchbrochen ist. Daher bildet der Fluß hier auch nur eine breite von hohen Felswänden eingefaßte Schlucht, und der Höhe der Sé entspricht im Süden eine andere Höhe, nämlich die Serra do Pilar mit dem gleichnamigen Kloster. Hier muß sich die Stadt damit begnügen, die Höhe oben einzunehmen, während unten am Fluß ein paar Häuser sich ängstlich an die senkrechten Granitwände klemmen. Die Stadt hört im Osten gerade da auf, wo der Bergzug der Sé und Pilar nach Norden und Süden zurücktritt und das breite Dourothal seinen Anfang nimmt. Aber hier, am Ende der Douroschlucht, hat der Fluß die geringste Breite, und darum schwingt sich auch hier gerade die gewaltige Eisenbahnbrücke in einem einzigen Bogen über den Strom.

Es ist nicht ganz leicht, sich die Lage dieser Stadt vorzustellen, die auf der steilen Granithöhe im Osten beginnt und auf beiden Seiten des Flusses, bald in steilen Felswänden abfallend, bald von tiefen Schluchten gekerbt, langsam zum Meere niedersteigt. Der Douro ist breit und mächtig wie der Rhein bei Koblenz; sein Thal könnte eine Ria, das heißt ein Fjord, genannt werden, wenn seine mächtige Strömung den tiefen Eintritt des Meerwassers gestattete. Seine „Cheias“, welche ihn bis zehn Meter über den gewöhnlichen Wasserstand anschwellen, gehören zu den am meisten gefürchteten der iberischen Halbinsel; es sind in Wahrheit Wasserlawinen, welche plötzlich erscheinen und die größten Seeschiffe, die sonst so sicher an den steilen Felswänden ankern, von ihren Befestigungen losreißen und sie

umherwirbeln, daß die Masten sich in den Sand bohren und der Kiel nach oben schaut.

Doch das ist die Ausnahme und tritt auch nur dann ein, wenn der Schnee auf den kalten Plateaus Altkastiliens und der Provinz Traz os Montes schmilzt. Jetzt prangt diese ganze Welt in ruhiger Frühlingsschönheit. Die wohlriechenden Läden der Baccalho-Händler an der Ribeira wissen nichts von Feuchtigkeit, die Fischweiber aber sitzen dicht am Wasser und preisen ihre in Sägespähne gelegten Fische an. Ein französisches Schiff ladet Schwefel von Sizilien aus; ein Barqueiro macht mich auf ein „deutsches", nämlich norwegisches Schiff aus Christiania aufmerksam. Während dessen fährt ein Leierkastenmann mit seinem Esel vorüber und spielt eine Arie aus dem Trovatore.

Oporto hat keine Bauwerke, welche die Bewunderung des Reisenden herausfordern. Die Sé steht imposant auf dem östlichen Hügel, aber ihre beiden Thürme sind abgestumpft und ihr Inneres modernisirt. Schön ist nur ihr eisengrauer, ganz aus Granit erbauter Klosterhof mit den in Portugal überall vorkommenden blau und weißen Fayencebildern, welche hier höchst weltliche Scenen aus dem Hohenliede Salomos, mit erklärendem Text aus der Vulgata, darstellen. Der nahe bischöfliche Palast ist, was die Engländer eine pile nennen, ein ungeheures Gebäude, das die Physiognomie der Stadt überall bestimmt und mächtig über den engen Straßen unten aufsteigt. Auch er birgt in seinem Innern eine Ueberraschung: das heiter schöne, reichgemalte Treppenhaus; von seiner Terrasse aber überschaut man die ganze weite Landschaft und das Meer.

Die eigentliche Aussichtswarte Oportos ist aber doch der fünfundsechzig Meter hohe Thurm der Igregia dos Clérigos, ein trotz seines Rokokostyls ganz eigenartiges und merkwürdiges Bauwerk; an dem Alles Granit ist, von den Fundamenten ab bis zur höchsten Spitze; dabei, trotz vielfacher Gliederung, ebenso aufsteigend, wie ein Obelisk; eine Art Giotto'scher Glockenthurm ins Churriguereske übersetzt. Und oben welche Schau! Da der Fuß des Thurms einhundertunddreißig Meter über dem Douro steht, so befinden wir uns etwa zweihundert Meter über dem Meere. Der „Sineiro" (Glöckner), welcher uns athemlos begleitet hat, deutet Alles. Dort im Norden die Lapakirche, im Süden die Serra do Pilar und der große, vielbogige Viadukt der Eisenbahn. In endloser Verschiebung ziehen sich im Osten die Gebirge hin, welche das Dourothal begleiten, auf dem Meere im Westen fährt ein Dampfer vorüber, der die gefährliche Einfahrt in den Douro nicht wagt. Unmittelbar zu unsern Füßen haben wir den Passeio da Cordoaria und den baumreichen Mercado do Anjo, weiter alle die Plätze mit politischen Anspielungen: den Campo dos Mártyres da Patria und den der Märtyrer der Freiheit, auch die Praça dos Voluntarios da Rainha. Dort am Passeio das Fontainhas wagte Wellington am 11. Mai 1809 seinen berühmten Uebergang vom Kloster do Pilar über den Douro, um sich wenige Stunden später zu dem Diner zu setzen, welches Soult in den Carrancas für sich und seinen Stab hatte herrichten lassen. Schauen wir aber nach Osten die steile Calçada dos Clerigos hinab, so haftet unser Blick auf der Reiterstatue Dom Pedros IV., welcher, aus Brasilien kommend, im Hafen

von Arnosa bei Mindello (nördlich von Oporto) landete, um das verhaßte Regiment des blutigen Dom Miguel zu stürzen. Eine andere Statue, die Dom Pedros V., des Bruders des jetzigen Königs Dom Luis I., steht auf der Praça da Batalha, und eine Inschrift erzählt, die dankbaren Arbeiter (artistas) Oportos hätten sie im Jahre 1862 aufrichten lassen. Im Westen an dem Krystallpalast, welcher zur Gewerbeausstellung im Jahre 1865 erbaut wurde, jetzt aber zu öffentlichen Festen und Versammlungen dient, lesen wir ein vielbedeutendes „Progredior“. Ja wir erblicken (in unseres Geistes Auge) dieses „Ich werde fortschreiten“ überall, wohin wir nur schaun, wohin unser Fuß tritt. Denn dieses schöne, in Sauberkeit, Reinlichkeit und Reichthum prangende Oporto, wo kein Bettler sich an unsere Fersen heftet; wo jede Straße einen Buchladen und fast jedes Haus eine Verkaufs-Kapelle hat; wo große Theater der Kunst dienen und gelehrte Institute die Jugend anlocken, der Fluß aber immer von Schiffen wimmelt und die großen Weinmagazine drüben nicht bloß ihren köstlichen Duft, sondern auch überallhin (nicht am wenigsten in die fernen Weinthäler) Wohlstand und Gesittung verbreiten: — dieses Oporto ist wie ein weites üppiges Gartenfeld, das mit Segen die Mühe seines Bestellers lohnt.

Vieles, sehr Vieles dankt die Stadt den Engländern, die sich jetzt — und hoffentlich nicht zu ihrem Schmerz — von den Eingeborenen bereits überholt sehn. Es ist eine Freude, durch die Straße unten, welche ihren Namen trägt, zu wandern und die mächtigen Gebäude zu sehn, die obern Stockwerke oft auf kolossalen Granitkonsolen ruhend, mit den

Lokalen der großen Geldinstitute und den Comtoirs der Kaufleute. Welch ein gewaltiger „Hof" ist nicht das English Factory-House, und nahebei die mächtige neue Börse mit dem von einer kühnen Eisenkonstruktion überdachten Pateo. Hier passiren fortwährend, vom Hafen unten hinauf, die eigenthümlichen Ochsenkarren, welche den Güterverkehr mit der obern Stadt vermitteln und die Physiognomie der portuensischen Straßen so wesentlich bestimmen. Oft werden sie nur von einem Knaben oder einem Mädchen geleitet. Immer sind zwei Ochsen vorgespannt, welche hier statt des Joches ein Brett (canga) an dem Kopfe tragen, das mit Riemen an den Hörnern befestigt, meist reich geschnitzt, oft auch bunt bemalt und selbst mit Pferdehaarbüscheln geschmückt ist. Die massiven, aus mehreren Stücken zusammengesetzten, auch mit Eisen beschlagenen Räder der Karren haben im Wesentlichen nur zwei ovale Ausschnitte. Die Axe ist fest in sie eingefügt, dreht sich also mit den Rädern, aber sie muß hier geschmiert werden, um das fürchterliche Kreischen der Karren unmöglich zu machen. Das massive Karrengestell — eigentlich nur zwei durch Querhölzer verbundene Bäume — ruht auf den Axen, sie zwar von vorn und hinten, aber nicht unten umfassend. Der Begleiter hat immer einen langen Stock (pal) in der Hand, doch ohne stechende Spitze. Kopftuch und Hut der Mädchen sind dieselben wie im übrigen Portugal, aber der Schmuck, die reichen, bis neun Zoll langen Ohrgehänge und Colliers, daran oft noch ein überaus großes Herz (caracão) hängt, Alles höchst kunstvoll, filigranartig und durchbrochen gearbeitet, ist sehr merkwürdig. Diese Arbeiten sind jedoch hier

zu Hause. Denn man darf nur durch die nahe Rua das Flores wandern, um in Dutzenden von Goldschmiedeläden diese, oft mit blauem, weißem oder rosa Email verzierten Schmucksachen zu sehn, die in ihrer Art einzig sind. Während aber die Goldschmiede nur die Nordseite dieser Blumenstraße einnehmen, befinden sich auf der Südseite bloß die Läden der Tuchhändler. Ich bemerke übrigens, daß die Hutfabrikation von Oporto sich in ganz Portugal und Spanien eines besondern Rufs erfreut. Nicht weniger berühmt sind die langen Handschuhe (louvas). Daß hier in Oporto aber nicht Alles Gold ist, was glänzt, zeigen die alleinstehenden großen Façaden der Akademie mit der polytechnischen Schule, „in deren öden Fensterhöhlen zwar nicht das Grauen wohnt", die aber, in Erwartung des zu errichtenden großen Gebäudes, also im Voraus aufgeführt, weder die kleinen Häuser dahinter decken, noch sonst einen imposanten Eindruck machen. In Madrid baut man erst die Häuser und dann die Façaden: hier ist es umgekehrt. Ein gewisser gaskognischer Zug läßt sich im Charakter der Portugiesen doch nicht verkennen.

An einem Buchladen wurde mir eine ganz besondere Ueberraschung zu Theil. Ich erblickte durch die offene Thüre nämlich ein großes farbiges Bild unseres Kaisers Wilhelm, und muß wohl ein sehr frohes Gesicht gemacht haben; denn der Buchhändler sah mich so vergnügt an, als erblicke er einen alten Bekannten. Ich lächelte, er lächelte, und wir schieden, ohne ein Wort gesprochen zu haben, als die besten Freunde.

Oporto steht sonst in Opposition zu der centralisirenden Capitale; aber Eines hat man ihr doch nachgeahmt: den seltsamen Mosaikfußboden auf dem Platze des vierten Pedro, dem frühern Rocío in Lissabon, an welcher das Theater der Donna Maria II. (früher das Gebäude der Inquisition) steht. Dieser Platz, und in Nachahmung davon die Praça de Dom Pedro IV. und da Batalha in Oporto, haben eine aus schwarzen und weißen Kalkstücken zusammengesetzte Mosaik, deren Muster aber auf eine seltsame, vollkommen malerische Wirkung berechnet ist. Denke Dir eine Eisenbahnschiene etwa zehn Mal vergrößert, solche Schienen in der ganzen Länge des Platzes neben einander gelegt, doch so, daß ein gleich breiter horizontaler Streifen sie trennt, dann das Ganze mit einem der Quere nach schwarz und weiß gestreiften Teppich belegt, und Du hast eine Vorstellung von dieser Mosaik, auf welcher man wandert, immer fürchtend, sich den Fuß zu brechen. Geht man der Länge nach, so hat man die Wahl, auf einem der kolossalen Wulste zu wandern, oder zwischen denselben; überschreitet man aber den Platz der Quere nach, so muß man ineinemfort hinauf und hinab. Natürlich kommt das Muster nur heraus, wenn man es der Länge nach betrachtet.

Vielleicht hat die Natur den beiden Bergstädten Lissabon und Oporto, wo es immer bald hoch hinauf, bald tief hinab geht, zur Entstehung dieses Musters Veranlassung gegeben. Wie erstaunlich steil fällt nicht die Rua de San Antonio hinab, um sofort, in derselben Linie verlängert, als Calçada dos Clerigos hinaufzusteigen. Und nun gar die Straßen, welche dem Rio da Villa folgend, oder ihn gar bedeckend,

zum Douro hinab führen: die Rua de Monsin da Silveiro, das Flores, de San João! Sicher sind sie zu einer Zeit entstanden, als es noch keine andern Wagen gab als die zweiräderigen Ochsenkarren. Aber sie alle sind mit alten Häusern und Palästen besetzt, an deren Fenstern vergoldete Gitter prangen, eigenthümlicher und glänzender als in irgend einer andern Stadt Portugals. Und diese ewig steigenden und fallenden Straßen geben unvergleichliche Bilder. Bald erscheint drüben die Masse der Kathedrale und des Bischofspalastes, bald unten der Fluß und die reichbesetzten Höhen von Villanova; oder im Westen der Krystallpalast und der Ozean; oder die Felshöhen der Pilar und die große Eisenbahnbrücke mit blauem Gebirgshintergrund. Es giebt hier kaum eine Stelle, die nicht architektonisch interessant wäre. Ich wenigstens kenne keine zweite Stadt, selbst Neapel und Granada nicht ausgenommen, welche gleich reich an malerischen Prospekten wäre. Es muß noch niemals ein europäischer Maler in Oporto gewesen sein, denn sonst gäbe es allein schon von dieser Ribeira mit der Rua de Cima do Muro, der Kirche des heiligen Franz, den merkwürdigen Fluß- und Felsvorstädten Miragaia und Maçarellos ein paar Dutzend berühmter Bilder. Jetzt muß der Fremde sich mit den hübschen Photographien des Senhor Fritz begnügen, welcher in der Rua do Almada wohnt.

Und nun gar die Pracht der Vegetation auf den öffentlichen Spaziergängen der Cordoaría, die man eher einen reichen botanischen Garten nennen möchte; auf der Praça de San Lázaro, dem Passeio der Springbrunnen und der „Tugenden“, wo freilich der Boden ganz von dem Oporto

so eigenthümlichen „Katzensiber" glänzt! Welche Blüthenfülle in den Quintas! In der des „Mai" erblicken wir eine Magnolie, welche zwanzig Meter hoch ist und einen Stammumfang von vier Metern hat, und einen Tulpenbaum von dreißig Meter Höhe und fast sechs Meter Stammumfang. Beim Krystallpalast sind die Bäume meist erst siebzehn Jahre alt, aber schon bilden sie einen herrlichen Park. Fast noch mehr als in Cintra überrascht hier die Mannigfaltigkeit der Flora, zu welcher fast die ganze Welt beigesteuert hat. Ich notirte, dicht neben einander stehend: Buchen, Orangen, Birken, Tannen, Cedern, Roßkastanien, Dornsträucher, Thujen, Epheu, Seedorn, Feigenbäume, Hollunder, Linden, Nußstrauch, Ulmen, Aloes, Juckapalmen, Taxus, Araukarien. Nicht weit von hier ist die Villa, in welcher Carlo Alberto von Piemont nach der unglücklichen Schlacht von Novara sein vielbewegtes Leben beschloß (1849). Seine Enkelin Maria Pia ist aber die gegenwärtige Königin von Portugal.

Ich wanderte unten am Douro, an der schönen, im Winde schwankenden Kettenbrücke der Donna Maria II. („da Gloria", wie es hier volltönend heißt) ausgehend, nach Osten. Man befindet sich hier bald unter den steilen Granitwänden, daran große Sedumbüschel hängen, und kommt an einer Louçafabrik vorbei. Man verfertigt hier die hübschen Fayenceplatten, womit man die Fronten der meisten Häuser bekleidet, bald weiß mit erhöhten blauen Rosetten, bald mit gelben Blumen und Arabesken. Zuweilen ist auch der Grund gelb und die erhöhten gleichfarbigen Blumen haben weiße Blätter. Am Kai rammen sie die Pfähle genau so ein wie an unsern Flüssen. Ganz eigenthümlich sind aber die Barcas de trán-

sito, die Weinschiffe, mit einem Mast und einem überaus großen viereckigen Segel, an dem sich nur oben eine Raa befindet. Gelenkt wird dieses Schiff durch ein langes Ruder, wie bei unsern polnischen Witinnen. Da seine Pinne aber weit hinauf ragt, so ist hinten im Schiff, fast am Mast, eine Art erhöhten Gestells errichtet, darauf der Steuermann steht. Diese Barken befahren nur den Douro und dienen vorzugsweise zur Beförderung des Weins aus dem nahen „Pais vinhateiro", dessen Mittelpunkt Pezo de Regoa ist. Nicht wenige von ihnen zerschellen auf den Bänken und in den Strudeln, daran dieser Fluß überreich ist, wie schon folgende Ausdrücke ausweisen. Areio ist eine Sandbank, cachão ein Strudel, calhão eine Steinbank, poço ein tiefes Wasser, ein „Brunnen", ponto eine Stromschnelle. Von diesen letztern giebt es auf dem portugiesischen Gebiet nicht weniger als zweihundert und fünfzig. In einem calhão bei Valeira verlor im Mai 1861 der Engländer Forrester, dem wir eine Karte des Douro verdanken, sein Leben, und liegt im Flußsande ebenso eingebettet wie Buonconte di Montefeltro im „königlichen" Arno*).

Auf diesem einsamen Gange längs dem Douro, immer unter der Felswand zur Linken, kam ich schließlich zur Eisenbahnbrücke der Königin Maria Pia, einem eisernen Spitzengewebe im größten Styl, wogegen unsere Dirschauer Weichselbrücke eine plumpe Konstruktion ist. Denke Dir unmittelbar auf jedes der beiden Flußufer einen granitenen Unterbau gesetzt, der, sich nach oben verjüngend, über den Strom seinem Gegenüber zuneigt, und in dieser Richtung einen

*) Dante, Göttliche Komödie, Purgatorium, 5. Gesang.

eisernen Bogen geschlagen, der aus Tausenden von Eisenstangen besteht. Andere spitzenartige Pfeiler steigen in Obeliskenform auf beiden Seiten des Bogens auf; alle zusammen tragen aber eine eiserne Gitterbrücke, auf deren Höhe die Eisenbahn läuft. Das wäre nun Alles noch nichts Besonderes; aber vergegenwärtige Dir folgende Maaße. Die Länge der ganzen Brücke beträgt 353 Meter, die Oeffnung des großen Bogens 160 Meter; die Eisenbahn liegt 61,28 Meter über dem mittlern Wasserstande; die eisernen Pfeiler aber haben eine Höhe von 43 Metern über dem Mauerwerk. Uns schwindelt bei der Vorstellung dieser Verhältnisse. Aber man muß unten stehn und zu der Bahn oben hinaufschaun, oder die Landschaft im Rahmen dieses Bogens erblicken. Zufällig fuhr ein Güterzug oben hinüber; ich erwartete ein Donnern, vernahm aber nur ein dumpfes Rasseln. Arbeiter, die oben im Gitterwerk oder an den Pfeilern hingen, — denn zu sehn war Niemand — verursachten mit ihren Feilen ein merkwürdig lautes Getön. Diese Brücke ist im Jahre 1877 von G. Eiffel in Paris errichtet; sie wiegt 1,450,000 Kilogramm und hat 1,340,000 Francs gekostet.

Ich rechne die halbe Stunde, welche ich an dem starkfließenden Douro und unter der seltsamen Brücke zubrachte, zu den eigenthümlichsten meines Lebens. Kein Mensch störte mich. Nur oberhalb der Brücke am Ufer saß in einem Kahne eine Frau, den Kopf eines Kindes in ihrem Schooße, und gab sich jener Arbeit hin, welche in deutschen und littauischen Märchen der nach Hause kommende Räuber oft von seiner Geliebten verlangt.

Oporto ist überreich an wohlthätigen Anstalten und Stiftungen bloßer Privatgesellschaften, der sogenannten Irmandades (spanisch Hermandades), in welchen die erkrankten „Brüder“ und „Schwestern“ Aufnahme finden und oft, gegen Zahlung einer bestimmten Summe, in Ruhe ihr Leben beschließen. Es giebt kaum einen reichen und selbst vornehmen Mann, welcher nicht Mitglied einer dieser Brüderschaften, der Carmo, der Trinidade und des San Francisco, wäre; ließ sich doch sogar die Königin Donna Maria II. als Irmãa in eine derselben aufnehmen. Ich besuchte auch das Große Hospital in dem frühern Kloster des heiligen Antonius, erfuhr auf dem Wege dahin aber keine geringe Ueberraschung, als in der leeren Straße plötzlich zwei Soldaten aus einer Wache stürzten und so weithin schallende Fanfaren bliesen, daß ich ganz erschreckt auf meine linke Rockseite blickte. Nun, es blieb bei diesem Schreck. Ich setzte mich jedoch in einen Amerikaner und fuhr die steile Rua da Restauracão zum Douro hinab und weiter, auf schattigem Wege und an mächtigen Steinbrüchen vorbei, nach San João da Foz, ein Wort, das von dem lateinischen faux, Schlund, Mündung, herkommt. Ueberall erblickt man Schänken für die Schiffer, deren Kähne im Wasser liegen; am Passeio allegre aber beginnt die Badestadt Foz, deren Mittelpunkt das Restaurante de Cadouços bildet. Da wo der Douro in das Meer strömt, ist es ein einziger Strudel und Wasserwirbel. Im Norden wehrt ein Steinmolo dem Wogenandrange; von Süden her schiebt sich eine hohe Sandzunge, fast ein Dünenberg, in die Strömung hinein, wie die leckende Zunge eines Raubthieres, und bedroht die Schifffahrt; aber der Strom

reinigt doch immer von Neuem sein eigenes Bett. Vielleicht giebt es kein gefährlicheres Fahrwasser, keine klippenreichere Einfahrt als die in den Douro; hier ist ein wüstes Durcheinander von Kanälen, Klippen und Sandbänken, welches oft aller Kunst der hier zahlreich stationirten Lootsen spottet. Wie manches Schiff liegt nicht hier im Grunde! Wiederholt haben die Engländer der Regierung angeboten, alle diese Hindernisse auf ihre Kosten zu beseitigen: aber man fühlt sich sicherer hinter diesen Zähnen, die an die Kiefern eines Krokodils oder eines Hais erinnern.

Ich verließ bei dem Castello da Foz die Pferdebahn und wanderte in dem schönsten Sonnenschein und ganz allein längs dem Strande nach dem etwa drei Kilometer entfernten Mattozinhos, einem zweiten Badeorte der Portuenser, an dem vielbesungenen Flüßchen Leça. Auf dem Wege hat man an der unbedeutenden Höhe rechts die Lootsenstation, den Leuchtthurm, das Fort der Duquessa und den Hippodrom; zur Linken den Ozean und kurz vor Mattozinhos eine Kapelle mit einem berühmten Kruzifix. Noch standen hier fast alle Wohnungen leer, selbst unvermiethet, wie die zahlreichen an die Fensterscheiben geklebten Papierstückchen auswiesen. Eine dem Dichter Passos Manoel errichtete kleine Statue neben der langen Steinbrücke legt aber Zeugniß ab für den liebenswürdigen Patriotismus der Portuenser.

Rückkehr von Oporto.

Toledo. Madrid. Der Eskurial. Zaragoza. Burgos. San Sebastian. Barritz. Bordeaux. Paris.

Meine Fahrt neigt sich ihrem Ende zu. Ich habe auf ihr noch mehrere Wochen zugebracht, und was ich hier gesehn, umfaßt neue, zum Theil sehr merkwürdige Regionen, Menschen und Menschenwerke. Vielleicht nichts seltsamer, mittelalterlicher, maurischer als Toledo; eine orientalische Stadt ins Kastilianische übersetzt; ein Steinungeheuer, das mit dem Felsen, darauf es steht, verwachsen ist, wie eine Raubburg, oder ein Mönchskloster; ein Protest der Vergangenheit gegen die Neuzeit, wie jener Aufstand der Comuneros, welche hier verbluteten.

Ich könnte noch weiter zurückgreifen und meine Fahrt aus dem grünen, in Regen triefenden Portugal schildern, auf welcher ein hochgebildeter Jesuit mir ein Bild des großen Pombal entwarf und die interessantesten Mittheilungen über portugiesische Litteratur und Geschichte machte. Welche Blüthen trieb hier in den Gräben unsere Nymphaa alba, und welche Blüthenstengel Digitalis purpurea! Der frühe Morgen brachte dann die unbegrenzte Schau über die mit Steinen übersäten baumlosen Haiden des spanischen Estre-

madura, einen heitern Himmel und welche Sonne! Wir waren in Spanien, in dem Lande, aus welchem nach dem Sprüchwort der Portugiesen nichts Gutes kommt, als die Sonne. Aber welch prächtige Fahrt längs der schneebedeckten Sierra de Gredos!

Und dann der glühendrothe Abend in Toledo, dessen Bauwerken ich zwei ganze Tage gewidmet habe. Vielleicht wäre ich noch länger geblieben, hätte mich nicht der „Zweite Mai", das Fest des „Dos de Mayo" nach Madrid gezogen, wo es nur eben Frühling geworden war. Welche verbrannten, regenlosen Steppen! Aber die Pradogallerie erschließt dafür erst bei wiederholten Besuchen ihr wahres Geheimniß, und Velasquez bedroht den großen Murillo.

Einen langen kalten Tag, denn nicht immer scheint hier die Sonne, widmete ich dem Eskurial. Als prägnanter Ausdruck des Charakters Philipps II. ist der Bau groß, ja erhaben; die Kirche in ihrer lichten, ganz auf einfachen architektonischen Linien beruhenden Wirkung ein Werk ersten Ranges, das den heitern Eindruck eines griechischen Tempels gleichsam nach dem Innern des Bauwerks verlegt und nichts zu thun hat mit finsterm Glauben, Askese und religiöser Verfolgung; die kleine Gemäldegallerie (vielleicht gerade wegen der beschränkten Zahl der Bilder) eine Mustersammlung; aber die den Granitwänden und eisengrauen Gewölben aufgedrungenen Freskobilder ein seltsamer Widerspruch, hier wo die ganze Wirkung auf der Form und dem Material beruht. Daß der Eskurial nothwendig einen erdrückenden, den Geist erstickenden und verwirrenden Eindruck machen müsse, will mir nicht einleuchten.

Noch weniger habe ich in seinem Plan, — denn er ist ungemein einfach — jene labyrinthischen Beklemmungen empfunden, von denen sich hier fast alle Reisenden ergriffen glauben. Solche Urtheile und Eindrücke werden im Lauf der Jahrhunderte gleichsam traditionell, und es ist Pflicht, sich ihrer zu erwehren.

Zaragoza, eine große Oasenstadt, liegt mitten in der weiten aragonischen Wüste, im Norden begrenzt von den Schneehäuptern der Pyrenäen. Noch hat kein Maler diese Landschaft dargestellt, vielleicht weil Niemand ihm Glauben schenken würde. So weit die Wasser des Ebro und des Kaiserkanals reichen, prangt die Flur in wunderbarer Ueppigkeit; das Land ist bedeckt mit Weizenfeldern, Oelbäumen und Orangen. Aber wo die künstliche Bewässerung aufhört, ist haarscharf die Grenze gezogen gegen die weißlich-graue Mergel-, Thon- und Salzwüste. Oft läuft die Eisenbahn gleichsam mit der einen Schiene in der Ebroflur, mit der andern in dieser Wüste. Aber Zaragoza ist mit Toledo die Stadt, welche den alterthümlichsten Eindruck macht; seine Straßen sind fast noch enger als dort, seine Paläste (mit wundervollen Patios) noch düsterer, noch mehr abwehrend. Eine neue große Straße durchbricht dieses Stadtchaos, eine andere, ein lichter breiter Paseo mit den größten Kaffees, welche ich in Spanien gesehn, führt südlich hinauf zu jenem Kloster der Engracia, deren zerschossene Marmorfaçade einst Zeugin war unerhörter Kriegs- und Gräuelscenen. Aber Tausende von Spaziergängern wandern hier Sonntags vorbei, nach San Fernando und zum Kaiserkanal, sich nicht erinnernd, leichtlebig und still. Der Fremde aber besteigt einen der öden Hügel, überschaut das

Stadtbild unten, das hier an Florenz erinnert, und erblickt ringsum die weiße Wüste mit ihren tiefblauen Schattenschluchten und die in der Abendsonne glühenden Bergzüge im Norden.

Wer Spanien, das alte eigentliche Spanien sehn will, sollte nach Toledo oder nach Zaragoza gehn.

Eine nur selten interessante Eisenbahnfahrt, — aber der Blick auf den imposanten Moncayo entschädigt — bringt den Reisenden, immer im Ebrothal, nach Miranda, dem Knotenpunkt der Bahnen nach Bilbao und Madrid. Noch ein Mal fuhr ich von hier nach Süden, durch die große Felsenpforte von Poncorbo, dann durch die endlosen Feldfluren Neukastiliens, immer aufsteigend bis zu dem kaum erkennbaren Nabel des Landes, der fast eintausend Meter hohen Brújula.

Burgos, die Vaterstadt des Cid, hat nichts als seine Kathedrale, aber diese schlägt vielleicht Alles, was wir von Gothik in Spanien kennen gelernt haben: die erhabene Kathedrale von Sevilla, den heiligen Dom von Toledo.

Der Rückweg führte über das Küstengebirge von Álava steil hinab in die grünen und reichen Thäler des schönen Baskenlandes. Fremde, nie gehörte Laute schlagen an unser Ohr. In San Sebastian athmen wir noch ein Mal den erfrischenden salzigen Hauch des Ozeans.

Es ist das Land des ewigen Frühlings.

Doch nun geht es immer von Neuem in den Frühling hinein. In Biarritz badeten die Engländer bereits; aber ich erinnerte mich der spanischen Warnung: de los cuarenta arriba, no te mojes la barriga, das heißt: bist Du über die Vierziger hinaus, mache Dir den Wanst nicht naß!

Welche Blüthenpracht in Bordeaux! Wie gleiten die „Schwalben“, kleine Dampfschaluppen, über die Garonne! Aber auch die Kirchen alle wie gefüllt, und welch ein Trommeln auf den Exerzierplätzen!

Schön war dieses Frankreich auf der Sonntagsfahrt nach Paris, nirgends bedeutend, aber immer grün und den Fleiß seiner Bewohner lohnend.

In Paris wehte es in jedem Sinne kalt. Im Gegensatz zu dem übrigen Frankreich, wo man dem Deutschen stets mit Wohlwollen und Freundlichkeit entgegenkommt, gab es hier fragende Blicke. Zuletzt auf einsamer Nachtfahrt, ganz allein mit meinen Reiseerinnerungen, über die deutsche Grenze nach Metz und in die grüne Pfalz hinein. Ich hatte meine Ankunft schon von Lissabon aus gemeldet und traf nun in Mannheim auf die Minute ein, nicht wissend, daß es gerade der Himmelfahrtstag war. Zuletzt ein Abend in Heidelberg auf unserer deutschen, und wie viel schönern, Alhambra!

Druck von August Pries in Leipzig.